NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08159221 8

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin direct zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Achtzehn Mark* R.-W. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie von 7 Bänden.)

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. Hofmann in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band ist eleg. in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—IV kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Digitized by Google

Serie II

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.
Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.
Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.
Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.
Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.
Hoyns, Dr. G., Die alte Welt.
Richter, H. M., Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.
Büchner, Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen.
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.
Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.
Vambéry, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

Dingelstedt, Fr., Literarisches Bilderbuch.
Büchner, Dr. Louis, Liebesleben in der Thierwelt.
Lazarus, Dr. M., Prof., Ideale Fragen.
Lenz, Dr. Oscar, Skizzen aus Westafrika.
Strodtmann, Ad., Lessing, Ein Lebensbild.
Vogel, Dr. H. W., Professor, Lichtbilder nach der Natur.
Woltmann, Dr. A., Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Bezugs-Erleichterung von Serie I—IV.

Damit den verehrlichen Mitgliedern, welche der V. Serie beitreten, Gelegenheit gegeben wird, sich aus den bereits ausgegebenen 4 Serien die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Einzelpreise von 6 Mark** pro Band anschaffen zu können, haben wir die Bezugs-Erleichterung einer **Auswahl** aus den erschienenen 28 Bänden getroffen und zwar:

☞ **7 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien zum früheren Subscriptionspreise von 30 Mark.**

☞ **10 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien zum früheren Subscriptionspreise von 45 Mark.**

☞ **14 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien zum früheren Subscriptionspreise von 60 Mark.**

☞ **21 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien zum früheren Subscriptionspreise von 90 Mark.**

Sämmtliche 4 Serien = 28 Bände kosten 120 Mark.
Einzelpreis, pro Band, elegant gebunden 6 Mark.

☞ In der V. Serie gelangen nachstehende Werke zur Ausgabe:

Hanslick, Prof. Dr. E., Musikalische Stationen. (Der modernen Oper II. Theil.)
Cassel, Professor Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.
Schmidt, Hermann von, Ein Reiseroman.
Werner, Contreadmiral a. D., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

In der VI. Serie wird u. A. erscheinen:

Weber, M. von, Vom geflügelten Rade.

BUREAU
des
VEREINS FÜR DEUTSCHE LITERATUR.

Geschäftsführende Leitung:
A. Hofmann,
Verlagsbuchhändler in Berlin, Kronenstrasse 17.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Vom

Nil zum Ganges.

Wanderungen in die orientalische Welt

von

D. Paulus Cassel.

Berlin 1880.

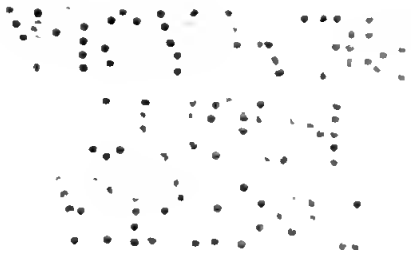
A. Hofmann & Comp.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
152583A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Zur

Erinnerung an einen 28. Mai.

Sta viator
caritatis memor veritatisque.



Vorwort.

Wenn Einer eine Reiſe thut, ſo mag er etwas erzählen — und von Wanderungen will das kommende Buch berichten, literariſchen allerdings an der Hand der Geſchichte. Aber mit eigenen Augen iſt geſehen worden. Der Reiſende hat nicht fremde, ſondern eigene Beobachtungen heimgebracht. Studien ſind es, die meinen öffentlichen Vorträgen in Berlin gedient haben und die gern auch lesbar ſein möchten auch für die Freunde von Geſchichte und Literatur, welche nicht ſelbſt ſammeln und ſtudiren können. Ich habe zumal Freude an denjenigen meiner Arbeiten, die ich weiten Kreiſen zugänglich machen kann. Ich lebe ja in der Aufgabe, öffentlich zu wirken und an das ideale Herz der Menſchen mich zu wenden. Ich trage darum gern die Wiſſenſchaft auch auf das Katheder, das mitten unter bildungsfreundlichen Zeitgenoſſen ſteht. Ein anderes freilich iſt es, öffentlich zu reden; es iſt leichter und ſchwerer, als ein wiſſenſchaftliches und doch populäres Buch zu ſchreiben. Der Redner hat Hilfsmittel, die

dem Schriftſteller abgehen, dem deutſchen Schriftſteller zumal, dem die Gelehrten kein Material des Beweiſes erlaſſen — und die Gebildeten keinen Apparat und kein Citat gönnen wollen.

Das deutſche Publikum möge die folgenden Blätter nicht nach den glänzenden Dichtungen von Ebers und Freytag richten. Ich bin zufrieden, wenn es ſich die Anregungen zu Gedanken, die ich auf meinen Wanderungen fand, gefallen läßt. Leopold Ranke ſagte einmal zu mir: Bleiben Sie bei der Geſchichte: Nichts Höheres ſchafft der Menſch. Ich bin ihm gefolgt; in der Geſchichte Gottes und der Menſchen habe ich meinen Frieden gefunden.

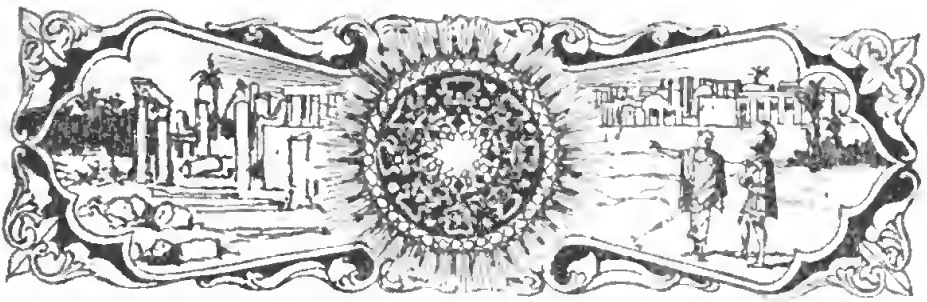
Aus ihm, den keine Parteifehde mehr beunruhigt, iſt auch dies Buch entſtanden. Möge es Frieden und Liebe finden.

Pfingſten 1880.

Paulus Caſſel.

Inhalt.

	Seite
Palmyra	1
Zenobia	12
Elagabal	37
Sultan Saladin und Leſſings Nathan	54
Antiochia I	71
Antiochia II (Julian)	85
Antiochia III (Bohemund)	102
Der Libanon und die Druſen (Hakem Biamr-Illah)	116
Die Kreuzzüge	131
Der heilige Georg	148
Der Mahomet von Voltaire	163
Damaskus und Cordova	176
Bagdad und Harun	194
Mahmud von Ghazna	210
Die Engländer in Delhi	232
Die geflügelten Stiere von Perſepolis	248
Cypern in alter Zeit	277
Cypern in der Literatur des Mittelalters	299
Bellerophon und die Solymer in Lycien	319
Die Pyramiden und Obelisken	328
Die Sphinx und ihr Räthſel	353



Palmyra.

Auch die Geſchichte in der Poeſie iſt Geſchichte. Es iſt geſchehen, was Homer und Shakeſpeare erdichtet. Echte Poeſie iſt eine Viſion der Wahrheit in die Vergangenheit, und die Prophetie ein Blick in die Geſchichte des ewigen Geiſtes. Ideale Begeiſterung macht wahr, was eigentlich nie geſchehen iſt. Wen Gott zum Künſtler machte, der ſchafft, ohne Chronik und Urkunde, nicht blos Kunſt, ſondern Thaten. Der ſchaffende Geiſt iſt nicht ſeiner, ſondern nur der Wahrheit mächtig. Indem er zu erdichten meint, giebt er unſichtbar Seiendes wieder; er bringt nicht ſowol hervor, er ſtellt verhüllt Vorhandenes dar. Das Bild des plaſtiſchen Meiſters iſt nicht Leinwand, ſondern natürliches Leben. Das Werk des Dichters iſt, kaum geboren, ein Drama alter Geſchichte. Um die Wahrheit geſchaffener Dinge ſchwebt alle Poeſie. Man ſagt, der Geſchichtſchreiber ſei ein umgewandter Prophet. Mit Recht, denn der Prophet offenbart die Pfade des Geiſtes Gottes mit lichter Weisheit. Und alle Propheten ſind Dichter, wie der rechte Dichter weiſſagend ſieht und ſchafft. Kein geringerer wie Sokrates ſpricht dies aus. Drum ſind Poetik und Hiſtorik nichts ſo fernes, als es ſcheint. Durch die Wahrheit empfangen Beide Glanz und Werth.

Der Prolog zu Heinrich dem achten ſagt den Zuſchauern, daß die, welche Geld geben, um Wahres zu erleben, hier Geſchichte finden. Es ſind im Drama nicht blos Perſonen mit hiſtoriſchen Namen benannt, ſondern die Geſtalten leben. Der Kampf der weißen und rothen Roſe wird von Shakeſpeare ſo beſchrieben, daß der Hörer meint, die Chronik entbehren zu können. Er findet Wahrheiten der Geſchichte neben der Geſchichte der Wirklichkeit. Macbeth und Hamlet ſind in die Geſchichte ihrer Völker eingewirkt. Wer will ſie daraus trennen, wie ſie der Dichter ſah! Der Egmont im Trauerſpiel lebt für die moderne Bildung mehr als der Egmont, den ſeine Zeit beſchrieben hat. Die Spanier ſind in ihrer vaterländiſchen Erzählung ärmer als wir; denn nur unſerm Dichter iſt Marquis Poſa erſchienen. Nur in Deutſchland lebte dieſer Spanier. Wahrlich, wären Geiſter wie er am Manzanares geboren, Spanien wäre politiſch minder gefallen. Große Dichter ſind eine Gnade Gottes für die Völker, unter denen ſie aufſproſſen. Aus Couliſſenkunſt und Lampendunſt werden ſie nicht bereitet. Solches ſind Erben idealer Kraft, welche ihren Völkern nicht um der Mode willen, ſondern zum belebenden Aufſchwung gegeben werden. Ueberall, wo ihr Wirken in lebenbildender Herrlichkeit erſcheint, iſt heiliger Boden. „Ziehe die Schuhe aus. Laß Partei und Leidenſchaft dahinten!“ Novalis hat Recht, wenn er das Märchen auch eine Weiſſagung nennt. Jede Dichtung iſt es, wenn ſie aus reiner Berührung mit dem göttlichen Geiſte, frei von Streit und Sünde, ſich erhebt wie der Lerche Geſang. Jedes Schaffen iſt göttlicher Art; es löſet ſich von der Endlichkeit zur Ewigkeit. Der wahre Geſchichtſchreiber muß ein poetiſch und prophetiſch Auge haben. Was die Tabellen der Geſchichte und deren geiſtloſes, oft parteiiſches Aneinanderheften von Namen und Zahlen bis zur langweiligen Armuth verzerren, — das in ein ergreifendes dramatiſches Leben zu faſſen, bedarf es eines Lichtbildes poetiſcher

Geiſtes. Namen und Zahlen dürfen nur werthvolle Wegweiſer ſein: Echte Poeſie ſchafft immer eine geſchichtliche Wahrheit. Echte Geſchichtſchreibung wird immer als ein Epos von Menſchenkraft und Menſchenleid erſcheinen. Die Genauigkeit der Forſchung hat die künſtleriſche Darſtellung Ranke's nicht geſtört, wie des Malers Genie auch der gewiſſenhaften Zeichnung nicht entbehren kann. Wer Geſchichte ſchreiben will, bedarf des Romanes nicht, um poetiſch zu ſchaffen. Dürr und trocken iſt die Weltgeſchichte niemals. Allerdings haben Urkundenſammlungen und Regeſten einen immenſen Werth, aber Weltgeſchichte ſind ſie ſo wenig, als Farbentöpfe ein kunſtvolles Bild darſtellen. Es giebt eben keine noch ſo große Technik, welche die ſchaffende und ſchauende Idee entbehren läßt.

Dieſe Bemerkungen ſtellt der Wanderer voran, wenn er ſeine Reiſe beginnt. Es lag ihm an Ideen, die er fand; es ſind nur Skizzen, die er entwirft; in keine Gallerie großer Werke führt er ein; eine Mappe von Handzeichnungen legt er vor. Es iſt in der Wüſte, wo er beginnt; wenn man den Namen Palmyra nennt, kann man auf Aufmerkſamkeit hoffen. Man wird dabei an ein hiſtoriſches Bild erinnert, das keiner poetiſchen Juwelierarbeit noch bedarf, um wie ein Märchen zu ſcheinen.

Wir verließen nicht ohne erwartungsvolle Spannung Damaskus, durch Bab-Tuma, das iſt das Thomasthor, über einen breiten Steinweg ſchreitend. Unſere Aufmerkſamkeit wird wenig durch die Thürme gefeſſelt, die vor dem Thore ſtehen. Sie heißen nach den Rebellenköpfen, mit welchen ſie einſt ein Paſcha geziert, Kopfthürme. Durch liebliche Gärten hindurch führt unſer Weg. In Salehije in der Vorſtadt machen wir Halt. Im October unternahmen wir unſere Reiſe und zur Zeit, da Ibrahim Paſcha Syrien mit disciplinirter Armee und eiſerner Hand in der Mitte der dreißiger Jahre regierte. Es iſt dies ein Glück für uns; wir hätten ſonſt kaum die Ruhe und Sicherheit, durch die Einſamkeit der Wüſte nach Palmyra zu gelangen. Die

ganze Wüſte bis an den Euphrat und von Haleb bis Arabien iſt von vielen Stämmen durchzogen, die von ihren Heerden, ſonſt auch von Krieg und Raub leben. Ibrahim hatte ſie gebändigt und man konnte ſich einigen Führern unter ihnen guten Mutes anvertrauen. Damals durften die Beduinen in Damaskus, wenn bewaffnet, nicht erſcheinen. In der Vorſtadt mußten ſie die Waffen ablegen. Welch ein Jubel daher, als unſere Führer in Salehije ſich wieder bewaffneten. Sie ſchwangen die langen Bambuslanzen, welche Straußfedern ſchmückten. Andere trugen Flinten, Keulen und Dolche. Fröhlichkeit erfüllte alle, als ſie ihren Weg in die Wüſte nahmen. Selbſt die Kameele ſchienen munter und elaſtiſch, als ſie den Wüſtenduft, den langentbehrten, wieder athmeten. Erſt vom Dorfe Nebk, am dritten Tage, begann die eigentliche Wüſtenregion, wenn auch noch nicht die Sandwüſte. Man zieht zuerſt zwiſchen niedrigen Hügelzügen, die dürr und mit Dornen bewachſen ſind, an Salzlachen entlang. Der Boden iſt mit trockner Graſung verſehen. Eine der Hyacinthe ähnliche Blume wächſt daſelbſt; die Araber pflegen ſie zu dörren und zu verbrennen. Man könnte meinen, daß eine Cultur von Getreidefeldern hier möglich wäre und früher ſtatt gehabt habe. Der Boden berſtet im Sommer oft; in den Spalten ſichern ſich die gereiften Samen. Kommt dann Regenzeit, bedecken ſich weite Strecken mit Blumen. — Doch wir machen Halt; vor dem Zelte des Scheichs iſt die Lanze mit der Straußenfeder aufgeſtellt. Bei ihm wird ein Lamm geſchlachtet; das Mahl geſchieht nach tauſendjähriger patriarchaliſcher Art. Die Kameele kommen hinter die Zelte; die Pferde werden mit den Vorderfüßen an die Zeltpflöcke gebunden. Ein Pferd iſt für den Araber ein koſtbares Ding. Es koſtet mehr Unterhalt als mehrere Kameele und hält doch weniger aus als ein Dromedar. Aber der Beſitz eines Pferdes giebt hohes Anſehen.

Der Morgen rief uns zum Weitermarſch. Aber vorher fielen alle Araber vor den Zelten zur Erde nieder bei Sonnenaufgang zum Morgengebet. Statt der Abwaſchung mit Waſſer wurde Sand genommen, man rieb die Hände damit und warf ihn dann rückwärts über den Kopf. Erſt danach begann der Zug. So kamen wir am vierten Tage nach Caryetein, der letzten Station, wo der Sandboden beginnt und das Waſſer aufhört.

Eine ganze Tagereiſe dauerte es, die nächſte Sandplaine zu durchziehen, und noch einmal wurde Raſt gemacht. Die Sonne ging prachtvoll unter: es war eine weite Straße von wunderbarem Purpur, den ſie den langen Horizont hinunterzog. Wie mit einem leiſen Rauſchen nächtlicher Geiſter wechſelte die Stille ab, als vor unſerm Lager der lange Zug der Bagdad-Karawane vorüberkam.

Es war am ſechſten Tage, als die Beduinen einige feine blaue Kegel mit dem Jubelrufe: „Tadmor, Tadmor!“ begrüßten. Noch ein paar Stunden, und man durchzog ein Thal, welches zwiſchen zwei Hügelketten lag. Spuren einer Waſſerleitung traten hervor. Auf den Gipfeln ſah man Ueberreſte alter Bauwerke; jetzt öffnet ſich die Bergreihe, und die wunderbare Ruine liegt vor unſern Augen.

Auf der gelben Ebene, die von einem blauen Himmel überdacht wird, erheben ſich zahlloſe, weiße Trümmer. Mitten aus der Wüſte ſteigt ein Wald von Marmor auf, weißer als die Birken. Wie nach einem Sturme ſind hunderte von Säulen umgeworfen, die Häupter zertrümmert. Auf einer Straße mit weichem, welligen Boden ſchreiten wir heran. Eine vierfache Säulencolonnade, — vierhundert Fuß lang, mit zerſchlagenem Dach, weiten Lücken, zerriſſenen Capitälen, aber frei, herrlich und groß, — nimmt uns auf. Andere Säulenbahnen gehen hindurch; Trümmer von Paläſten und Tempeln, Kunſtwerke mit Inſchriften, Büſten und Geſimſe koſtbar geſchmückt,

liegen traurig und gebrochen zu ihren Seiten. Am Ende der Halle, die vielleicht zwölfhundert Säulen tragen, erhebt ſich die gewaltige Ruine des Tempels wie eine Burg, den ganzen Hintergrund einnehmend. Einſt war das Haus der Sonne mit faſt vierhundert Säulen umgeben; mehr als ſiebenhundert Fuß maß jede Seite. Alles zeigt Spuren der Zerſtörung. Im innern Raume des Tempels hat ſich das ganze Araberdorf, zweihundert bis dreihundert Menſchen an Zahl, in fünfzehn bis zwanzig Hütten angeſiedelt. Das köſtliche Prachtthor iſt von den Bewohnern verengt, die prächtigen Hallen, noch immer mit Säulen und Marmorpilaſtern geſchmückt, ſind von Staub und Trümmern bedeckt. Noch ſchwebt auf Steingrund am Hauptportal ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln — das Sonnenbild, aber jetzt nur ein Symbol des Untergangs — noch ſieht man den Thierkreis in ſchöner, bildlicher Figur an der Wand. Noch findet man die wunderbaren Steinthüren, die ſich in den eignen Angeln drehten. Von Trümmerſtücken ſind die Hütten der Araber ſelbſt erbaut, auf Trümmern leben ſie. Dieſe bilden ihren Schutz und ihre Heimat, in den Kammern alter Heiligtümer verbergen ſie Habe, Geheimnis und Schmutz. Die Mauer iſt noch zu erkennen, die einſt die gewaltige Stadt umgab, welche Bäder und Schwefelquellen, Aquäducte, Baſſins, Fontänen, Stadien und öffentliche Gebäude umſchloß. In den Ruinen findet man noch Spuren von ihnen. Ueber ſie breitet ſich jetzt eine wunderbare Wüſte aus.

Wie anders bei uns, wo auf grünendem Berge, von Eichen umkrönt, eine Ruine hängt! Die Wehmut über den Bruch des Alten erquickt das neue Leben. Um Palmyra's Säulen ſchlingt ſich kein Epheu; ſeine Trümmer wechſeln nicht mit buſchigem Grün; kein anmuthiger Saumpfad im Schatten des Laubwaldes führt zum Tempel hinan; kein Blatt rauſcht, kein Vogel ſingt; frei und weiß in eintöniger, verfallner Pracht ragen die Trümmer empor, um die nirgends Leben

gedeiht: die einzigen Zeichen verſunkner Größe. Sie gleichen einem halb zerronnenen Traumbild mitten in dem Schlummer, der jede Wüſte gefangen hält. In den Märchen des Oſtens erſcheinen wol ähnliche Bilder. Ein Zauberer ſpiegelt dem ungeduldigen Sultan aus vertrockneter Ebene eine köſtliche Stadt. Doch ſchnell iſt dieſe verſchwunden. Palmyra wird noch erkannt, wenn auch in Fall und Zerſtörung, und das Herz fühlt die Trauer, die mit leis rauſchendem Flügelſchlag die Säulenſtraßen hinabſchwebt, an denen ſein Beginn und Namen hängt. Dieſe Säulengänge ſind das Abbild des Palmenwaldes, von dem Palmyra den Namen entlehnt hat. Marmorpalmen ſind dieſe Säulen, ſchlank und weiß; auch im Sande ſtanden ſie feſt, das Symbol des Lichtes zu bleiben.

Neuere wunderliche Gedanken, von denen leider ein theurer noch jüngſt gefeierter Mann (Ritter) geblendet wurde, haben den Namen in unverſtändlicher Art aus dem Sanskrit erklärt. Aber alles, Natur und Geſchichte, hätte davon abrathen ſollen. Daß heute wenig Palmen in Palmyra noch gefunden werden, darf nicht irre machen. Es gab deren noch in Abulfeda's Zeiten. Auch Jericho heißt unbezweifelt Palmenſtadt; trotzdem haben neuere Reiſende kaum eine Palme dort gefunden, und doch war es in alter Zeit von Palmenwäldern umgeben. Palmen gedeihen überall, wo, wie in Palmyra, feuchter, ſandiger Boden mit ſalzigen Stoffen und Salpetergehalt, wie ſie die Palme braucht, vorhanden iſt. Die Palme mit der Quelle iſt das Merkmal der Wüſtenoaſe; ſie iſt der Leuchtthurm auf den Inſeln der Wüſte. Darum iſt ſie die Säule und der Name, der Schmuck und die Kunſt der Wüſtenſtadt geworden. Das hebräiſche Tamar, die Palme, wird auch für Säule gebraucht (Jerem. 10, 15.). Tadmor iſt nur eine dialektiſch verſchiedene Bildung von Tamar. Es iſt kein Zweifel, daß auch im erſten Buch der Könige 9, 18 Tadmor gemeint iſt, und die Nachricht 2. Chron. 8, 4 beſtätigt dies.

Salomo hat Tadmor in der Wüſte angebaut. Daß er ihm den Namen gegeben habe, iſt ſo wenig Grund anzunehmen, als bei anderen Städten. Es iſt klar, warum Tadmor einen Werth in den Augen Salomo's gewann. Es war eben eine ſchöne Inſel im Wüſtenmeer, durch Waſſer und Schwefelquellen, durch Palmen und Salzfelder ausgezeichnet. An ihr mußte man bei der Reiſe vom Euphrat nach Damaskus vorüber. So wurde Tadmor im Frieden eine wichtige Handelsſtation, im Kriege ein Caſtell und Vorpoſten. Schon in uralter Zeit drohten die Fürſten am Euphrat mit Eroberungszügen nach dem Weſten, nach Tyrus und Phoenicien, doch mußte man Damaskus inne haben, um die Oaſe völlig zu behaupten. David und Salomo's Macht reichte ſo weit. Mit Einſicht gedachten ſie darum, die Grenzplätze überall zu befeſtigen. Salomoniſche Traditionen haben um Tadmor noch ſpäter geſchwebt. Die Paläſte und Säulen Palmyra's galten, wie die Terraſſe von Perſepolis, für ſein Werk. Dort wie hier, erzählt die Legende, war eine der Reſidenzen des Weltbeherrſchers. Die Juden verbreiteten die Sage, daß Salomo einen Adler als Flügelroß beſeſſen, auf deſſen Flügeln er in einem Tage nach Tadmor gelangte (Jalkut Melachim §. 195. II. p. 31 a). Die arabiſche Legende ſetzt hinzu, dem König Salomo wäre (Sure 34) der Oſtwind als ein Roß unterthan geweſen. So weilte der Mächtige des Morgens in Jeruſalem, des Mittags in Perſepolis und ſenkte ſich zum Abend in die Schatten der Säulen Palmyra's. Offenbar war ſchon damals die Wüſte von ſyriſchen Stämmen beſucht, welche beduinenartig ſie durchzogen. Der Talmud giebt uns Notizen an die Hand, daß ſie ſchon damals den Namen der Naſarya trugen. Kühne Führer erkannten die Wichtigkeit der Palmenoaſe. Ein kleiner Staat wurde begründet, deſſen Geſchick durch die veränderte Weltſtellung nach dem Tode Alexander's ſich entſchied. Als die Römer ihre Macht über Syrien und Paläſtina ausdehnten,

ſchwankte eine Zeit lang die Politik der Beduinen und ihr Intereſſe zwiſchen Rom und den Parthern. Unter Antonius wurden ſie bedrängt, daher ihr ſpäterer Anſchluß an die Römer. Eine eigenthümliche, für die Juden verderbliche Rolle müſſen ſie in ihrem Kriege gegen die Römer geſpielt haben. Seit der Zeit nannten die Juden jene Stadt nicht Tadmor, ſondern Tarmod, den Namen wortſpielend verändert, indem das letzte Spreu unter Weizen bedeutet, und wollten den Tag glücklich preiſen, an dem Tarmod zerſtört ſein wird. Bei beiden Zerſtörungen Jeruſalem's, auch im Kriege Hadrian's, hatten die Syrier mit Tauſenden von Bogenſchützen auf Seiten der Römer geſtanden. In der That ſcheint ſich Tadmor der Gunſt des Kaiſers Hadrian erfreut zu haben, der ſie Hadrianopolis nennen wollte. Die Juden bezeichneten die Einwohner als Leute mit üblen Augen durch den aufſliegenden Sand. Die Gegnerſchaft der Juden mit den Beduinenſtämmen überhaupt bezeugt eine Stelle, die ganz mit den Araberſagen übereinſtimmt. Als von dem Untergang Tarmod's als von einem Gottes-Gericht die Rede iſt, ſagt ein Lehrer: „Tarmod iſt ja ſchon zerſtört.“ „Nein,“ ſagte ein anderer, „das war Tamud.“ Der Talmud weiſt dabei auf den ſagenhaften Untergang des Stammes Tamud, der, wie Muhamed auch im Koran erzählt, durch Ungehorſam das Gericht Gottes erfuhr.

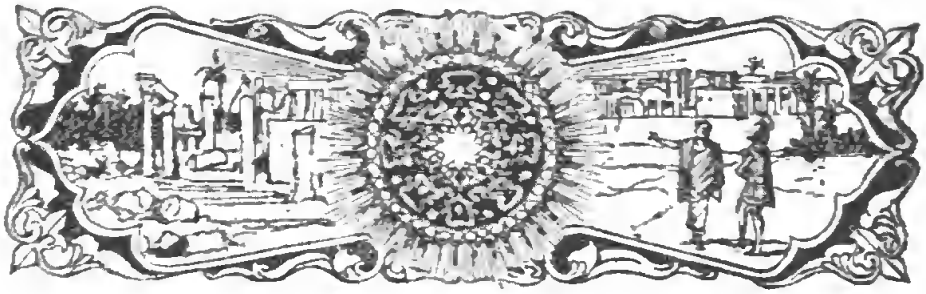
Daß zahlreiche Juden in Tadmor gelebt haben müſſen, geht noch aus den Inſchriften hervor. Nichts deſto minder war man bei den jüdiſchen Lehrern dagegen, von den Tarmodäern Proſelyten anzunehmen, weil ſie dieſe Nachkommen nur als Baſtarde aus einer Miſchung von Juden und Arabern anſahen. Der dauernden Verbindung des Volkes mit den Römern gegen die ſinkenden Parther verdankt die Stadt den Namen Palmyra. Die Einwohner haben ſich immer, nach orientaliſcher Tradition, Bewohner von Tadmor genannt. Den Namen Palmyra kennt der Orient gar nicht.

Die römiſchen Schriftſteller, ob ſie lateiniſch oder griechiſch ſchrieben, haben Tadmor zuerſt ſo genannt. Man wußte eben, daß Tamar die Palme hieß und gab es daher durch Palma wieder. Statt Tadmyra (Tadmor, mur) ſagte man Palmyra. Aus einer anderen Sprache den Namen zu erklären, iſt ganz unzuträglich. Die Religion der Palmyrener war die der Wüſtenvölker vor Muhamed. Man ſieht noch an ihren Sculpturen den Adler, der mit weit ausgeſpannten Flügeln am Himmel ſchwebt. Er iſt das Bild der Sonne, der der Tempel gewidmet war. Auch die Araber verehrten vor Muhamed einen Adler, wie der Talmud und Koran erzählen. Sie theilten auch andere uralte ſaraceniſche Sitten und enthielten ſich der Nahrung von Schweinefleiſch. Die Verbindung mit den Römern brachte ſie deren Cultur immer näher. Während das Partherreich ſank, hob ſich ihre Bedeutung. So iſt denn das Erſcheinen des Odenat mitten unter den römiſchen Feldherren nichts abſonderliches; wenn auch ſein und ſeiner Gemahlin Zenobia Erfolg und Herrlichkeit dem Meteor gleicht, das, je heller es blitzt, deſto ſchneller in Dunkelheit verſchwimmt. Aber die Zeichen ihrer Zeit ſind die Marmortrümmer, die wir ſchauen. Nach ihrem Sturze hat die Stadt ſich nie mehr erhoben. Der Fall Tarmod's iſt eingetreten.

Wie die lockende Pracht eines Wüſtenbildes, das plötzlich am Horizont der Ebene, von glänzenden Strahlen berührt, kaum erſcheinend, wieder verſchwindet, ſo die Geſchichte Palmyra's. Wundervoll gewiß müßte der Anblick ſein, wenn mitten in der ſandig ſtillen Wüſte, wo die Hügelketten ſich theilen, die alte Stadt mit tauſend Paläſten und Tempeln vor uns ſtände. Der freudige Klang des „Tadmor, Tadmor", welches heute die Araber rufen, iſt ein Nachklang der Vergangenheit. Benjamin von Tudela ſuchte die Station in der Wüſte auf und fand noch die erſtaunlichen Denkmale von Tadmor. Der Glaube, daß es einen Geiſt giebt, der einſt alle Trümmer erlöſt und

lebendig wieder herſtellt, iſt an ſolchen Stätten der Denkmale und der Erinnerung natürlich. Es wurde Lady Heſter Stanhope, der Nichte des Miniſter Pitt, als ſie 1815 im Orient lebte, nicht ſchwer, ſich für die wiedererſchienene Zenobia auszugeben. In ihrer phantaſtiſchen Erſcheinung mit zahlreichem Gefolge ſah man ſie zu Palmyra. Als Königstochter wurde ſie dort verehrt. Eine neue Zeit wurde von ihr erwartet.

Die Täuſchung ging vorüber. Es wird auch von einer Auferſtehung des dortigen Lebens nicht die Rede ſein, bis eine andere Viſion ſich erfüllt haben wird. Dann machen wir abermals den Zug von Damaskus durch die Wüſte hindurch. Auf den aufgebrochenen Blüten glänzt der Thau. Der Abend iſt herabgekommen; die Sonne ſinkt langſam zum Horizont herab. Die Hügelreihen öffnen ſich: Dunkel liegt zwiſchen weißen Marmorſäulen eine weite ſtille Stadt. Da beginnen von den Thürmen die Glocken zu klingen. Den Sabbath läuten ſie ein, der die Wüſte ruhen macht. Heiliger Friede ſchwebt über alle Welt.



Zenobia.

Der Abend war gekommen — die Karawane wird ſtill, auf einem Säulenſtumpf ruhe ich aus von langem Gehen und Beſchauen — da blinkt noch ein Stein entgegen — eine Inſchrift wird leſerlich — ſie trägt den Namen Zenobia.

Eine Welt von Erinnerungen weckt dieſer Name auf. Und Erinnerung iſt wie ein Rauſch, der die Seele wunderbar umfängt. Wie wahr iſt, was Parcival geſchah! Er ſah die Blutstropfen im Schnee und an dem Gegenbild von Weiß und Roth zeigt ihm ſeine Sehnſucht das Antlitz der holden Gattin; er kann ſich von dem reizenden Traume nicht trennen; ſein Weib, ſein Haus, ſein Kind ſieht er um ſich in lebendiger Gegenwart. Mit etwas Schnee und Blut malt ihm die Erinnerung jenes liebe Bild. So geht es mir mit dem Namen: Zenobia. Ein weltgeſchichtlicher Traum umfaßt die Seele, Jahrhunderte weichen zurück, altes Leben ſteigt empor, Zinnen blinken, Throne glänzen, Waffen klirren, Heere nahen — ja die Weltgeſchichte iſt der wunderbare Traum der Menſchheit ſelbſt, aus dem erſt der Morgen der Ewigkeit weckt.

1. Zenobia ist es, von welcher Calderon den begeisterten Decius sagen läßt:

„Dort herrscht Zenobia, jene Göttergleiche,
Zu welcher sich geneigt der Sterne Schaaren,
Daß Alles ihr an Stärk' und Schönheit weiche;
Denn selbst das Fernste sollt' in ihr sich paaren.
Luna, Saturn und jener Strahlenreiche
Verlieh'n ihr das Metall, das sie geboren,
Mercur gab ihr Verstand, Zeus Glück und Ehre,
Mars Tapferkeit und Schönheit gab Cythere."

Es ist keine Uebertreibung in dieser Schilderung. Nicht als ob der Dichter in seinem Schauspiel die wirkliche Zenobia in ihrem Ringen und Leiden dargestellt hätte. Er macht einen willkürlichen Roman aus ihrer Geschichte, aber ihre Person und den Eindruck, den sie auf die Mitlebenden übte, hat er schön und richtig gezeichnet.

Es war eine eigenthümliche Zeit, in der sie erschien, reich an Samen und Vorbereitungen für die Zukunft. Von ihr eine Skizze zu geben, ist nöthig, um das Auftreten des wunderbaren Weibes zu verstehn.

Das Römische Reich bestand noch in seiner vollen Ausdehnung — der Name Rom hatte noch seine unbestrittene und ungebrochene Autorität, aber der Coloß stand auf gebrechlichen Füßen. Es war ein Kaiserthum der ehrgeizigen Feldherren geworden. Es regierten wenig wirkliche Römer mehr, und diese nicht mehr glücklich. Der Geist war von Rom gewichen, welcher einst nicht blos seine Fürstenhäuser, sondern auch seine Schriftsteller erfüllte. Es gab keine Dichter und Geschichtschreiber mehr, wie in älterer Zeit. Die Religion des heidnischen Volkes hatte alles Leben verloren. Magie, Zauberspräche, mystische Bräuche und Opfer konnten nicht ersetzen, was in Folge des Reichthums und der Ueppigkeit verloren gegangen war. Das Christenthum hatte das Herz und den Geist des Volkes schon in weiten Kreisen gewonnen. Die großen Schriftsteller waren

Kirchenväter. Mit Clemens von Alexandrien und Tertullian konnte ſich an Geiſt und Gelehrſamkeit kein römiſcher Autor mehr vergleichen. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, was uns der Memoirenſchreiber Vopiscus ſelbſt erzählt: Er fährt mit dem Stadtpräfecten Tiberian, einem gebildeten Manne, und ſie reden über den Verfall der alten Geſchichtſchreibung. „Trebellius Pollo," ſagt jener, „ſchreibt ohne Kritik." Aber, meint Vopiscus, es hätten auch die Schriftſteller früherer Zeit wie Livius, Salluſt, Tacitus, Trogus Irrthümer in ihren Schriften. Da lachte jener und ſprach: „Nun, ſo ſchreibe du nur unbeſorgt, da du zu Genoſſen der Irrthümer, die du begehſt, Diejenigen haben wirſt, die wir als unſere Meiſter anſehen." Das war ein geiſtreiches Wort. Die Römer und ihre Literatur ſehen ihrer Vergangenheit nur noch in ihren Fehlern ähnlich, Kindern gleich, die, wenn ſie vom Beiſpiel ihrer Väter gefallen ſind, ſich damit tröſten, daß dieſe auch zuweilen ſich Morgens verſchlafen hatten und Sünder waren.

Im Orient hatte das Chriſtenthum eine ſeltſame Wirkung hervorgebracht. Es förderte das Hervorbrechen einer Menge religiöſer Zündſtoffe, die dort verborgen lagen. Seltſame Gegenſätze machten ſich dabei dieſſeits und jenſeits des Euphrat offenbar.

Dieſſeits in Syrien herrſchte ein üppiger und glanzliebender Sonnendienſt, der ſich mit allem Göttercultus vertrug und durch prächtige Aufzüge, ſchlaffe Sittlichkeit und ſchöne Kunſtbauten zumal die Römer anzog.

Dagegen jenſeits hatte ſich eine große Revolution vollzogen. In Perſien war das bisherige Königsgeſchlecht, das wir das Parthiſche zu nennen pflegen, von Ardeſchir Babekan, geſtürzt worden. Die letzten Eindrücke der Eroberung Alexander's und der Griechen wurden daher verwiſcht. Die alte nationale Religion kam wieder zur Geltung und mit ungeſtümer Macht. Die Lehren, welche wir aus den Büchern des Aveſta kennen,

wurden die allein herrſchenden. Eroberungsluſtige Fürſten hatten durch dieſe Revolution des nationalen Geiſtes die Erinnerung an die uralte Größe des perſiſchen Namens aufzufriſchen, Luſt und Feuer genug. Der alte Kampf gegen die Römer, welche eigentlich Herren bis zum Euphrat waren, trat mit neuer Energie hervor; der Parſismus unterſcheidet ſich auch dogmatiſch ſcharf von den Lehren des Sonnendienſtes dieſſeit des Euphrat. Dieſer war mild und tolerant wie die wärmende Sonne, der Parſismus iſt ausſchließend und verzehrend, wie das Feuer, das ihm heilig iſt.

Die ſyriſchen Sonnenſtädte befanden ſich unter der römiſchen Herrſchaft in Frieden und Schutz; das römiſche Heidenthum nahm ſelbſt immer mehr die Lehren an, daß in der Sonne alle Gottheit ſich vereinige, aber der erneuerten Religion der Saſſaniden ſtanden ſie feindlich gegenüber. Der Kampf der Saſſaniden gegen die Römer ging daher dieſe Städte ſehr nahe an.

Hatra, Boſtra, Emeſa, Heliopolis, lauter Städte mit Sonnentempeln, wie ganz Syrien, waren daher Römiſch geſinnt.

Daß aus einer Palmenoaſe in der Wüſte, aus Palmyra, ein weltgeſchichtlicher Staat geworden iſt, hat in dieſem Gegenſatz ſeinen Grund. Nicht blos die Schwäche der römiſchen Kaiſer, ſondern vielmehr die drohende Gefahr des Saſſanidenreiches unter Sapor hat Palmyra unter Odenat und Zenobia zum Haupt eines mächtigen Reiches, wenn auch nur für wenige Decennien gemacht.

2. Nach dem Tode des Kaiſers Decius hatten ſich einige ehrgeizige Generale mit dem Namen des Kaiſers geſchmückt, verloren aber in wenigen Jahren ihr Leben. Da ſchien das römiſche Reich an Valerianus einen Kaiſer von altem Schlage zu gewinnen. Er ſelbſt war ein vornehmer Römer und ging damit um, das Reich auf ſeine alten Fundamente zu gründen. Dies konnte nicht ohne Entſcheidung gegen das Chriſtenthum

im Reiche selbst und gegen die Feinde an den Grenzen des Reichs, gegen die Perser, geschehen. In Betreff des Christenthums schien ihm besonders daran gelegen zu sein, die Verbreitung desselben unter den höheren Ständen zu hindern und dem Volke seine Führer zu nehmen. Im Jahre 258 erschien ein Edict, „daß die Bischöfe, Presbyter und Diakonen mit dem Schwerte hingerichtet, den Senatoren und Rittern ihre Würden und Güter genommen und diese, falls sie immer noch Christen blieben, getödtet werden sollten". In der That starben am 6. August 258 der Römische Bischof Sixtus, am 14. September der große Bischof von Carthago, Cyprianus, außer vielen Andern den Märtyrertod. Befleckt mit dem Blute vieler treuer und unschuldiger Männer zog Valerian gegen die Perser. Die sonstige Weisheit und Klugheit bewährte er nicht, namentlich einem so kühnen und listigen Manne gegenüber, wie Sapor war. Er ließ sich überreden, mit ihm eine Conferenz zu haben, kam dahin mit edlem Leichtsinn, nur von einer kleinen Schaar begleitet, und wurde von Sapor gefangen. Die Behandlung, die er erfuhr, war schmachvoll und demüthigend. Gerade weil sie Sapor gegen einen römischen Kaiser ausführte, ist sie nicht zu bezweifeln. Der Triumph für Sapor, obschon schmählich erkauft, konnte nicht größer sein. Der Perser zwang den Kaiser den Rücken zu beugen und benutzte ihn zum Steigbügel, sein eigenes Pferd zu besteigen. Das war im Orient nichts unerhörtes. Byzantinische Schriftsteller erzählten, daß Alparslan, der Türkensultan, dasselbe im Jahre 1071 mit dem Byzantinischen Kaiser gethan habe. Die Jüdische Legende berichtet, daß als Haman auf Befehl des Perserkönigs dem Mordechai hätte das Roß anschirren müssen, Haman den Nacken beugte, damit Jener auf seinem Rücken das Pferd bestiege. Im Alterthum hatten die Cyprischen Königsweiber Hofdamen, welche ihren Rücken liehen, damit jene bequemer in den Wagen oder auf das Reitthier stiegen und daher den Namen „Steigbügel" trugen. Auch

die Erzählung, daß Sapor dem todten Valerian habe die Haut abziehen laſſen, dieſelbe ausgeſtopft und unter ſeinem Volke als Zeichen ſeines Sieges herumgeſandt habe, hat nichts verwunderliches. Als Bragadino, der Venetianer, nach der heldenmüthigen Vertheidigung von Famaguſta in Cypern bei einer Conferenz, gerade wie Valerian, gefangen genommen war, wurde ihm nach Qualen, die ihn tödteten, ebenfalls die Haut abgezogen und dieſe ausgeſtopft im Lager umhergezeigt. Aehnliches geſchah mit dem Paſſionsbilde Jeſu Chriſti 1571, den 17. Auguſt.

Als die Nachricht vom Fall Valerian's ſich im römiſchen Reiche verbreitete, erregte ſie ungeheure Verwirrung. Ueberall erhoben ſich Feldherren mit dem Anſpruche, Kaiſer zu werden. Gallienus, der Sohn Valerian's, konnte der Bewegung nicht Meiſter werden. Das Reich ſchien zerfallen zu müſſen. Die Neuperſer ergoſſen ſich wie ein glühender Strom; Sapor plünderte durch ganz Kleinaſien; Antiochien, Tarſus mußten unter ihm leiden; Syrien ſpürt ſeine Räuberhand — da findet er einen ſiegreichen Gegner, wo er ihn kaum erwartet, in einem Saraceniſchen Fürſten, in Odenat von Palmyra.

3. Durch die Heerzüge Sapor's nach Syrien war auch Palmyra in Mitleidenſchaft gekommen. Dort ſtand an der Spitze des Saraceniſchen Stammes der Naſarya ein tapferer Emir, Odenat, welcher zuerſt dem Sapor ein Bündniß angeboten haben ſoll. Aber Sapor, in ſeinem Hochmuth, behandelte den Emir und ſein Schreiben mit Verachtung. So ſoll Eugen von Savoyen von Louis dem Vierzehnten von Frankreich verachtet und in die Dienſte ſeines Gegners, des Kaiſers von Oeſterreich getrieben worden ſein. Odenat greift die Perſer an; dem erſten glücklichen Erfolge reihen ſich andere an. Er pflanzt die römiſche Fahne im Gebiete des Feindes auf. Die Feinde der Perſer in Syrien fallen ihm zu; Alle, die mit den Römern es gehalten haben, nehmen ſeine Führung an; Sapor wird auf das Haupt geſchlagen, Odenat dringt über den Euphrat, nimmt

Niſibis ein, erkämpft die herrlichſte Beute, ja ſogar den Harem des Sapor und verfolgt ihn bis Kteſiphon. Die römiſchen Schriftſteller nennen ihn den Retter des Orients. Der Kaiſer Gallienus, dem die Zügel des Reichs aus den Händen gefallen ſind, läßt es zu, daß er ſich Cäſar Auguſtus nennt und „ernennt ihn zu ſeinem Mitregenten". Er ſoll ſogar eine Münze haben ſchlagen laſſen, worauf der Kopf des Odenat und die von ihm in Feſſeln geſchlagenen Perſer zu ſehen waren. Eine ſolche Münze iſt jedoch bis jetzt nicht bekannt geworden. Wahrſcheinlich iſt auch die Nachricht ſo zu verſtehen, daß Gallienus Erlaubniß nannte, was Odenat ſchon aus eigener Machtvollkommenheit gethan hatte, und daß Odenat daran lag, was er that, in ſcheinbarer Uebereinſtimmung mit dem römiſchen Kaiſer zu thun.

Anleitung und Begeiſterung zu ſeinen Thaten ſoll aber Odenat zumal erhalten haben durch ſein Weib Zenobia, die mit ihm die Siege über Sapor davongetragen und auch ſein Werk noch in größerer Glorie fortgeſetzt hat. Es iſt ein ſeltſames Geſchick, das Sapor erfuhr. Es war ihm einmal gelungen, die ſtarke Sonnenfeſte Hatra zu gewinnen, freilich nicht durch ſeine Kriegskunſt, ſondern durch Verrath. Die Tochter des tapfern Vertheidigers ſollte, um in Sapor's Harem zu kommen, ihren Vater und ihre Stadt verrathen haben. Und dann war es ein ſittliches und unbeflecktes Weib — Zenobia — durch welches er alle ſtolzen Eroberungen verliert.

Odenat war ein leidenſchaftlicher Jäger; auf einer Jagd verlor er ſein Leben, nicht durch ein wildes Thier, ſondern durch einen verrätheriſchen Verwandten und zwar an einem Geburtsfeſte. Die Fabel, daß Zenobia an ſeinem Tode ſchuld ſei, iſt nur durch die ähnliche entſtanden, welche man von Semiramis erzählt, mit der jene verglichen ward. Wir haben eine zeitgenöſſiſche, unbefangene Nachricht im Talmud, welche das Gegentheil davon bezeugt. Es war, ſo wird erzählt, ein

Rabbi Seira bar Chinnena in die Hände der Zenobia gerathen. Zwei andere Rabbi's, Ami und Samuel, begaben sich zu ihr, ihn auszulösen. Da sprach zu ihnen Zenobia: „Ihr erzählt ja Wunder von Eurem Gott, möge er doch nun eines thun"; kaum hatte sie dies gesagt, brachte ein Saracene ein Schwert. Mit diesem Schwert, rief der Rabbi, hat so eben Bar Nezer seinen Bruder getödtet. Darüber entstand ein großes Getümmel und der Rabbi konnte entfliehen. Dieser Bar Nezer war offenbar jener Mäonius, wie römische Nachrichten den Mörder Odenats nennen, und war aus dem arabischen Stamme, der Maon schon im alten Testamente heißt. Die große Bestürzung, in die Zenobia gerieth, beweist ihren Schreck über den Tod ihres Gatten.

Die Mordthat kam dem Mäonius nicht zu gut. Zenobia wurde Fürstin an des Gefallenen Statt und Regentin für die zurückgebliebenen Söhne.

Die Ruinen von Palmyra offenbaren den mächtigen Geist Derer, die in die Wüstenoase eine solche Stadt zu bauen im Stande waren. Aber größer wie der architektonische Plan, in dem die Stadt mit ihren Hallen und Tempeln gebaut ward, erscheint der politische, den man zumeist der Zenobia zuschreiben muß.

Die Schwierigkeiten, den Orient zu behaupten, traten für die römische Regierung immer größer hervor, seitdem der Perserstaat eine immer stärker drohende Macht geworden war und sobald von Rom allein aus die Leitung des Staates geführt werden sollte. Was Diocletian später anstrebte, aus Nicomedien eine zweite Hauptstadt in Asien zu machen, was Constantin mit der Gründung Constantinopels ausführte, das erkannte der politische Blick der Herrscherin Palmyra's.

Elagabal hatte im Anfang des Jahrhunderts aus Rom gewissermaßen eine Sonnenstadt wie Emesa in Syrien machen wollen, aus der Stadt des Capitols ein zweites Emesa; Zenobia

wollte aus Palmyra ein zweites Rom ſchaffen, nicht ein Gegenrom, ſondern ein Nebenrom — ein Rom des Orients, wie jenes die Hauptſtadt des Occidents war. Es lag ihr nichts an der Blüthe und Geſundheit des europäiſchen Rom, aber ſie konnte ohne ſeinen Namen kein eigenes Reich gründen. Ein Rom oder vielmehr ein Mitrom hatte erſt die Autorität, die ſie brauchte; die aſiatiſchen Völker vom Euphrat bis zum Nil reſpektirten nur dieſen Namen. Einer römiſchen Herrſchaft unterwarfen ſie ſich. Rom forderte viel, aber es war fern und tolerant. In Rom's Namen vereinigten ſie ſich gegen die unduldſame und nahe Tyrannei der Schah's der Neuperſer. Zenobia wollte die Kaiſerin eines Oſtrom ſein, das mit dem Weſtrom verbunden iſt, welche die eine orientaliſche Hand in jene, die römiſche, legte. Von dieſem Gedanken aus lenkte ſie ihre Politik, dieſem verdankte ſie ihre Erfolge; nach ihm führte ſie ihre Regierung. Demgemäß nannte ſie ſich Septimia Zenobia Auguſta auf den Münzen; es giebt ſolche, wo ihr Bild mit dem des Kaiſers von Rom zuſammen erſcheint.

Sie trug den Namen Septimia Zenobia, wie Odenathus Septimius hieß, der deshalb bei den Palmyrenern nicht ſelten war. Der Name hatte für ſie eine politiſche Bedeutung. So hieß der Kaiſer Severus, welcher eine ſyriſche Gemahlin hatte aus Emeſa, Domna (Martha) und um deren Verwandtſchaft willen Elagabal und Alexander Severus Kaiſer waren, gleichfalls „Septimius“. Ebenſogut mochte Zenobia eine ſyriſche Herrin (Domna) ſein. Ein Nebenſpiel, vielleicht eine Nebenabſicht, findet ſich darin, daß der orientaliſch geſchriebene Name Zenobia mit einem Buchſtaben anfängt, der im Hebräiſchen der ſiebente im Alphabete iſt (Septimia von Septima). An ſich bedeutet Zenobia ohne Zweifel „die Goldene“. Aehnliche Namenbildungen waren ja im Orient bekannt. Bei den Griechen heißen Frauen Chryſe, Chryſeis; Jüdinnen heißen noch in neuerer Zeit „Golde“. Odenat iſt ein von dem ſemitiſchen Adon (Herr) abgeleiteter Name.

Die palmyreniſche Sprache war ein dem Hebräiſchen und Aramäiſchen verwandter Dialekt.

Wenn man von ihr ſagte, ſie hätte ihr Geſchlecht auf die ägyptiſche Cleopatra zurückgeführt, ſo bedeutet das nur, daß ſie Cleopatra als Beiſpiel genommen habe. Wie jene mit Antonius, ſo wolle ſie mit dem römiſchen Kaiſer zuſammen Rom regieren. Es war der Anſpruch, den ſie erhob, nichts ungewöhnliches, zumal da das Verhältniß zum Kaiſer, welches ſie im Auge hatte, ein reineres als das der ägyptiſchen Königin war. Aehnlich nur war es, wenn man ſie von der Semiramis ableitete. Sie war wie dieſe eine orientaliſche Herrſcherin, die wie Semiramis in der Sage, nach dem Tode ihres Mannes für ihren Sohn mit Glück und Kraft das Reich regierte.

In manchen ſogar neueren Büchern iſt von einer Schweſter Zabba die Rede, aber das iſt ein nachgeſchriebener Fehler. Ihr Feldherr hieß ſo, der auch in ihrem Auftrage Aegypten eroberte. Ihr Reich erſtreckte ſich in der That über den ganzen römiſchen Orient. Palmyra, als deſſen Hauptſtadt, ſollte auch ſocial Oſt und Weſt mit einander verbinden. Neben dem Palmyreniſchen galt zumal das Griechiſche. Viele aufgefundene Inſchriften ſind in griechiſcher und palmyreniſcher Sprache abgefaßt. Ihre Söhne mußten Lateiniſch lernen und ſprechen. Ihr Hof war wie der eines perſiſchen Schah voll Pracht und Reichthum. Es herrſchte dort auch perſiſche Etikette. Sie ſelbſt aber trug ſich wie ein römiſcher Kaiſer, nicht eingeſchloſſen im Palaſt, ſondern perſönlich gebietend und regierend wie ein römiſcher Imperator der beſten Zeit. Sie war ja in der That eine außerordentliche Perſönlichkeit. Der geiſtloſe Trebellius fühlt ein romantiſches Rühren, wenn er von ihr redet. Von orientaliſchen Königinnen laſſen ſich wenige mit ihr vergleichen. Sie übertraf die Einen an Schönheit, die Andern an Geiſt, faſt Alle an Sittlichkeit.

Sie war von überraſchender Schönheit, brünetten Geſichts

mit geiſtvollen, funkelnden, ſchwarzen Augen, aus denen „göttliches Feuer“ ſprühte, ihre Zähne waren weiß wie die Perlen, ihre Stimme war klangvoll. Sie konnte ſtundenlang marſchiren wie ein Soldat; zuweilen erſchien ſie zu Wagen, meiſt ſaß ſie zu Pferde.

Wenn ſie im Gewand eines Kaiſers, den Helm auf dem ſchönen Haupt, im Purpurmantel mit Juwelen beſetzt, den vorn eine Agraffe von Perlmutter zuſammenhielt, mit entblößtem Arm, das Schwert in der Hand, vor ihren Truppen erſchien, riß ſie Groß und Klein zur Begeiſterung hin. Sie war niemals zerſtreut und ſchlaff, nicht eitel und verſchwenderiſch, gütig und mild, aber auch voll energiſcher Strenge, wenn ſie dieſe für nothwendig hielt.

Sie präſidirte im Rath ihrer Heerführer; ſie war die Seele ihrer Unternehmungen, aber ſie nahm auch an ihren Gelagen Theil, nicht aus Luſt, ſondern um der Genoſſenſchaft willen, konnte trinken wie jene und trank Perſer und Armenier nieder, was wirklich etwas ſagen will. Sie war nicht weibiſch und hatte doch weibliche Art. Ihre Keuſchheit war unbefleckt. Ihre Feinde rühmen ihre Tugend. Ein ſchätzbarer Ausleger des Buches von Cicero „über die Pflichten“ führt das Beiſpiel ihrer ſittlichen Enthaltſamkeit an und meint, wenn alle Frauen ſo wären, ſo könnte auch ein Gelehrter, der die Wiſſenſchaft liebt, es wagen, eine Frau zu nehmen.

Sie verſtand Griechiſch und Lateiniſch, war des Aegyptiſchen völlig mächtig und der Geſchichte Alexander's und des Orients ſo kundig, daß ſie ſelbſt einen hiſtoriſchen Abriß davon gemacht haben ſoll.

An ihrem Hof ſcheint zur Zeit mehr geiſtiges Leben geweſen zu ſein, als in Rom. Ausgezeichnete Männer aus allen Ständen und Religionen fanden ſich dort. Sie gehörte den Bräuchen der Palmyrener an; in Palmyra war ja der berühmte Sonnentempel; nichts deſto weniger war ihr Freund und Schützling

der Biſchof Paulus von Antiochien. Er war aus Samoſata gebürtig und ein begabter, weltkluger Mann. Es ſcheint, daß ſich Zenobia ſeiner bediente, um die Chriſten in Antiochien und Syrien für ſich geſtimmt zu machen. Er wich in manchen Geſichtspunkten von der orthodoxen Lehre ab und lehrte Chriſtum hauptſächlich nach der menſchlichen Natur. Deshalb wurde er der Irrlehre geziehen, auch abgeſetzt, aber er behauptete ſich gegen den Widerſpruch der andern Biſchöfe, ſolange Zenobia lebte. Er ſcheint im Gegenſatz zu den Biſchöfen der damaligen Zeit den weltlichen Glanz geliebt zu haben, geberdete ſich wie ein Kirchenfürſt; damals war es noch eine Seltenheit, daß ein Biſchof einen Secretär, Gefolge und Wagen hatte. Er ſcheint noch mehr, als damals Brauch war, auf Liturgie und Kirchengeſang, den er durch Frauen ausführen ließ, Werth gelegt zu haben. Es werden ihm manche Dinge übel angerechnet, die ſpäterhin im gewöhnlichen Brauche waren. Auch Chryſoſtomus wurde in der Kirche, wenn er predigte, beklatſcht. Und noch heute giebt es Prediger, welche es gern hören, wenn man ſie lobt und gut recenſirt. Er führte außerdem den Titel eines weltlichen Amtes, in dem er Ducenarius hieß. Jedenfalls thut man ihm Unrecht, wenn man ſeine rein arianiſche Lehre von Chriſti Perſon auf Schmeichelei gegen die Zenobia zurückführt. Es haben dieſe Lehre auch andere Antiochener getheilt, welche mit Zenobia nichts zu thun hatten. Ebenſo wenig hat Zenobia etwas von ihm angenommen, da ſie keine Chriſtin war. Durch die Gunſt, die ſie ihm erwies, kam ſie ſelbſt in den Ruf zu judaizіren, nämlich jüdiſche Meinungen zu haben. Man nannte nämlich im kirchlichen Sprachgebrauch ſolche, welche die Gottheit Chriſti leugneten, „Juden“ oder „Judaizanten“, nicht dem Volke ſondern der Lehre nach. Inſofern wurde auch Zenobia, welche keine Chriſtin und mit Paulus von Samoſata befreundet war, mit demſelben Namen benannt, aber ſie war weit entfernt eine Jüdin zu ſein. Es lebten zwar Juden in Palmyra, aber der Staat hatte

immer eine antijüdiſche Politik und Zenobia ſpottet über die Juden in jener Notiz des Talmud, die wir oben erwähnt haben.

Schlimmer wäre es, wenn die Vorwürfe wahr wären, die dem Biſchof von ſittlicher Seite aus gemacht wurden, aber dieſe Vergehen werden nur vermuthet und für wahrſcheinlich gefunden wegen der Leichtigkeit, in der er auch geſellig mit Frauen verkehrte. Jedenfalls hatte er ſolche Sitten nicht von Zenobia angenommen. Es übertragen ſich von der dogmatiſchen Gegnerſchaft leicht ſittliche Vorwürfe auf die Gegner, die man um ſo ſchärfer beurtheilt, je mehr man die eigene Partei ſchont. Man freute ſich, daß Aurelian nach Zenobia's Fall ihn vertrieb und billigte gegen ihn das Eingreifen der weltlichen Macht, während man es im entgegengeſetzten Fall verabſcheute. Es miſchte ſich in das Geſchick des Paulus und ſeine Dogmatik der große Gegenſatz, in welchem Zenobia mit ihrem Nebenrom zu dem wirklichen Rom getreten iſt. Er theilte ſo Glück und Fall der Zenobia, wie dies ein anderer ausgezeichneter Mann gethan hat, nämlich der griechiſche Philoſoph Longinus.

Wenn es auch nicht gewiß iſt, daß Dionyſius Longinus ſelbſt in einer ſyriſchen Stadt geboren wurde, ſo iſt doch ſicher, daß ſeine Mutter aus Syrien und zwar aus Emeſa ſtammte, Phrontonis, deren Bruder Phronto in Athen gelebt hat. In neuerer Zeit vermuthet man, er ſei wenigſtens in Athen geboren. Es iſt daher kein Wunder, daß er auch ſyriſch zu ſchreiben verſtanden hat und wahrſcheinlich auch das Hebräiſche kannte. Offenbar waren es auch Beziehungen der ſyriſchen Heimath, welche ihn mit Zenobia in Verbindung brachten. Er wurde ihr Lehrer und Geheimſecretär.

Er war einer der hervorragendſten und reinſten Geiſter der Zeit, von den edelſten Lehrern gebildet; doch nur ein bedeutendes Buch, und dieſes verſtümmelt, iſt von ihm zurückgeblieben. In demſelben, worin er vom Erhabenen handelt, citirt

er auch als Muſter erhabener Sprache die Stelle der heiligen Schrift „Und Gott ſprach: Es werde Licht und es ward; es werde Erde und ſie ward.“ „Unmöglich, ſagt er, kann Jemand, wenn er kleinen und ſklaviſchen Geiſtes iſt und ſein ganzes Leben nach dieſer Geſinnung einrichtet, etwas Bewundernswerthes hervorbringen.“ Er kann es auch nicht verſtehen, darum verſtand aber Longinus, obſchon ein Heide, das Moſaiſche Buch.

Als Zenobia fiel, nahm auch er ein tragiſches Ende. Der Kaiſer Aurelian, ein roher und kleiner Geiſt, konnte dem Philoſophen die Dienſte, die er der Zenobia geleiſtet, nicht vergeſſen und ließ ihn tödten. Die Römer ſchämten ſich dieſes Falles und es war offenbar nur eine Verleumdung, wenn ſie die Rache Aurelian's auf Zenobia zurückführten, welche die Schuld ihres Trotzes auf Longin geſchoben hatte. Aber er war ja immer nur der Diener geweſen und je treuer er war, deſto mehr verdiente er Schonung. Daß er den Tod muthig erlitt, ehrt den Philoſophen.

Es war im Jahre 267 n. Chr., als Odenat getödtet ward. Damals regierte noch Gallienus in Rom; ihm folgte 268 Claudius, welcher 269 über die Gothen ſiegte, aber 270 an der Peſt ſtarb. In demſelben Jahre ward Aurelian Kaiſer. Es mußte eintreten, daß, ſobald in Rom wieder ein wirklicher Herrſcher auf den Thron kam, er das ganze Reich unter ſein Scepter zu vereinen trachtete. Rom war damals noch nicht geſinnt, ſobald es einen wirklichen Feldherrn hatte, ein Nebenrom zu dulden. Zenobia wußte wol, daß ihr Reich nur ſo lange unangefochten ſein würde, als Palmyra ſelber das römiſche Intereſſe zu vertreten hatte. Man kann annehmen, daß, wäre Claudius leben geblieben, ſchon er den Feldzug gegen Palmyra unternommen hätte. Den ſtolzen Römern war nichts entſetzlicher, als daß ein Weib ſo lange und ſo ſiegreich die römiſchen Adler trug. Aurelian, der neue Kaiſer, war ein altrömiſcher Kriegsmann; von niederer Herkunft aus den Gebieten

der unteren Donau, woher damals die tapferſten Leute kamen, hatte er von unten auf gedient. Von körperlicher Kraft und an militäriſche Zucht gewöhnt, verſtand er eine Armee wieder zu erziehen und zum Siege zu führen. Die Römer hatten nach langer Erſchlaffung einen kraftvollen Charakter nöthig; nur war Aurelian zu roh und ſoldatiſch rückſichtslos. Er handelte in Uebereinſtimmung mit dem römiſchen Bewußtſein, als er, nachdem er Rom gegen die Germanen geſichert, ſich zum Kriege gegen Zenobia rüſtete; es geſchah dies 272.

Aber nicht ohne Bedenken wurde die Unternehmung begonnen, die Hülfe der Götter wurde durch allerlei Bräuche in Anſpruch genommen. Und doch konnte für einen römiſchen Kaiſer, der Ausdauer und Disciplin beſaß, der Erfolg nicht zweifelhaft ſein. Das Reich der Zenobia war im Orient nur durch das römiſche Kleid möglich geweſen, welches ſie ihm gab. Die Völker ſchloſſen ſich ihr an, um unter dem römiſchen Namen einen Schutz gegen die Perſer zu haben. Es war keine religiöſe oder fanatiſche Begeiſterung in den Heeren Zenobia's, wie ſpäter in denen der Araber. Es hielt ihre Völker nichts zuſammen wie ihre Perſon und der Erfolg. Zeigte ſich das wirkliche Rom, ſo wurde deſſen Nimbus geltend, dann wurden unſicher, die früher mit ihr verbunden waren; einer wolgeführten römiſchen Armee widerſtand damals Niemand. Selbſt die alten Franken und Gothen mußten ihrer Kriegskunſt weichen.

Siegreich unterwarf er Kleinaſien; Schreck und Furcht gingen ihm voran. Es handelte ſich für Zenobia und ihren Staat allerdings um die Exiſtenz und ſie wehrte ſich mit ihren Heeren heldenmüthig gegen die hereinbrechende Uebermacht. Bei Antiochien und bei Emeſa wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Zenobia hatte zuletzt mit ihren alten Feinden, den Perſern, Verbindungen angeknüpft, um von dort aus ein Hülfsheer zu gebliebenen, aber es kam nicht. Palmyra wurde lange vertheidigt,

endlich von den Römern geſtürmt. Zenobia ſucht durch eine verborgene Steinthür des Tempels zu fliehen; ein Laufkameel ſoll ſie bis zum Euphrat tragen, um über den Fluß nach Perſien zu gelangen, allein ſie ward eingeholt und gefangen. Palmyra ward von dem Feinde geplündert, Longin getödtet — der Staat war verloren.

4. Welches war ihr Ende! Man ſollte meinen, es könnte darüber kein Zweifel ſein, wenn man neuere Geſchichtſchreiber lieſt. Auch poetiſche Darſtellungen haben es ja vielfach geſchildert, und doch iſt guter Grund vorhanden, die bisher im Schwange gehenden Meinungen als unſicher und unwahrſcheinlich zu erklären.

Wir haben über das Ende der Zenobia, wie über ihr Leben römiſche und griechiſche Nachrichten. Die römiſchen Erzähler ſind ein gewiſſer Trebellius Pollio, welcher eine Skizze vom Leben Zenobia's gab, und Vopiscus, der das Leben des Aurelian beſchrieb. Sie lebten, der erſtere etwa am Anfang des vierten Jahrhunderts, der zweite gegen Mitte deſſelben. Namentlich die Skizzen des Trebellius ſind ohne Geſchick und Geiſt, die des Vopiscus ſind etwas geordneter.

Ihnen ſteht auf griechiſcher Seite Zoſimus gegenüber, ein gründlicher und geſchickter Autor, freilich aus dem fünften Jahrhundert, dem aber die beſten Nachrichten älterer Zeit zu Gebote ſtanden.

Die römiſchen Nachrichten erzählen nun, daß Aurelian, nachdem er die Zenobia gefangen, ihr das Leben geſchenkt, obſchon die Soldaten ihren Tod wünſchten und ſie für ſeinen Triumph aufbewahrt habe. Dieſer Triumph wird auch näher von ihnen beſchrieben: Es erſchienen zuerſt drei königliche Wagen. Der erſte hatte dem Odenatus gehört und war in kunſtreicher Art mit Gold, Silber und Edelſteinen bunt verziert; der zweite war ein Geſchenk des Perſerkönigs an Aurelian, der dritte gehörte Zenobia, die ſich ihn hatte

bauen laſſen, um ihren Einzug darauf in Rom halten zu können, worin ſie ſich allerdings nicht täuſchte, denn ſie hielt zugleich mit ihm ihren Einzug in dieſe Stadt, allein als Beſiegte und als ein Theil des Triumphes ſelbſt. Dann kam ein vierter Wagen, von vier Hirſchen gezogen, der dem Gothenkönig gehört haben ſoll. Auf dieſem fuhr, wie Viele erzählen, Aurelian auf das Capitol, um daſelbſt die Hirſche dem Jupiter zu ſchlachten, da ſie zugleich mit dem Wagen erbeutet worden waren. Voraus waren gezogen 20 Elephanten und 200 zahme Beſtien aus Libyen und Paläſtina, die der Kaiſer nach dem Triumph an Private verſchenkte, um den Fiskus von den Unterhaltungskoſten zu entlaſten. Auch vier Tiger, Giraffen, Elenthiere zogen einher. Dann kamen 800 Paar Gladiatoren, Gefangene der barbariſchen Völker, Blemyer, Axumiten, Araber, Eudaemonen, Indier, Bactrier, Iberer, Saracenen und Perſer mit Geſchenken. Voran gingen, die Hände auf den Rücken gebunden, die gefangenen Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen und Germanen. Unter ihnen befanden ſich auch diejenigen Großen Palmyra's, welche den Sturz ihrer Stadt überlebt hatten und eine Anzahl ägyptiſcher Empörer. Auch wurden zehn Weiber, auf der ihnen vorgetragenen Tafel als Amazonen angekündigt, aufgeführt, welche im Kriege mit den Gothen in männlicher Kleidung kämpfend gefangen worden waren ..... Mitten in dieſem Zuge befand ſich Tetricus .... Nun erſchien auch Zenobia zu Fuß, mit Edelſteinen geſchmückt, mit goldenen Feſſeln, welche von Anderen gehalten wurden."

Dieſe verwirrte Schilderung giebt Vopiscus.

Trebellius erzählt: „Sie wurde alſo im Triumphe aufgeführt und zwar mit einer Pracht, wie ſie das römiſche Volk nicht glänzender geſehen hat. Zenobia war dabei mit ungemein großen Edelſteinen geſchmückt, ſo daß das Gewicht ihres Schmuckes zu ſchwer wurde, daher auch die ſonſt ſehr ſtarke Frau oftmals ſtill ſtand, klagend, daß ſie die Laſt der Edelſteine nicht tragen

könne. Außerdem waren ihre Füße mit Gold umwunden; an den Händen hatte ſie goldene Feſſeln; es fehlte um den Hals die goldene Kette nicht, welche ein perſiſcher Diener trug.“ Trebellius fügt hinzu: „Aurelian ſchenkte ihr das Leben und ſie ſoll auf dem ihr geſchenkten Gut bei Tibur, das noch jetzt Zenobia heißt und unweit des Hadrianiſchen Palaſtes liegt, und zwar des Platzes, der den Namen Concha führt, mit ihren Kindern nach Sitte einer römiſchen Matrone gelebt haben.“

Derſelbe theilt außerdem einen Brief des Aurelian an den römiſchen Senat mit, worin es, wie folgt, heißt:

„Ich höre, verſammelte Väter, daß man mir den Vorwurf macht, daß ich durch den Triumph über Zenobia kein männliches Werk vollbracht habe. Fürwahr jene, die mich tadeln, würden mich genug loben, wenn ſie wüßten, was für ein Weib jene war, wie beſonnen an Rath, wie ausharrend in Plänen, wie ernſt gegen den Soldaten, wie freigebig, wenn es die Noth verlangte, wie drohend, wenn die Strenge es heiſchte. Ich kann ſagen, es ſei ihr Verdienſt geweſen, daß Odenat die Perſer beſiegte und den geſchlagenen Sapor bis nach Kteſiphon verfolgt hat. Ich kann verſichern, daß das Weib den Orientalen und Aegyptern ſolche Furcht eingeflößt hat, daß ſich weder Araber, noch Saracenen, noch Armenier rührten. Und ich würde ihr auch nicht das Leben erhalten haben, wenn ich nicht gewußt, daß ſie viel dem römiſchen Volke genützt hätte, als ſie ſich oder ihren Kindern das Reich des Orients bewahrte.“

Man ſollte nun meinen, daß an ſolchen Nachrichten ein Zweifel nicht gehegt werden könne. In der That geben ſie auch ſeit Gibbon die hiſtoriſchen Erzähler wieder. Calderon baut auf ihnen ſeine poetiſche Fabel auf. Ein engliſcher Roman, der vor vierzig Jahren in's Deutſche überſetzt worden iſt, läßt ſie zuletzt in ihrer Villa angenehme Tage zubringen und die

heilige Schrift leſen. Nur der alte Schloſſer bemerkt, daß auf ihrem Ende einiges Dunkel ruhe. Aber warum denn, wenn die Römer den Triumphzug ſahen, Zenobia die goldenen Ketten trug und eine Villa in Rom beſaß, die noch ſpäter Zenobia hieß! Und wie konnte denn, wenn dies ſo ſicher war, Zoſimus, der gute griechiſche Quellen benutzte, deren Autoritäten dem Schauplatz der Thaten näher waren, Folgendes ſagen: „daß Aurelian zwar Zenobia mit ſich geführt habe, man aber erzähle, daß dieſe geſtorben ſei, entweder von einer Krankheit ergriffen oder weil ſie keine Speiſe zu ſich nahm, die übrigen aber, die er als Theilnehmer des Aufſtandes zu ſich genommen, im Meer zwiſchen Chalcedon und Byzanz ertränkt worden ſeien.“ Die Nachricht iſt um ſo merkwürdiger, weil Zoſimus viel genauer über den Gang des ganzen Krieges berichtet als die Römer, weil er weitläufig von den Vorzeichen, die den Palmyrenern den Fall verkündigten, zu erzählen weiß.

Davon, daß Zenobia nach Rom gekommen, weiß er gar nichts. Und ein ſpäterer Grieche, welcher auch die römiſchen Nachrichten kennt, ſagt: „Andere erzählen, daß ſie auf dem Wege geſtorben ſei aus Seelenkummer über den Wandel ihres Geſchickes.“

Ich entſcheide mich für die Nachricht des Zoſimus und begreife nicht, wie Geſchichtſchreiber und Dichter zumal dies nicht auch gethan. Es wäre ſelbſt, wenn Zoſimus jene Nachricht nicht mittheilte, undenkbar, daß Zenobia lebend nach Rom gekommen wäre, daß ſie die Demüthigung eines ſolchen Triumphes hätte über ſich ergehen laſſen, daß ſie ertragen hätte, ein Schauſpiel dem neugierigen Rom zu bieten.

Vopiscus theilt ſelbſt den Brief mit, den ſie an Aurelian richtet, worin ſie ſagt: „Du forderſt mich auf, mich zu ergeben, als wenn Du nicht wüßteſt, daß Kleopatra lieber als

Königin ſterben, denn in jedem anderen ihr angebotenen würdevollen Verhältniſſe leben wollte.“ Und für die Zenobia, die wir kennen, war dies nicht blos eine Redensart, ſondern eine Nothwendigkeit.

Für welches Leben ſollte ſie alle die Demüthigung haben ertragen wollen! Es iſt undenkbar, daß die kriegeriſche Kaiſerin des Orients nach der Beſchimpfung, die ſie erfuhr, in einer römiſchen Villa, wie die Frau eines friedlichen Landwirths mit Kuhmelken und Obſteinmachen hätte leben können! Wäre nie mehr ein Verſuch gemacht worden, auch nach Aurelian's Tode, nach dem Orient heimzukehren? Sie, die ſo gut Geſchichte verſtand, hätte Alles vergeſſen, auch den Ruhm und die Ehre ihres Gatten? Sie hätte erleben können, den völligen Ruin ihrer Hauptſtadt in Ruhe anzuſehen? Gewiß iſt richtig, daß wenn ſie keinen Selbſtmord verübte, ihr das Herz brechen mußte in der Gefangenſchaft eines ſo rachſüchtigen Feindes wie Aurelian war. Was die verweichlichte, buhleriſche Kleopatra vermochte, hätte Zenobia nie gekonnt! Dazu kam, daß eine lange Zeit verfloß von ihrer Gefangennehmung bis zu dem Triumpheinzuge. Als Aurelian auf der Rückkehr in Thracien war, erfuhr er den zweiten Aufſtand der Palmyrener, kehrte zurück und ließ alle Einwohner niederhauen — er erzählt das ſelbſt in einem Briefe — dann ging er nach Aegypten, eine Rebellion zu unterdrücken; von da zog er nach Gallien, wo er den Tetricus überwand und das Land zum Gehorſam zurückführte, und dann erſt zog er nach Italien. Und auf all' dieſen Zügen hätte ſich Zenobia mitſchleppen laſſen! Oder wo wäre ſie denn geweſen unterdeß, um täglich neu Unfreiheit und Schmach zu ertragen!

Es iſt undenkbar, daß Zenobia lebend nach Rom gekommen ſei.

Aber antwortet man, es hätten ſie ja Tauſende in Rom geſehen, ſie ſchritt ja im Zuge einher; ſie trug ja die Laſt der Edelſteine, ſie wohnte ja in Tibur.

Ja gewiß, die Römer ſahen ein orientaliſches Weib, das ſich Zenobia nennen ließ, und die in der Villa wohnte — aber die echte war es nicht. Es war eine Schein-Zenobia — ein Weib, das deren Rolle ſpielte und dem man dafür als Lohn in Tibur eine Villa zuwies. Aurelian glaubte einen Triumph in Rom ohne eine Zenobia nicht halten zu können; die echte war ihm durch den Tod entronnen; ſo miethete er eine Andere.

In der That, es gab auch damals, wo der römiſche Kaiſer eine ſo große perſönliche Macht beſaß, eine öffentliche Meinung, die er ſchonte; das war die böſe Zunge der Römer in Rom. Inſofern war es noch die Hauptſtadt der Welt. Sein Name war noch gebietend, wenn auch die Römer keine Nachfolger der Scipionen mehr waren. Ein Triumphzug, um den Römern zu imponiren, galt noch immer für die höchſte Staatsaction. Aurelian hatte des Spottes und Neides genug trotz ſeiner Siege. Es war auch ein lächerliches Zeichen der Zeit, daß man in Rom ſo ſehr mit der Entrüſtung kokettirte, daß ein Weib wie Zenobia den Titel Kaiſerin angenommen habe. Ein elender Scribent und Schmeichler wie Trebellius Pollio fängt ſeine Skizze mit den Worten an: „Alle Scham hat aufgehört. Denn ſo weit war es gekommen, daß auch Frauen ſehr gut regieren.“ Man ſuchte des Kaiſers Ruhm zu verringern, wenn man geltend machte, daß es nur ein Weib war, gegen das er zu Felde zog, und doch gab es wenig Männer in Rom, die ſich mit ihr vergleichen konnten. Um ſo mehr kam es ihm darauf an, ſie im Triumphzuge den Römern ſelbſt zu zeigen. Was ſollte der ganze Triumph ohne ſie! Von ihr redete man vom Tiber bis zum Euphrat, auf ſie war aller Sinn mit Neugier gerichtet! Das römiſche Volk war außerdem das ſchauluſtigſte der Welt! Aurelian ließ Zenobia nur leben, um mit ihr zu prunken — und nun ſtarb ſie. Für dieſen Aerger, den ſie ihm anthat, dachte er ſich zu rächen. Sie war ſelbſt nicht da; es gab noch andere

orientaliſche ſchöne Weiber! In Rom hatte ſie Niemand geſehen. Bilder von ihr kannte man nicht. Kriegsliſten mit falſchen Perſonen und Pſeudonamen hat es immer gegeben. Man erzählte aus der mythiſchen Zeit ſchon eine Fabel, daß Menelaus ſeine Helena auf dem Rückwege nur dadurch vor dem Zorn der öffentlichen Meinung retten konnte, daß er eine falſche Helena preisgab. Uebrigens hat Zenobia ja ſelbſt erſt dieſe Kriegsliſt angewendet. Nachdem nämlich Aurelian die Truppen der Zenobia zuerſt geſchlagen hatte, zog ſie ſich durch Antiochien zurück; da nun ihr Feldherr Zabdas (Zabba) fürchtete, es dürften die Antiochener, ſobald ſie von der Niederlage hören würden, ihnen feindlich werden, ſo gebrauchte er folgende Liſt: Er kleidete einen halbergrauten Mann, welcher das Ausſehen und die Geſtalt des Kaiſers ungefähr wiedergab, in einen Anzug, wie ihn Aurelian in der Schlacht zu tragen pflegte, und führte ihn ſo durch die Stadt, als ob er den Kaiſer lebendig gefangen genommen hätte. Hierdurch erſchreckte er die Antiochener und ſie verhielten ſich ruhig, bis er bei Nacht die Stadt verlaſſen hatte.

Nichts Anderes that Aurelian, als er eine falſche Zenobia in ſeinem Triumphzuge durch Rom hindurchführte, mit goldenen Ketten beladen (ſie hieß ja die „Goldene“), während ihr Wagen voranzog. Freilich durften von dieſer Kriegsliſt die Römer damals ſo wenig erfahren, als die Antiochener von jener. Es war eben ſein Geheimniß und das der falſchen Zenobia, in deren Vortheil es lag, die einträgliche Rolle weiter zu ſpielen. Wie diplomatiſch nämlich Aurelian ſich gegen die öffentliche Meinung verwahrt, zeigt gerade das Schreiben, deſſen Inhalt wir vorhin zum Theil angegeben haben. Neider wollten es für keinen beſonderen Ruhm halten, daß er ein Weib im Triumphe aufgeführt habe. Man muß vielleicht Zweifel über den Grund ausgeſprochen haben, aus welchem er Zenobia nicht getödtet habe,

denn er antwortete, er habe ſie erhalten wegen der Verdienſte, die ſie früher ums römiſche Reich gehabt habe! Eine echt diplomatiſche Heuchelei! Eine ſchöne Belohnung für ehemalige Verdienſte, ſie ſo zu demüthigen und zu quälen, ihre Freunde zu tödten, ihre Stadt zu zertrümmern. Er redete auch ſeltſamer Weiſe nur davon, daß er ſie erhalten habe. Er weiſt die Zweifler nicht zu ihr hin. Eine Berufung auf ihre Perſönlichkeit, die doch in ihrer Mitte lebte, würde den Neidern, dem Senat, am beſten gezeigt haben, was für eine Perſon Zenobia iſt.

Die Erkenntniß muß früher oder ſpäter hervorgebrochen ſein, namentlich nach dem Tode Aurelian's, daß die ſtille Frau in Tibur nicht die Heldin von Palmyra ſein könne. Daher kamen denn die Nachrichten zur Geltung, von welchen Zoſimus erzählt.

Ueber das Lebensalter, welches Zenobia beim Sturze Palmyra's erreicht hatte, ſind Nachrichten nicht vorhanden. Daß ſie noch in der Blüthe der Kraft geweſen, laſſen die Berichte erkennen. Wie ſeltſam, daß in Rom Niemand geweſen wäre, der von der dort Lebenden ſich hätte Nachricht über alte und neue Zeit geben laſſen!

Von Odenat gab es eine Lebensbeſchreibung, die Longin der Philoſoph verfaßt, die aber verloren gegangen iſt.

Mit Zenobia's Fall hatte Palmyra aufgehört ein Staat zu ſein. Es iſt nie erneuert worden. In der muhamedaniſchen Zeit iſt Damaskus an ihre Stelle getreten. Die Ruinen von Tadmor ſind die Grabſteine der wunderbaren Kaiſerin, die Wüſtenſtille um die gebrochenen Säulenhallen giebt ihren Namen wieder. Ihre Geſchichte iſt wie ein orientaliſches Märchen, das in der Gewalt der römiſchen Wirklichkeit verfloß. Aber der ganze Staat war nur auf ihre Perſon gebaut. Palmyra hatte keine individuelle Idee. Das Reich war von ihr nur auf momentane Vorausſetzung gegründet; es hatte kein nationales

Fundament. Es fehlte ihm eine religiöſe Beſonderheit. Die großen Bewegungen, im Orient zumal, entſtehen und gedeihen nur durch die Macht der Begeiſterung, welche die Religion in den Herzen erweckt. Palmyra war nur ein politiſcher Traum, der ſchnell verflog. Der Islam wurde ein religiös-fanatiſcher Rauſch, welcher Aſien noch immer mit ſeinem Wüſtenathem gefangen hielt. Aber der ganze Islam hat kein ſolches Weib, wie Zenobia, hervorgebracht. Ihre Sittenreinheit ragt weit über alle Haremswirthſchaft hinaus. Die geſetzliche Stellung der Frauen war zu ihrer Zeit im römiſchen Reiche beſſer geworden, aber geſetzliche Freiheit iſt noch nicht ſittliche Freiheit. Das römiſch-heidniſche Kaiſerthum ſah wenig Frauen wie Calpurnia, Cornelia, Porcia, die in der alten Roma lebten. Freiheit und Zucht gediehen erſt in der Mitte der chriſtlichen Gemeinden. In der Lehre des Evangeliums hob ſich die Stellung des Weibes zur Höhe ihres Gatten vor Gott und den Menſchen. Frauen lernten Pflichten haben und, ſtatt blos genießen zu wollen, zu dienen. Es entſtand der Segen der Familie, in welcher das edle, treue Weib pflegt und erzieht und für Gatten und Kinder die liebe Genoſſin und die zärtliche Mutter bleibt.

Es bedarf nicht, daß die chriſtliche Frau wie Zenobia ſtreite in der Schlacht, ſie findet ihren herrlichen Platz in den Hospitälern des Erbarmens.

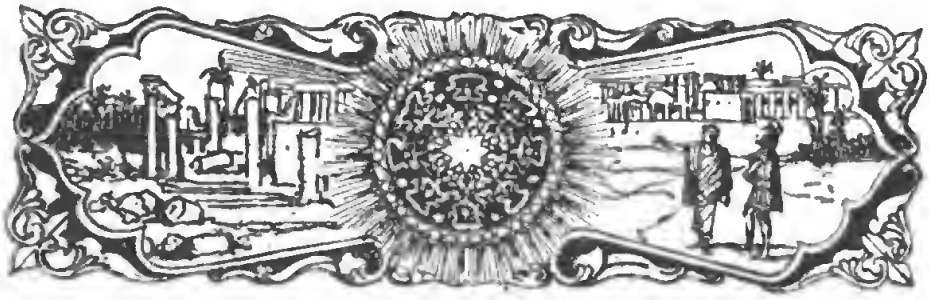
Glänzend ſah Zenobia aus mit dem Schwert in der Hand — rührender erſcheint das chriſtliche Mädchen, wenn es mit leuchtendem Antlitz die Kinder lehrt.

Zenobia's Name wird in der Weltgeſchichte nicht vergeſſen werden; die Thaten der chriſtlichen Frauen ſtehen im Buche des ewigen Lebens.

Freilich Zenobia hat ihren herrlichen Sänger gefunden in Calderon, der ihr Ende kaiſerlich ſchmückt — eine wahre chriſtliche Frau iſt ſelbſt das ſchönſte Gedicht.

Zenobia war wie ein abendröthliches Märchen verſchwundener Zeit — aber wo unter Frauen chriſtliche Liebe ſich offenbart, ſteht das Schneeglöckchen eines neuen Lebensfrühlings.

Ob Schmerz Liebe, ob Liebe Schmerz iſt, bricht die Frage aus dem Dichterherzen des Mittelalters — aber nur die Liebe verſchönt, welche die Thräne gekrönt.



Elagabal.

(Bruchstück einer Reise nach dem Sonnentempel von Baalbek.)

Müde waren wir von Palmyra nach Damaskus zurückgekehrt. Nach einigen Ruhetagen brachen wir auf, um die garten- und sagenumkränzte Stadt mit neuer Wanderung zu vertauschen. Aber nicht Genuß, sondern Wehmuth begleitete uns durch den freundlichen Weg, der aus dem Westthor hinausführt. Wie lange ist es her, daß kein damascenischer Fürst, wie Naeman, den Weg zum Propheten in Israel suchte! Wie lange dauert es noch, ehe die schöne Stadt mit eines Davids Schwert wiedergewonnen wird. Wann flattern die Fahnen mit den weißen Kreuzen wieder am Ufer des Amana und Parpar! Wann wird die orientalische Frage aus einer Frage der Eifersucht und der Intrigue zu der siegender Begeisterung und Eintracht in der Liebe! Wann werden die Straßen von Abrahams Stadt aufhören, Schauplätze des Martyriums zu bleiben! — In solchen Gedanken und Gesprächen waren wir bereits mehr als eine Stunde aufwärts gestiegen, als der Führer uns erinnerte, eine an der Straße sich erhebende Felsenecke zu besuchen, wo eine halbverfallene Moschee, Kubbet el Nasr (Kuppel des Siegs), sich be-

findet. Man überſieht von dort die ganze herrliche Ebene, die Gutha mit Damaskus, „ein grünes, ſaftvolles Meer mit tauſenden von weißen Maſten und Wimpeln“. Die glänzenden Kuppeln ragten über die grünen Bäume hinaus wie Laubendächer in einem Garten. Doch über dem Park und um die ſchlanken Minarets lag Schweigen. Kein Glockenton tönte lieblich ſchwingend herüber, kein Ruf eines Lebewohls, das in ein ewiges Wiederſehn zurückklingt.

Von Dumar an, einem Dorfe, das wir in einer halben Stunde erreichten, führt der Weg an den Ufern des Barada weiter hinauf. Noch ſind die Ufer lieblich grün, Gartenterraſſen ziehen ſich an den Kreidehügeln hin; Dörfer zeigen ſich hier und da auf der Höhe. Nach zwei Stunden begegnen wir neben dem Dorfe Sick Ueberreſten einer alten Stadt, Säulentrümmer, Hautreliefs, Portale erwecken hier alte Erinnerungen. Abila lag hier, die einſt vielbeſprochene Hauptſtadt von Abilene, wo Lyſanias zur Zeit Johannes des Täufers herrſchte. Noch lieſt man die Inſchrift, worin geſagt wird, wie Marc Aurel auf Koſten der Einwohner der Stadt eine Brücke über den Barada ſchlagen ließ, aber ihre Spuren ſelbſt ſind verloren. Noch im fünften Jahrhundert war es ein Biſchofsſitz. Jetzt erinnern nur arabiſche Legenden an den Namen Abels, des Sohnes Adams, von dem die Araber hier ein Heiligthum verehren. Denn um Damaskus verſammeln ſie ohnedies die ganze Urgeſchichte Adams, Abels und Abrahams. — Hinter Abila verlaſſen wir das ſchöne Thal. Der Strom führt in einen engen, ſteinigen, dunklen Paß. In die Felſen ſind Gräber eingehauen. Der Strom rinnt mächtig durch die Todtenſtadt der Abilener. Hier, erzählt der Moslim, ſei Abels Grab, von Kain in ſeiner Angſt in Felſen verborgen. Ein düſter ſchöner Kirchhof allerdings, den hohe Felſen rings in gewaltiges Todesſchweigen einhüllen. Doch der wilde Strom, der in mächtigem Sturze hinabtoſt, verkündet unerſchöpfliches Leben. Steine gleichen ohnedem in

kalter Erſtarrung harrenden Lebensgebilden, darum iſt es um ſo tiefer und ahnungsvoller, in ihnen die Geheimniſſe des Todes zu verbergen, während die helle Woge in lebendigen Sprüngen vorbeiſtürmt.

Das mühſame Steigen findet einen Ruhepunkt auf dem Höhenthal, das wir bald erreichen. Obſchon in der Höhe des Brocken, begrüßt uns eine reizende Flur. Zebdany, das Hauptdorf, liegt in einem Haine von Gärten. Die Wege ſind anmuthig von Brombeerſträuchern und Silberpappeln eingefaßt, auch Weinreben ziehen ſich daran empor. Die Bäume in den Gärten tragen unzählige Aepfel. Vor einigen Jahren wurde ein Centner davon um zwölf Kreuzer verkauft. Man iſt zu träge, ſie zu pflücken und ſchüttelt ſie von den Bäumen. — Von Zebdany geht es zwei Stunden im Thale immer aufwärts, bis zum Ain-Hor, der Platanenquelle, wo der Barada entſpringt, durch ein kahles Land mit ausgedehnten Weingärten nach Surgeia. Vor uns hatten wir immer die ſchwarze Felſenkette des Antilibanon; an ihr klimmen wir hinan, immer aufwärts durch unbewohnte Wälder, Schluchten und Thäler; hier und da treiben Ziegenhirten am Abhang ihre Heerden, ſonſt iſt alles kahl, ſtill und einſam. Allmählig verwandeln ſich, wenn wir auf der andern Seite hinunterſteigen, die Felſen in Hügel von weißem Sand, mit Felſengrund vermiſcht, bis ſie ſich in die Bekaa, das hohle Syrien, Coeleſyrien, verflachen. Die hohle Felſenſchlucht, die vom Jordan nördlich bis zum Orontes ſich erſtreckt und als ſchmale Thaleinſenkung das phöniciſche Hochland in Libanon und Antilibanon ſcheidet, wird Coeleſyrien, die Bekaa genannt. Am Fuß der Sandhügel, der erſten Stufe des Antilibanon im Norden des Thales, liegt Baalbek. Es iſt das langerſehnte Ziel unſerer Wanderung. Aber wir ſcheinen im erſten Augenblick durchaus getäuſcht. Hier iſt nicht Einſamkeit der Wüſte, wie in Palmyra. Treffliche Weiden finden wir, grün und friſch, durch eine Quelle bewäſſert, die klar wie Kryſtall

durch alte Waſſerleitungen fortſtrömt. Hier iſt auch nicht der märchenhafte Blick auf einen gebrochnen Wald von weißen Säulen, — elend iſt das Dorf der jetzigen Anſiedler; auch kein großartiges Panorama tritt uns entgegen. Geht man aber vom Dorfe weiter hinab, den Ruinen eines großen Gebäudes zu, das man aus grünen Bäumen hervorragen ſieht und überſteigt eine in ſpätern Zeiten vorgezogene Mauer, ſo befindet man ſich in einem großen ſechseckigen Hofraum von 180 Fuß im Durchmeſſer. Aermliche Hütten, zerbrochene Säulen und andere Trümmer befinden ſich dort durcheinander; kunſtvolle Baureſte umgeben ihn. Erſt von da kommt man in einen gewaltigen Tempelhof, — erſt dort ergreifen wunderbare Trümmerwerke den ſtaunenden Beobachter. Herz und Auge gerathen in zitternde Bewegung. Grandioſe Gebilde, ſchön gefaßt, liegen hier zerſtört auf der Erde. Die Kunſt unter der Hand des Gerichtes, die Schönheit gebrochen unter dem Schwert des Siegers.

Die Seiten des Hofes ſiud gegen 350 Fuß lang, eingeſchloſſen von den Ruinen prächtiger Gemächer, grandioſer Sculpturen, Niſchen und Pilaſtern. Noch ſind zuſammenhängende Gallerien und Hallen ſichtbar, aber die Dächer ſind eingeſtürzt, mit Schutt bedeckt und mit Gras bewachſen. Zahlloſe Trümmer liegen umher. Den großartigſten Anblick gewähren ſechs überaus gewaltige Säulen, frei ſtehend; durch ihre Zwiſchenräume leuchtet der Schnee des gegenüberliegenden Libanon. Ihr Schaft hat gegen 22 Fuß im Durchmeſſer, gegen 70 Fuß ſind ſie hoch. Es ſind dieſe ſechs Säulen die letzten von fünfundvierzig anderen, die den mächtigen Tempel trugen. Ein andrer kleinerer Tempel hatte ſich neben jenem erhoben. Von ſeinen Säulenhallen ſtehen noch zwanzig Prachtſäulen korinthiſchen Baues, 15 Fuß im Umfang, nahe an 20 Fuß hoch. Aber die Pracht und Schönheit der Trümmer von Köpfen, Büſten, Thierbildern, mythologiſchen Gruppen — einer Leda mit dem

Schwan, eines Zeus mit dem Adler — ist kaum zu beschreiben. Am Portal stehen noch vier cannelirte Säulen mit prächtigem Gebälk, die Ornamente sind von Kornähren, Blumen und Rebengewinden gebildet, aus deren Blättern Genien lauschen. Wie in Palmyra ist auch hier ein gewaltiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen dargestellt. Alle Gebäude ruhen auf Grundgewölben, die so bewundernswerth sind, wie die Bauten selbst. Ungeheure Quadern sind ohne Mörtel so fest gefügt, daß man nicht einmal mit einem Messer in die Fugen dringen kann. Namentlich drei von ihnen, das sogenannte Trilithon, jede über 60 Fuß lang, erweckten das Staunen aller Zeiten. Benjamin von Tudela (im 12. Jahrhundert) theilt die Meinung des erstaunten Volkes mit, wenn er den Bau den Dämonen zuschreibt, die ihn auf Befehl Salomo's bereitet haben. Denn Salomo ist der große Baumeister des Orients, dessen Weisheit den Asmodai bezwang, der eigentliche Faust des Orients, der nicht durch Sünde und nicht zu Sünde und Verderben, sondern durch die Wahrheit den Bösen zwang, das Gute zu befördern.

Die Sage schloß sich an die Notiz der heiligen Schrift an, wo es heißt, daß Salomo Baalath und Tadmor gebaut habe. Daß Baalath Baalbek sei, ist schon aus diesem Zusammenhange wahrscheinlich. Um zu erklären, wie Salomo es habe einen Baalort benennen können, theilt man mit, er habe es für seine heidnische Gemahlin, die Tochter des Königs von Egypten, bauen lassen, oder daß Balkis, wie die muhamedanische Legende die Königin von Saba nennt, es im Verein mit Salomo gegründet. Ohne Zweifel ist es aber von Salomo höchstens befestigt, nicht gebaut worden. Alte Aussprüche stimmen mit der Meinung vieler Kunstkenner überein, daß die grandiosen Grundbauten weit über die Römerzeit hinausreichen. Der Name Baalath weist schon auf einen Götzendienst des Baal hin. Der Name Heliopolis, unter dem die Stadt bei den Classikern

(Plinius, Strabo) vorkommt, iſt nur die Wiedergabe des einheimiſchen Baalbek, des ſyriſchen Betſchemeſch, das heißt Sonnenſtadt.

Die Legende der Araber, daß auf dem Berge Kaſius vor Damask Abraham die Eitelkeit des Sonnen- und Sterndienſtes erkannt habe, iſt ſinnreich, denn ein Blick vom Libanon weiſt in ein weites Gebiet nach Oſt und Weſt, das dem Sonnendienſte unterworfen war. Jeder Naturdienſt, in dem der Drang nach dem Göttlichen ſinnlich geworden iſt, muß zuletzt in einen Sonnendienſt auslaufen, denn die Sonne iſt der ſichtbare Schöpfer und Zeuge des Naturlebens. Schon der Prophet Ezechiel ſieht in ſeinem Geſichte unter den Gräueln des Götzendienſtes, wie man dem Tempel des unſichtbaren Gottes den Rücken dreht und nach Oſten zur Sonne ſich wendet. Da unter den Ptolemäern die ägyptiſche Herrſchaft bis in das unterworfene Syrien ſich verbreitete, kam mit ihr dahin die ägyptiſche Lehre und Symbolik der Sonne im Einfluß auf den Wandel des Jahres und der Woche. Baalbek heißt wörtlich Haus des Baal (Herr); daß die Griechen es als eine Sonnenſtadt überſetzten, beweiſt, daß die Sonne der Herr war, den man dort verehrte. Die Meinung, daß ein römiſcher Kaiſer den Tempel, deſſen Ruinen wir bewunderten, von Grund aus erbaut habe, iſt irrig. Römiſche Kaiſerbauten haben an ihm ſtattgefunden und der köſtlichſte Theil der Kunſtwerke ſtammt von Römern her, aber die Nachricht des Malala, der ſie Antoninus Pius zuſchreibt, iſt nicht gewiß. Es ſcheint, er habe die Nachricht gefunden, daß ein Antoninus den Tempel hatte ausbauen laſſen und hielt dieſen für Pius; es iſt vielleicht Antoninus gemeint, der den Beinamen Elagabal trug.

Elagabal iſt der kaiſerliche Sonnenprieſter auf dem Thron der Cäſaren. Zenobia, funfzig Jahre nach ihm, wollte Rom in den Sonnentempel von Palmyra tragen. Elagabal trug den orientaliſchen Sonnencultus in das herrſchende Rom.

Es war das erſte Mal, daß der römiſche Jupiter völlig von ſeinem Sitze durch ſyriſchen Cultus vertrieben werden ſollte. Der Schatten kam vor dem Lichte; es dauerte noch einmal hundert Jahre, ehe der Orient das Kreuz der Wahrheit auf die Fahne des chriſtlichen Kaiſers ſetzte. Selten iſt ein Kaiſer ſo mißverſtanden worden, wie Elagabal. Haß und Fluch ruhen auf ſeinem Namen. Da er keine Abkömmlinge hatte, die regierten, waren die ſpäteren Hiſtoriker befliſſen, ihn zu ſchmähen. Je mehr Schmeichler ſchmeicheln müſſen, deſto wüthender ſchmähen ſie auch, wenn ſie können. Man ſchilderte ihn übler, damit Andere beſſer ſchienen. Elagabal war aber nur ein fanatiſcher Sonnenprieſter, der als Kaiſer von Rom vor Allem an ſeinen Dienſt des Gottes dachte, und, ohne Klugheit und Maß gegen die römiſche Sitte zu üben, die religiöſe Schwärmerei des ſyriſchen Prieſterthums als den tiefſten Gedanken ſeiner Regierung bezeichnete und darin feſtblieb.

Nordöſtlich von Baalbek am Orontes lag die alte Stadt Emeſa, das heutige Höms, wo ein ähnlicher Sonnendienſt herrſchte. Dort war Prieſter im Jahre 218 ein Jüngling von vornehmer Verwandtſchaft. Seine Mutter und die des ermordeten Kaiſers Caracalla waren Schweſtern. Der Jüngling war von wunderbarer Schönheit und glühend-ſchwärmeriſchem Geiſte. Wenn er in purpurnem, mit Gold durchwirkten Untergewande, das bis auf die Knöchel reichte, darüber ein köſtlich Obergewand, die Krone mit blitzenden Steinen auf dem leuchtenden Antlitz, die Reihen der prieſterlichen Jünger unter dem Getön der Schalmeien um den Sonnenaltar führte, gewann er die Herzen Aller. Die römiſchen Truppen, die in Emeſa lagen, vergötterten ihn; da ohnedies mit dem Uſurpator Macrinus Unzufriedenheit herrſchte, ſo bedurfte es geringer Intriguen, um einen Aufſtand zu erregen. Das Heer rief den Jüngling zum Kaiſer aus. Macrinus vermochte den Aufſtand nicht zu unterdrücken, er mußte flüchten und kam auf dem Wege um.

Das ganze orientaliſche Heer erkannte den neuen Kaiſer an, der den Namen Antoninus annahm; der Senat in Rom ſah ſeiner Ankunft entgegen.

Allerdings war die Demüthigung ungemein, die der römiſche Geiſt erlitt, aber nicht darum, weil der Jüngling ſo ſchlecht und wahnſinnig geweſen wäre, wie ihn geiſtloſe Compilatoren ſpäterer Zeit darſtellen, ſondern weil er den Muth beſaß, den Cultus ſeines Gottes mit nach Rom zu bringen, mit allen orientaliſchen Formen und Sitten, weil er Rom zu einem phöniciſchen Baalbek zu machen unternahm. In ſeinem jugendlichen Fanatismus überſah er die Schwierigkeiten, aber ſeine Gedanken waren vielleicht größer, als die aller ſeiner Nachfolger bis Conſtantin. Er verſuchte, was Conſtantin ausführte, die Herrſchaft ſeines Sonnengottes auf den Thron der römiſchen Welt zu ſetzen. Aber ſein Cultus war befleckt und verſank in die bodenloſen Abgründe ſyriſcher Sinnlichkeit und Prunkſucht, aus denen im edlen Gegenſatz die chriſtliche Sitte rein wie ein Schwan ſich erhebt.

Der neue Kaiſer nannte ſich einen Prieſter des Sonnengottes Elagabal, daher er ſelbſt, gleichſam der Gott ſelbſt, Elagabalus oder in präciſirter Form Heliogabalus hieß. Elagabal kann nicht anders gedeutet werden, als mit El Gott und gabal Berg zuſammengeſetzt. Die Sonne war dieſer Bergesgott, die hinter den Bergen aufſteigt; von ihren Gipfeln ſieht man den Lichtball, mächtige Nebel und Dämmerung verſcheuchend, majeſtätiſch in Purpur heraufziehen. Daher Herodot von den Perſern erzählt, daß ſie die höchſten Bergſpitzen beſtiegen, um dort ihrem Gott zu opfern. Man möchte glauben, daß ein anderer Name des Gottes Elagabal in höherem Alterthum Baal Hermon geweſen, da es gerade der Antilibanon iſt, zu deſſen Füßen die berühmten Sonnentempel ſich erhoben. Aber ein Hauptſitz des Elagabal war in Gabal ſelbſt, d. i. in Byblus (גבל), welche uralte berühmte Stadt an der phöniziſchen

Küſte die heilige Stadt des Adonis, des Herrn (אדון) war, der hier als der „Höchſte der Götter“ verehrt worden iſt. Als der junge Mann, welchem man den Namen Antoninus beigelegt hatte, Kaiſer wurde, wollte er nicht aufhören, Prieſter des Elagabal zu ſein. Vielmehr gedachte er, das ganze römiſche Reich zum Altar ſeines Gottes zu machen, an dem er ſelbſt, wie die orientaliſchen Prieſterfürſten in allen Zeiten, nach alter Sitte fungirte. „Sein ganzes Beſtreben ging dahin, daß in Rom kein Gott außer Elagabalus verehrt werden ſollte.“ In dieſem ſollten alle andern Götterdienſte zuſammenfließen, wie er ſich ausgedrückt haben ſoll, da alle Götter die Diener des Elagabal ſeien, „die von ihm zu verſchiedenen Dingen Aufträge erhielten“. In Rom mußte daher Jeder, der ein Opfer brachte, vor allen andern Göttern den Namen Elagabal ausſprechen. Er kannte die Lehre der Juden, Samaritaner und das Chriſtenthum. Alle drei Religionen ſollten auf ſeinen Gott übertragen werden. Er meinte durch die Einheit ſeines Gottes auch ihnen empfohlen zu ſein, denn er wollte, daß deſſen Dienſt „das Geheimniß aller Culte (omnium culturarum secretum)“ in ſich ſchlöſſe. Die wenigen Jahre ſeiner Regierung gehören daher zu den merkwürdigſten der römiſchen Kaiſergeſchichte. Ein ähnlicher Verſuch, den Cultus eines ſyriſchen Gottes zum herrſchenden in Rom zu machen und die römiſche Sitte in orientaliſche Formen zu verwandeln, iſt nie wieder gemacht worden. Die ſchwärmeriſche Kühnheit war ohne Gleichen und nur, weil die Umwandlung ſo plötzlich und unvermuthet geſchah, gelang ſie nicht, denn das ſklaviſche Rom war zu allem fähig. Die Nachrichten, welche von ihm überliefert ſind, geben das Bild eines orientaliſchen Prieſterkönigs jener Zeit, wie wir es ſonſt nirgends beſitzen; nur müſſen ſie dahin verſtanden werden. Die Chroniſten ſelbſt wie Viele ſeiner Zeit haben ſie nicht verſtanden, daher die ungemeſſnen Urtheile über ſeinen Geiſt und Charakter.

Er erbaute in Rom und zwar in der Vorſtadt einen

prachtvollen Sonnentempel und ließ, wie Herodian aufbewahrt hat, jedes Jahr, mitten im Sommer, ſeinen Gott dahin bringen. Es geſchah dies offenbar, wenn die Sonne ihren höchſten Standpunkt im Sternbild des Löwen erreicht hatte. In den Sonnencultен der Zeit, die durch ägyptiſche Gedanken meiſt vertieft waren, hieß das Löwenbild das Sonnenhaus. Es war gleichſam das himmliſche Heliopolis und Baalbek; wenn es erſchien, war der Sieg über Typhon entſchieden, denn der Nil ergießt ſeine Fluthen wieder und ſpendet Segen. Die Nachricht, daß Elagabal den Sonnentempel an die Stelle eines andern erbaut hatte, der früher dem Orkus, der Unterwelt und Nacht geweiht geweſen, bekommt hierdurch einen lehrhaften Sinn.

Ebenſo wenig verſtanden die Römer, was er mit der Errichtung einer Rieſenſäule wollte, welche Elagabal, dem Gotte, gewidmet wäre. Er fand keinen ſo großen Stein, wie er ihn aus Thebais in Aegypten herbeizuführen gedachte. Die gewaltigen Säulen, die wir in Baalbek bewundern, ſind gleichfalls nicht ohne religiöſe Gedanken. Es ſind Sonnenſäulen, Chamanim (von Chamah, die Sonnenhitze im Hochſommer), wie ſolche in alten Tempeln, namentlich im Tempel zu Tyrus, beſchrieben ſind. Elagabal, der Gott, war ein Baal Chaman, dem die Sonnenſäulen ſeit uralter Zeit gewidmet waren. Wenn es Lev. 26, 30 heißt: „Ich werde Eure Höhen zerſtören und Chamanim," ſo ſind ſolche Sonnenſäulen darunter verſtanden. Die abgöttiſchen Könige Israels hatten ſolche Sonnenſäulen auch in Jeruſalem aufgeſtellt, die der König Joſias niederwarf (2 Chron. 34, 4). Die Propheten Jeſaias und Ezechiel (B. 4) weisſagten das Gericht, das über Israel kommen würde und den Fall ihrer Götzen und Chamanim.

Der Kaiſer ließ ſeinen Gott auf einem Wagen fahren, mit ſechs untadelhaft weißen Pferden beſpannt; er ſelbſt begleitete ihn zu Fuß, tanzte vor und zurück, lenkte die Zügel und wendete ſein Geſicht der Gottheit zu. Es war eine prieſter-

liche Proceſſion, wobei der Gott auf ſeinem Sonnenwagen ſtand. Als Joſias zur Regierung gekommen, erzählt das Buch der Könige (2 Kön. 23, 11), ſchaffte er „die Roſſe der Sonne“ ab, welche die Götzendiener vor ihm gebraucht, und „die Wagen der Sonne“ verbrannte er im Feuer. Es war freilich kein Sonnenwagen, ſondern die Bundeslade, welche König David heimführte nach ſeiner Stadt, „und David tanzte vor Gott“ vor dem Wagen einher, wie ein Prieſter in Leinen gekleidet (2 Sam. 6, 14).

Der Kaiſer trug weder römiſche noch griechiſche Kleider, weil ſie aus Wolle gemacht waren, ſondern nur Kleider aus Leinen und Seide. Ebenſo ſagt der Prophet (Ezech. 44, 17), daß die Prieſter Israels nur Leinen tragen müſſen und auf ſie keine Wolle kommen ſoll. Auch die buddhiſtiſchen Prieſter dürfen keine thieriſche Wolle zur Kleidung verwenden. Der ſymboliſche Grund davon iſt aber nicht der, daß ein Thier zu dieſem Zweck getödtet worden ſei, denn das iſt bei der Schafſchur ja nicht der Fall, ſondern weil das Eiſen, das Inſtrument des Todes, über den Leib des Thieres gegangen war.

Die römiſchen Schriftſteller nannten Elagabal wahnſinnig, weil er ſeinen Gott eine Ehe ſchließen und dazu die verborgene Statue der Pallas aus ihrem Heiligthum holen ließ, weil ſie bewaffnet war; eben um dieſer Bewaffnung willen hatte er ſie holen laſſen, denn Aſtarte, die weibliche Göttin des ſyriſchen Cultus, war wie die cytheriſche Venus gerüſtet. Als Pallas verſchmähte er ſie, weil von dieſer der römiſche Mythus der Jungfrauſchaft ausging. Er wollte durch das Feſt, in welchem er Baal und Aſtarte verheirathete, die Römer über die ſyriſchen Cultusgedanken belehren, durch welche die beiden Himmelsgötter Sonne und Mond in einem Bunde ſich befänden.

Die Vorſtellungen eines Cultus, in welchem veſtaliſche Keuſchheit noch eine Stätte hatte, theilte er nicht. Es war in

ſeinen Augen keine Entweihung, daß er eine Veſtalin, d. h. wie er ſagte, der Prieſter die Prieſterin heirathete. Er hatte den Muth, das römiſche Vorurtheil in ſeinen innerſten Kammern anzugreifen, und nicht blos, wie die Imperatoren vor ihm, über den Beutel der Römer, ſondern auch über ihre Tempel und Sitten zu herrſchen. Dies begann er von dem Augenblicke an, als er zur Regierung kam. Vom Altar ſeines Gottes abgerufen, fand er es nicht einmal geeignet, ſeine Prieſterkleider abzulegen. Seine Großmutter wollte ihn bewegen, in römiſcher Tracht in Rom einzuziehen, man möchte die ſeine, wie auch geſchehen, für eine Frauentracht halten. Aber er wollte, ſagte er, das Volk ſchon im Voraus daran gewöhnen und ließ ein Gemälde verfertigen, das ihn als Prieſter am Altar ſeines Gottes fungirend darſtellte, den er ebenfalls abbildlich mitſandte. Und als ſolcher Prieſter hat er regiert, das laſſen die über ihn geſammelten Notizen noch erkennen, ſo entſtellt und verſtümmelt ſie auch ſind. Er diente ſeinem Gotte als einem Univerſalgotte; nur Schweine opferte er nicht, ſonſt wilde und zahme Thiere, wie Herodian erzählt, „nach Gewohnheit der Phönicier.“ Denn das Schwein war das Symbol des Orkus, dem Mars heilig, der den Adonis erſchlug. Es konnte allerdings in Rom kein Cultus zur Herrſchaft kommen, der ſeiner Tradition mehr entgegen war; denn wenigſtens nach der Auffaſſung, die damals von Mars bei den Römern herrſchte, wurde dieſer als der Schutzherr des alten Rom, von dem neuen römiſchen Kaiſer aber als das böſe Princip angeſehen. Elagabals Weſen wurde daher von den Römern weder als Prieſter noch als orientaliſcher König verſtanden und ihm zur Schmach ausgelegt, was blos ſeine natürliche Sitte war. Dio Caſſius hätte die Geſänge in fremder Sprache, die er mit ſeiner Mutter und Großmutter dem Gotte Elagabal ſang, nicht übergehen ſollen. Man hätte daraus entnehmen können, wie er den geſammten Cult des Orients in den einen Dienſt der Sonne zu vereinigen dachte, nur darin

von ſpäteren, wie von Julian unterſchieden, daß es bei ihm durch Erziehung und Heimath, durch Schwärmerei und Eifer natürlich, bei Julian aber gemacht und künſtlich erſchien. Er war ein wirklicher ſyriſcher Prieſter, er verſuchte in der That in Rom ein König zu ſein, wie kaum von einem die Geſchichte und Dichtung aus Perſiens Vorzeit berichtet. Man erzählte, er hätte zuerſt das Feſt der Weinleſe ſo geordnet, daß die Diener Scherzreden gegen die Herren in deren Beiſein führen konnten. Er hätte dieſe Scherze meiſt ſelbſt auf Griechiſch gedichtet. Offenbar hat er damit in Rom das berühmte Feſt des Mithra, das um die Zeit der Weinleſe gefeiert ward, ein Feſt der Freiheit und Ungebundenheit, einzuführen geſucht. So hielten es die Römer auch für einen Scherz, als er befahl, ihm zehntauſend Pfund Spinnen, zehntauſend Mäuſe, tauſend Spitzmäuſe; tauſend Wieſel und Schlangen, Fröſche und Mücken zu ſammeln. Und doch erfahren wir daraus faſt wörtlich ein Gebot des alten perſiſchen Aveſta, nach welchem es ein gutes Werk war zur Sühne und zur Gerechtigkeit ſolche Thiere zu ſammeln. „Fünf Thiere", heißt es in einem perſiſchen Geſetzbuch, „ſind verdienſtlich zu tödten: Fröſche, Schlangen, Fliegen, Ameiſen, Mäuſe." Elagabal fuhr mit einem Geſpann von Löwen, wie die phrygiſche Mutter, oder mit Tigern, wie man von Dionyſos erzählt. Er that damit nur, was an orientaliſchen Höfen alte Gewohnheit war, ſo u. a. auch bei Tafel und am Thron gezähmte Löwen und Leoparden zu haben. Selbſt am byzantiniſchen Hof der chriſtlichen Zeit war man von dieſem Brauch nicht ganz abgewichen. Noch die deutſche Sage des Mittelalters macht davon Erwähnung. Aber freilich die Römer nahmen dies übel auf, weil ſie nicht wußten, ob die Unthiere zahm waren, und trotz aller Schmeichelei gegen den Kaiſer und Luſt zu den köſtlichen Dingen ſeiner Tafel, nahten ſie ſich nur mit Schrecken. Er beſaß, wie die perſiſchen Großkönige, einen Thierpark, worin die

Römer Gelegenheit hatten, die ſeltenſten Thiere, Nilpferde, Krokodile, Rhinoceroſſe, Strauße zu ſehen, was ſie ihm nicht hätten verübeln ſollen. Schon die perſiſchen Großkönige drückten die Einheit ihrer Herrſchaft dadurch aus, daß ihre Tafel mit den fernſten Producten ihres Reichs beſetzt war. Antoninus ahmte dies nach. Er verglich das römiſche Reich mit einem Ackerfeld, deſſen Bauer das römiſche Volk ſei. Es charakteriſirt die damaligen Geſchichtſchreiber, daß ſie ſeine Küchenzettel genau gekannt haben wollen, und über die köſtlichen und ſeltenen Speiſen, welche er zuerſt erfunden habe, Nachricht geben. Wie ein Perſerſchah im Gedicht des Firduſi, ſaß er ſtets unter Blumen und Muſik. Seine natürliche Schönheit hob ein glänzendes Kleid von Purpur und Gold mit einem Brillant-Diadem und köſtlichen Gemmen an den Schuhen. Er war unterrichtet in Sprachen und Muſik und beſaß einen heiteren und freien Geiſt. Trotz aller Gräuel, die ſie auf ihn aus Mißverſtändniß und Skandalſucht häufen, müſſen die Erzähler zugeben, daß er die Schonung, die er beim Regierungsantritt ſeinen Feinden zugeſagt, ehrlich gehalten habe. (Dio Caſſius.) Er ſah ein, daß ihn die Römer nicht verſtanden und erwiderte denen, die ihn warnten: „Wenn ich einen Erben hätte, würde ich ihm einen Vormund ſetzen, der ihn das zu thun zwänge, was ich gethan habe und thun werde.“ — So ſehr die Römer nach ſeinem Tode alle Schmähungen ſeiner Feinde nachſprachen, ſo ſehr ſchmeichelten ſie ihm im Leben. Es iſt ſicher kein Zeichen von Wahnſinn, wenn er die Senatoren mancipia togata, d. h. Sklaven in der Toga, nannte. Ihn umgaben außer ſeinen nächſten Verwandten, von denen namentlich ſeiner Mutter Soëmis ein großer Einfluß auf ihn zugeſchrieben ward, ein ganzer Hof von orientaliſchen Prieſtern. Man ſagte ihm nach, daß er durch Chaldäer habe Kinderopfer bringen und aus ihren Eingeweiden habe wahrſagen laſſen, ein Vorwurf, welcher damals ſehr verbreitet und auch dem Apollonius von Tynna gemacht

worden war. Ebenso müssen ihm auch jüdische Lehrer nicht fern gestanden sein. Eine merkwürdige Notiz, welche Lampridius mittheilt, ist, daß er auch zuweilen „Strauße bei der Mahlzeit aufgetischt habe, behauptend, es sei den Juden gestattet, sie zu essen." Man kann sich dies nur erklären, daß jüdische Ausleger den Bath Jaana (Lev. 11, 16) vielfach nicht, wie man jetzt thut, für den Strauß hielten, während der Ausdruck Hiob's 39, 16 Kenaf Renanim, der vom Strauß galt, in dem Verzeichniß der verbotenen Vögel nicht genannt ist. Auch ist es gewiß, daß entweder Caracalla oder Antoninus Elagabalus oder das Haus des Caracalla überhaupt gemeint ist, wenn im Talmud als besonderer Gönner der Juden ein Antoninus vielfach erscheint. Es wird dies schon ausreichen, um die kritiklosen Nachrichten der Schriftsteller, aus denen Spätere geschöpft haben, zu charakterisiren. Die sittliche Verderbniß, welche sich schon in der Aufzeichnung der Frivolitäten offenbart, die Elagabal zugeschrieben werden, fühlt selbst Lampridius. Ein Theil etwa berechtigter Vorwürfe fällt auf die Ueppigkeit des syrischen Dienstes, dessen Priester er war, zurück. Viele davon sind so unwahrscheinlich und im Widerspruch mit Anderen, daß man darin den gemeinen Ausdruck der damaligen Chronique scandaleuse erkennt, die um so frecher auftritt, je knechtischer das Herz ist. Die Aufzeichnungen stammen aus der Zeit seines Nachfolgers, dessen Verwandten ihn gestürzt hatten und diesen Sturz beschönigen wollten. Er und viele seiner Anhänger wurden getödtet, Andere vertrieben. Hofintriguanten benutzten die Lebhaftigkeit und Kühnheit eines Jünglings, der, im fünfzehnten Lebensjahre Kaiser, der ganzen römischen Tradition unvermittelt und mit feindseligem Fanatismus entgegentrat, und gerade durch die Demüthigung, die er dem römischen Stolze anthat, ihn reizte, der als Priester keine Sympathie für das Heer besaß, und, zwar nicht minder tugendhaft als die Römer, seiner fremden und unbeliebten Formen halber nahen und geschickten Feinden unterlag.

Man muß ſich wundern, wie ſelbſt neuere Schriftſteller in die urtheilsloſen Expectorationen älterer Zeit einſtimmen konnten. Mitleid wäre das mindeſte geweſen, das einem ſolchen Jüngling, der Kaiſer des damaligen Rom ſein mußte, folgen ſollte. Aber er fordert mehr als Mitleid heraus. Entwürfe und Unternehmungen werden ſichtbar, die in Roms Geſchichte einzig ſind.

Es war in der That ein grandioſer Gedanke, aus der Stadt der Cäſaren eine ſyriſche Prieſterſtadt zu machen. Zum erſten Mal geſchah es, daß ein Kaiſer die Einheit des Reiches nicht ſowol durch das Schwert, ſondern durch den Gedanken behaupten wollte. Ein Jüngling unternahm es, das römiſche Reich zur Parochie des Sonnentempels zu machen. Aus der Erbſchaft des Mars ſollte eine Hierarchie des phöniciſchen Adonis werden. Jener Dienſt, um welchen Israel in Knechtſchaft und Verbannung gefallen iſt, ſollte vom Tiber bis zum britiſchen Canal und zum Euphrat herrſchen. Man erkenne wol, was Elagabal's Regierung darbietet — den einzigen Verſuch, aus jenem Sonnendienſt Kenaan's, den Israels Wahrheit bekämpft, jenem Dienſt des Baal, den Gideon's Hand niederwarf, deſſen Säulen Simſon niederriß und deſſen Wagen Joſias verbrannte, eine Welthierarchie zu ſchaffen. Freilich kann Antoninus Unternehmen nicht nach der Sünde des abgöttiſchen Ahas gemeſſen werden. Denn er fiel nicht ab wie dieſer, und die große Roma war voller Aberglauben, nicht beſſer als der ſeinige. In der That wurde er von der Idee einer Einheit getragen, aber in ihrer Carricatur. Sein Götzendienſt war wie aller Götzendienſt die Verzerrung des Cultus der Wahrheit. Der Sonnendienſt, in welchen das Heidenthum ſpäterer Zeit allen Aberglauben zuſammenfließen ließ, iſt ſicherlich eine Carricatur des wahren Gottes, der Sonne des Lebens und der Gerechtigkeit. Die Sinnlichkeit der ſyriſchen Culte iſt das ſchmutzige Gegenbild der reinen Sehnſucht, an der Schwelle der Thore Gottes zu leben, die losgebundene

Schwärmerei ihrer Prieſter, das Affenthum der entzückten Geſichte des Pſalmiſten. Die fanatiſchen Baalsdiener, welche Elias niederwarf, ſind in ihrem Weſen eine widerwärtige Verzerrung des begeiſterten Propheten ſelbſt. Und Baalbek ging unter, wie Jeruſalem zerfiel. Zenobia's Plan wie der von Elagabal mißglückte. Zwar auch Conſtantins mächtige Gründung in Conſtantinopel zerfiel. Aber Palmyra und Baalbek haben keine Hoffnung; Jeruſalem und Conſtantinopel warten auf die Löſung der orientaliſchen Frage.

Unter ſolchen Betrachtungen war es Abend geworden. Ueber dem ſchimmernden Schnee des Libanon ging der Mond auf. Matt ſilbern hingen ſeine Strahlen an Baalbeks weißen Trümmern. Im Dämmerlicht traten Säulen und Geſtalten in einem klagenden Düſter heraus. Ein Abend unter Trümmern öffnet das Ohr für die Freiheitsſeufzer der Creatur. Wir gingen in eine elende Hütte, um dort die Nacht zu verbringen. Sie lehnte an einem alten Altar. Tiefe Stille herrſchte umher. Aber nicht die Stille der Steine, die Stille der Seele giebt Frieden.

Sultan Saladin
und Lessing's Nathan.

Wer nach Damaskus gereist ist, hat die Erinnerung an Abraham, den Vater des Glaubens, gepflegt; er ist mit Paulus die Apostelstraße gezogen. Unter vielen Anklängen wehmüthiger und rührender Art steigt auch das Bild des Sultans auf, der Damaskus zu seiner bewunderten und gefürchteten Hauptstadt erhob. Man kann Saladin's dabei nicht vergessen. Dieser moslemische Held hat auch ein Stück europäischer Literatur erobert. Die moderne Bildung kennt den Saladin von Lessing besser als den von Damaskus. Der Freund Nathan's des Weisen hat einen größeren Platz in der historischen Vorstellung unseres Geschlechts als der kurdische Atabeg. Die Macht der dramatischen Schöpfung beweist sich auch hier. Man hielt den Saladin in dem berühmten Drama Lessing's wirklich für ein historisches Gemälde. Nicht einmal die Kritik des eigenthümlichen Kunstwerkes hat an der richtigen Mischung der Farben gezweifelt. Und doch war es ein wunderlicher Sultan, den Lessing schildert. Ein Fürst, nicht blos zart gegen seine Schwester, auch gegen die Mameluken, genial in Sparsamkeit wie in Verschwendung. Seine Muße gehört lieblichen Ereignissen des

Familienlebens. Wie Marquis Poſa iſt er von freier Geſinnung. Die Gedankenfreiheit, die jener vergeblich erbittet, iſt dem Sultan durchaus geläufig. „Als Chriſt, als Muſelmann gleichviel," ſo ruft er aus, „ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachſe." Gegen Nathan, den Juden, den reichen Banquier, iſt er von einer zarten Humanität, die man bewundert. Er wagt nicht, Geld zu borgen. Er ſchämt ſich, klug zu ſein. Zuletzt bittet er den Weiſen um ſeine Freundſchaft. Kaum nimmt er ſich Zeit, Manſor mit wichtiger Staatsbotſchaft abzufertigen. Die Sorge um die Armen, um Recha's Loos, um Aſſads, ſeines Bruders Kinder, erfüllt ihn ganz. Welch ein Sultan! ruft man aus. Wenn alle Sultane ſo wären! Und kann ein Sultan alſo ſein, ein Sultan, der ein Moslem iſt, kein Chriſt? Zu dieſer Frage muß uns die Dichtung bringen. Sie appellirt dabei gewiſſermaßen an eine hiſtoriſche Wahrheit. Leſſing glaubte ſich in der Wahl des Fürſten nicht vergriffen zu haben. Man kann auch die Weiſe, wie er zu ſeinem Stoffe gekommen, deutlich erklären. Lange vor 1778, ſchreibt er an ſeinen Bruder, hat er den Stoff, der als „Nathan der Weiſe" hervortrat, gewählt. Länger als ſechszehn Jahre wird dies nicht geweſen ſein. Erſt im Jahre 1755 waren durch den gelehrten Schultens in Leyden die arabiſchen Berichte über Saladin herausgegeben worden. Durch ſie wurde hauptſächlich die Aufmerkſamkeit auf die Geſchichte des Sultans gelenkt. Marin bearbeitete ein Leben Saladin's, eine Schrift, die Epoche machte. Im Jahre 1761 überſetzte ſie E. G. Küſter in Braunſchweig in's Deutſche. Aus dem erſten Entwurf Leſſing's zu ſeinem Drama erſieht man, daß dieſe Ueberſetzung ſeine Hauptquelle geweſen iſt, wenngleich er auch Schultens kannte. Lieſt man nur die Vorrede zu dieſem Buch, wird man Leſſing ſchon um Vieles entſchuldigen. Sie fließt über vor Bewunderung „des einzigen Volkes (Araber), das damals die Künſte und Aufklärung des menſchlichen Verſtandes liebte" und war außer

ſich „über die Barbarei unter den Chriſten, wo Unwiſſenheit, Aberglaube, Religionsraſerei und Parteilichkeit das Licht der Wiſſenſchaften mit dem Chriſtenthume erſtickten.“

Es ſtellt „Menſchenliebe und Ungeheuer, Treue und Verletzung derſelben, Höflichkeit und Barbarei, Leutſeligkeit und Unmenſchlichkeit, Wohlthätigkeit und Raubſucht, Vergebung und Rachbegier“ einander gegenüber und theilt alles Erſte dem Saladin, alles Letzte den Chriſten zu. Aus ſolchen Büchern ſchöpfte mit Leſſing die damalige Zeit ihre hiſtoriſchen Anſichten. Es war damals Mode, das Chriſtenthum und die chriſtlichen Völker zum Ruhme der anderen herabzuſetzen. Man kokettirte mit einer ſogenannten Unparteilichkeit, nach welcher das Tugendlicht nur bei Heiden und Juden geſucht und anerkannt wurde. Leider wurzelte dieſe ſcheinbare Gerechtigkeit nicht blos in mangelhafter und oberflächlicher Kenntniß der Thatſachen, ſondern vielmehr in einer flachen Beobachtung des ſittlichen Menſchen überhaupt.

Im vorigen wie im ſiebenzehnten Jahrhundert hatte man durch das Wachsthum der Seemächte nähere Nachricht von den Völkern Aſiens erhalten. Oberflächliche Kenntniß von den Chineſen riß ſo hin, daß man die Sitte und Religion dieſes Volkes meinte über das Evangelium ſtellen zu müſſen. Man lernte die Religionsſchriften der Hindu's flüchtig leſen, und ein Engländer, Holwell, ſprach es aus, daß der Endzweck ſeines Lebens ſei, zuerſt England, dann die ganze Menſchheit zum Bekenntniß Brahma's zu bekehren. Ebenſo ging es, als Anquetil die Lehre der Parſen nach Europa brachte. Es iſt bekannt, welche Abgötterei man auch in Deutſchland mit „Ormuzd und Ahriman“ trieb. Die objective Gerechtigkeit, welche die Gelehrſamkeit erſt aus der chriſtlichen Weltanſchauung ſchöpfte, war in eine eitle Parteineigung verzerrt worden. Nur der Mangel rechter Wiſſenſchaftlichkeit läßt dies erklären. Man bildete ſich ein, die fremden Völker zu kennen, obſchon man ſie nicht kannte. Man wollte ſie beſſer finden als ſich ſelbſt, was ebenſo beſcheiden

als anſpruchsvoll war. Denn das eigene Abweichen von der wahren Erkenntniß Chriſti ſuchte man durch eine unwahre Kenntniß der Nichtchriſten zu verhüllen.

Es waren dieſe Anſchauungen und Bewegungen Zeichen des Kampfes, der um die rechte Wahrheit des Lebens und des Todes entbrannt war. Sie wurden Mittel und Waffen, die Manche meinten nur gegen die ſogenannte Orthodoxie richten zu müſſen, die aber, weil ſie die abſolute Wahrheit verließen, auch die abſolute Wahrheit verletzten. Ein Symptom dieſes Streites war auch die Verherrlichung Saladin's. Je dunkler man das Mittelalter, die Kreuzzüge, die Wildheit der Ritter ſchilderte, deſto heller ſtrahlte der romantiſche Sultan. Den Eroberer Jeruſalems und den Todfeind chriſtlichen Lebens vergaß man, um ein tugendhaftes Muſterbild zu zeigen, das alle chriſtliche Tüchtigkeit übertraf. In unſeren Tagen hat freilich hiſtoriſche Wiſſenſchaft einen beſſeren Klang. Sprachen und Quellen werden gründlicher gekannt. Die Bewunderung vor den Chineſen hat ſich abgekühlt. Weder Brahminen noch Buddhiſten zu werden, iſt unter der heutigen Welt noch Luſt vorhanden. Auch nicht einer von uns iſt dem Derwiſch Leſſing's an den Ganges zum Betteln gefolgt. Neuere, tiefere Forſchung hat auch die Parſen nach ihrer Art würdigen gelernt. Ueber alle geht die Weisheit des Menſchenſohnes wie das Morgenroth über fliegende Nebel empor. Auch der Saladin des zwölften Jahrhunderts, der Balduin, den chriſtlichen König, 1179 ſchlug, ſieht dem Saladin, der 1779 gegen manche Gegner erſchien, nicht ſo ähnlich wie Aſſad dem Tempelherrn. Stände der alte Fürſt auf, mit ſeinem Säbel zertrümmerte er den Spiegel, der ihm dies falſche Bild eines toleranten und ſentimentalen Saladin zeigt.

In demſelben Jahre, als Kaiſer Lothar auf ſeinem Zuge nach Italien, bedeckt von Alter und Ehren, ſtarb, 1137, wurde kurdiſchen Eltern in Tekrit ein Sohn geboren. Der Vater, ein

tapferer Krieger, Ajub, nannte ihn Salaheddin (Heil des Glaubens) Juſſuf. Bald nach Saladin's Geburt wurde ſein Vater nebſt ſeinem Bruder Schirkuh aus Tekrit vertrieben; beide nahmen Dienſte bei dem Atabeg Emadeddin Zenghi. Vorderaſien befand ſich damals ganz unter dem Joch des Islam. Freilich das Kalifat war nur noch ein Schatten alter Größe, aber eine Menge kleinerer Dynaſtien herrſchten dieſſeits und jenſeits des Euphrat. Sie gehörten nicht dem Stamm der ſogenannten Seldſchucken an. Statthalter unter dem Namen Atabeg's hatten ſich unabhängig gemacht. Einer der mächtigſten war der Atabeg in Syrien, Emadeddin Zenghi, deſſen Ruhm in den Kämpfen mit den Kreuzfahrern nur von ſeinem Sohne Nureddin (Licht des Glaubens) übertroffen ward. Vater und Onkel Saladin's waren vorerſt in die Dienſte dieſer Fürſten getreten. Der Vater Ajub war darauf Feldherr des Seldſchuckiſchen Fürſten von Damaskus geworden. Als ſolcher half er durch Verrätherei dem Nureddin zur Eroberung von Damaskus. Daher ſtand er und ſeine Familie bei dem kühnen und gefürchteten Fürſten in dauernder Gunſt, die ſich beſonders auf Saladin übertrug. Dieſer war 26 Jahre alt im Jahre 1163, als er aus entnervender Schwelgerei, die er in Damaskus liebte, durch eine ägyptiſche Kataſtrophe geriſſen ward. Das Kalifat der Fatimiden ging dort zu Ende. Die Herrſcher waren machtlos; die Großen bekriegten ſich. Einer entfloh zu Nureddin. Dieſer, deſſen Sinn längſt nach Aegypten ſtand, ſendet Schirkuh, den Oheim Saladin's, einen tüchtigen Mann, mit dieſem nach Aegypten. Eine Reihe von Kämpfen folgte, an denen auch die Kreuzfahrer betheiligt waren. Saladin fand Gelegenheit, ſeine Kriegstüchtigkeit in der Belagerung von Alexandrien zu zeigen. Er war es auch, der durch den Ueberfall ſeines Gegners, aber gegen den Tractat, die Entſcheidung zu Gunſten ſeines Oheims wendete. Schirkuh ward der allmächtige Vezier des ohnmächtigen, ſchwachen Kalifen.

Das Alles geſchah durch die Hülfe und Autorität Nureddin's. Als Schirkuh ſtarb, ward Saladin Vezier, freilich nicht ohne Widerſtreben der anderen Emire, die ſeinen ſittenloſen Lebenswandel als Vorwand nahmen. Saladin verſprach, ſich zu beſſern und hielt Wort. Es fand dies im Jahre 1168 ſtatt. Damit begann die eigentliche Laufbahn des kühnen und klugen Fürſten.

Der Saladin bei Leſſing ſagt:

„Und daß mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen,
Ich ſoll mich ſtellen, ſoll beſorgen laſſen,
Soll Fallen legen, ſoll auf's Glatteis führen,
Wann hätt' ich das gekonnt!"

Der Saladin bei ſeinen arabiſchen Panegyrikern würde geſagt haben:

„Wann hätte ich dieſes nicht gekonnt!"

Denn Klugheit, Liſt, Täuſchung waren faſt mehr noch als die Waffen die Staffeln zu ſeiner Größe. Durch kluge Verſchwendung erkaufte er ſich die Gemüther ſeiner bisherigen Gegner. Er vergeudete viel, damit er Alles habe. Er ließ ſich gern, ſagt ſein Geſchichtſchreiber, da er Juſſuf hieß, mit dem Patriarchen Joſeph, einem Vezier Aegyptens wie er, vergleichen. Indem er wie dieſer ſeine ganze Familie nachkommen ließ, verſchaffte er ſich zuverläſſige Umgebung und entzog Nureddin etwaige Geißeln. Aber nicht wie Joſeph diente er ſeinem Herrn. Auch der machtloſe ägyptiſche Kalif, der aber unter ſeiner Secte viele Anhänger hatte, ſtand ſeiner Herrſchſucht im Wege. Es geht der Verdacht, den lateiniſche und arabiſche Schriftſteller theilen, Saladin habe ihn heimlich erſchlagen. Jedenfalls war er nach ſeinem Tode Aegyptens ſicher. Einſtweilen aber ſtand er nur unter der Hoheit Nureddin's, für den er beten ließ, dem er demüthige Briefe ſchrieb, gegen den er aber im Stillen ſich bewaffnete, dem er große Summen ſchickte, ſie dem Boten aber wieder abnahm, als er von des Sultans Krankheit hörte, den er als ſeinen Wohlthäter pries, den er aber nach ſeinem Tode be-

raubte (1173). Es war eine wilde Zeit; der Erfolg, den man ſuchte, deckte alle Mittel, die man brauchte. Meuchelmord, Beſtechung, Verrath ſtehen auf allen Blättern. Und doch tadeln ſeine größten Verehrer an Saladin das grauſame Verhalten gegen die Kinder Nureddin's. Im Anfang ſtellte er ſich noch, als wollte er des Erben von Nureddin Hoheit anerkennen. Bald aber warf er die Verſtellung ab. Ueble Dinge müſſen in Damaskus vorgegangen ſein, als er von Aegypten dahin kam. Die arabiſchen Schriftſteller wollen davon nicht reden. Die Wittwe des Verſtorbenen ſoll die Abſicht Saladin's unterſtützt haben, und er heirathete ſie. Durch Gewalt und Verrath entriß er dem zwölfjährigen Sohne Nureddin's Alles. Ein arabiſcher Schriftſteller theilt die Worte mit, in denen ſich der Knabe über Saladin mit Thränen beklagt. „Ein Verräther, den Nureddin aus dem Staube gezogen, dem es aber nicht genug iſt, mein Reich und meine Krone mir entriſſen zu haben, will mir auch das letzte Aſyl rauben, das ich inne habe.“ Saladin war klug genug, Gewalt und Großmuth zur rechten Zeit anzuwenden. Daß Liberalität und Generoſität auch Mittel zum Vortheil werden können, verſtand der Nachfolger Nureddin's vollſtändig. Es war eine Sitte der Zeit, die dringendſten Bitten eines Fürſten in den Mund ſeiner Frauen zu legen. Als Adhed, der Kalif Aegyptens, Nureddin um Hülfe bat, legte er in den Brief die Haare ſeiner Frauen, für ihn zu bitten, ein. Als die Tochter Nureddin's in Saladin's Lager kam, ihn zu bitten, er möchte ihrer Familie von aller Habe nur die Veſte Czary wiedergeben, war er galant genug, zu gewähren. Die Veſte konnte ihm wenig ſchaden. Als aber bei der Belagerung Moſuls deſſen Atabeg ſeine Mutter und Frauen ihm flehend in's Lager ſchickte und dieſe ihm die demüthigſten Bedingungen und Bitten vortrugen, wenn er von der Stadt abließe, gab er nicht nach. Er wies alle Bitten und Thränen zurück, obſchon er die Frauen, nach Anſicht des Volkes, dadurch mit Schmach bedeckte. Auch

verhinderte in der That die Erbitterung des Volkes von Moſul darüber, daß er ſich der Stadt bemächtigte.

Aehnliche Züge, bald von Milde oder Härte, kehren in ſeinem Kampfe gegen die Chriſten wieder. Der Handel von Alexandrien, den hauptſächlich die Chriſten führten, hatte durch die drückenden Geſetze des Omariſchen Canons gelitten, nach welchem die Chriſten Abzeichen tragen mußten, nicht auf Pferden reiten und ihre Gottesdienſte nur unter mancherlei Druck ausüben durften. Saladin erleichterte dieſe Bedingungen, hob den Handel und zog die Gewerbe und Künſte der Chriſten in ſeinen Dienſt. Als er mit den Kindern Nureddin's Krieg führte, fürchtet er die Theilnahme der Chriſten an dieſem. Er ehrte dieſe durch den Glauben, ſie nur durch Großmuth zwingen zu können. Er ſchlug ihnen bequeme Bedingungen zum Frieden vor, machte aber zugleich den Rittern Geſchenke, ließ unter die chriſtlichen Truppen Erfriſchungen austheilen und ſchickte ohne Löſegeld die Geißeln zurück. So gewann er Ruhe und Zeit, der Herr Syriens und der Chriſten ärgſter Feind zu werden.

Von dieſer Güte erfuhren die tapferen Leute nichts, die mit Raynald von Chatillon einen kühnen Zug durch die Wüſte machten, um nach Mekka zu gelangen. Denn viele wurden gefangen, und die ägyptiſchen Kadi's, die ihre Richter wurden, entſchieden ſich für die Erwürgung der Einen und Opferung der Andern am Tage des Bairam. Den Raynald von Chatillon gelobte Saladin mit eigner Hand zu ermorden, wenn er in ſeine Gewalt fiel.

Als nun nach der Schlacht bei Hittin gegen den König von Jeruſalem Raynald in der That gefangen war, vergaß der Sultan ſeine Rache nicht. Als der König von Jeruſalem zu trinken erhielt und das Glas hierauf an Raynald reichte, rief Saladin aus: „Ich werde nicht zugeben, daß dieſer Menſch in meiner Gegenwart trinke, denn er ſoll nicht leben.“ Und mit eigner Hand ſtreckte er den Wehrloſen nieder.

Es war ein ſchrecklicher Kampf, der zuletzt vor Jeruſalem gefochten ward. Die Chriſten fielen durch ſchlechte Führung und unglückliche Wahl des Schlachtfeldes. Nicht durch Kampf, ſondern durch Sonne und Ermattung brachen ihre Schlachtreihen. Man berichtet, Raynald ſei der Einzige geweſen, den Saladin von den Gefangenen ſo ſchlecht empfangen. Der Einzige war er, den er ſelbſt erſchlug. Aber auch die heldenmüthigen Johanniter und Templer, die bis zum letzten Augenblick, ſo lange ſie noch die Waffen halten konnten, ritterlich gekämpft, wurden nach der Schlacht waffen- und wehrlos niedergemetzelt. Nach der einen Nachricht habe Saladin die Gefangenen von ſeinen Reitern (den Ritter für 500 Denare) gekauft, um ſie zu tödten; nach einer andern hätten Türken ſie dem Sultan abgekauft, um ſelbſt in brutaler Luſt ſie tödten zu können. So hat denn Nathan allerdings Recht, es ein Wunder zu nennen, „daß Sultan Saladin einem Tempelherrn das Leben ließ".

Um ſo weniger hatte Leſſing Recht, als er zur Vertheidigung gegen den Vorwurf, als ob in ſeinem Schauſpiel das Chriſtenthum gegen den Juden und Muſelmann ſo weit zurückſtehe, ſagte: „daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menſchlichen Geſchlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müſſe auffallender geweſen ſein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geſchichtſchreibern nicht fehlt, ein ſolch vernünftiger Mann habe ſich nun eben in einem Sultane gefunden." Es iſt hier weder Abſicht noch Ort, von der bei Leſſing faſt unbegreiflichen Phraſe zu handeln, daß „geoffenbarte Religionen dem menſchlichen Geſchlechte Nachtheil bringen", da es ſelbſt auf dem Standpunkt des Islam nur eine ſogenannte „geoffenbarte Religion" geben konnte, eine Religion ohne Offenbarung nur Menſchendienſt und Heidenthum im ſchlechten Sinne des Wortes ſein muß, und der ganze logiſche und hiſtoriſche Irrthum offen genug da liegt, nach welchem die

Lehre Chriſti, der offenbarte, „ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben", ohne Vortheil auf die Menſchen gewirkt haben ſollte.

Es iſt eitel Blindheit, nicht zu ſehen, daß trotz aller Kämpfe und Widerſprüche im Mittelalter und den Kreuzzügen die Macht des chriſtlichen Geiſtes überall ſich bewährt hat. — „Es fehlt," ſagt Leſſing, „an Winken bei den Geſchichtſchreibern nicht, ein ſolch vernünftiger Mann habe ſich nur in einem Sultan gefunden." Leſſing ſpricht nur von Saladin hier. „Es hat allerdings Sultane gegeben, welche durch die vorhandenen Religionen genirt wurden. Hakem Biamrillah, der Sultan von Aegypten, ließ ſich als die Incarnation der Gottheit anbeten. Der Mongolenchan Argun dachte daran, mit Hülfe ſeines jüdiſchen Vezieres eine neue Religion zu befehlen. Schah Nadir, der perſiſche Tyrann, beſchloß, ſeine ſelbſtgemachte Religion der Welt zu proclamiren. Es waren Sultane, denen die „geoffenbarten Religionen" nicht gefielen. Ob ihre Perſonen dem Philoſophen gefallen würden und „ohne Nachtheil für die Menſchheit geblieben wären", ob eine Sultansreligion, auch wenn es ein Nadir nicht iſt, der ſie befiehlt, überhaupt lieblich wirke, bedarf keiner Entwickelung. Aber von Saladin iſt die Rede. Wo aber ſind „die Winke" bei den Geſchichtſchreibern? Es wird ſchwer werden, hier nachzukommen, da Marin, Leſſing's Quelle, davon ſchweigt, und Gibbon, der hiſtoriſchen Wahrheit gemäß, in Saladin nichts weniger als einen toleranten Sultan entdeckt hat.

In der That war Saladin durchaus nicht indifferent, ſondern ein eifriger Muſelmann, den der Islam neben Nureddin wie einen Heiligen verehrt. Er hielt die Faſten- und Gebetzeiten. Der Koran verließ ihn auch nicht in der Schlacht. Bis an den Tod beklagt er, nicht Zeit gehabt zu haben, nach Mekka zu pilgern. Er gehörte zur Secte der Schafei. Es iſt dies eine rechtgläubige ſunnitiſche Partei, die ſeit dem Ende

des ſiebenten Jahrhunderts beſtand. Ihre Ausbreitung war eine ſeiner Hauptaufgaben ſchon als Vezier in Aegypten, denn die bisherigen Herrſcher waren Feinde der Sunniten. Nur wenn er dieſer Secte angehörte, konnte er Aegyptens ſicher ſein. Er ſtiftete Schulen, in denen man nur die Lehre der Schafei treiben durfte. Ihr Hauptſatz war darauf gerichtet, daß man bei dem Koran und der Tradition ſtehen bleiben ſolle. Wer andere ſpeculative Wiſſenſchaft treibe, verdiene an einen Pfahl gebunden zu werden. Saladin hat dies auch ausgeführt. Ein Philoſoph wurde auf ſeinen Befehl mit Ruthen geſtrichen und erwürgt. Die Poeten verachtete er und ließ ſie laufen. Aber jede andere Wiſſenſchaft war ihm verhaßt. Mit Leſſing hätte ſich Saladin jedenfalls nicht befreundet. Es darf uns keine Freude machen, an Saladin, wie er auch gegen die Chriſten geſinnt war, blos die dunklen Seiten hervorzukehren. Man giebt ihn nur der hiſtoriſchen Wahrheit zurück, wenn man ihn von dem ſentimentalen Flitter befreit, den ihm einſeitige Kenntniß und Tendenz angehangen hat.

Saladin war nach moslemiſchem Stile ein tüchtiger Mann, entſchloſſen, tapfer und von einer freien Klugheit. Niedere Naturen ſind nur mit gemeinen Dingen klug, höhere operiren mit Tugenden. Man kann Saladin gewiſſermaßen zu ihnen zählen. Doch verdankte er ſeine Erfolge zumeiſt der Zerriſſenheit und Unbeſonnenheit ſeiner Gegner, ſowol unter Syrern als Chriſten. Den letztern würde kein Moslem im Orient widerſtanden haben, wären ſie von einem beſonnenen Feldherrn, wie Gottfried von Bouillon, geführt worden. Aber die Kreuzfahrer übertrugen ihre Spaltungen aus Europa nach Aſien. Die größte Kraft des altgermaniſchen Lebens lag in der Bravour und noblen Freiheit des Einzelnen. Damit war aber auch die Luſt zur Vereinzelung und das Geltendmachen von Privatintereſſen dicht verbunden. Die Ausbildung perſönlicher Ritterlichkeit verdunkelte den Blick auf ferner liegende Bedingungen.

Auch im Kampfe waren ſie mehr Helden als Feldherren. Im Orient konnte die perſönliche Kraft nicht den Schaden der Zerſplitterung aufheben, denn in den moslemiſchen Staaten kamen ihnen zwar unritterliche Haufen, aber von einem Willen, von einem Geiſte geführt, entgegen. Wenn man außerdem die Wildheit und Leidenſchaft einer abenteuerlichen Zeit, die Lockungen eines romantiſch lüſternen Lebens, die Sitte eines dauernden Waffenlagers in die Betrachtung zieht, ſo darf man erſtaunen, daß die chriſtlichen Ritter ſo lange das heilige Land behauptet haben. Die Kreuzzüge offenbarten eben die Größe, aber auch den Mangel bloßer perſönlicher Kraft. Auch Saladin's Erfolge gegen die Chriſten gelangen nur durch ihre Zerriſſenheit und wahrhafte Verblendung über den Schaden derſelben für jeden Einzelnen. Gerade er concentrirte eine geſchloſſene Macht um ſeinen Thron, während unter den Kreuzfahrern jede vereinigende und imponirende Perſönlichkeit fehlte, bis Richard von England kam. Da war aber Jeruſalem ſchon erobert. Saladin trat Heldenmuth, aber kein Regent, kein Staatsmann entgegen. Führer, wie Gottfried von Bouillon, Balduin I., Tankred, lernte er nicht kennen. Guido von Luſignan war tapfer, aber ohne Umſicht. Und doch war der Sieg von Tiberias und der Fall von Jeruſalem nur die Folge der glücklichen Benutzung von Zwietracht und Unſicherheit, wenn es auch nicht hiſtoriſch feſtzuſtellen iſt, daß der Sultan, wie man ſagte, mit dem chriſtlichen Grafen von Tripolis einen in Blut zugetrunkenen Bund gegen die Chriſten ſelbſt geſchloſſen hätte.

Saladin erfuhr mehr als einmal und nicht erſt durch Richard Löwenherz die perſönliche Gewalt ritterlicher Tapferkeit. Wie dunkle Schatten auch über dem chriſtlichen Leben in Paläſtina liegen, mit den Thaten der Ordensritter läßt ſich im Islam wenig vergleichen. Bei Ramla (1178) waren es nicht mehr als 370 Geharniſchte, die den glänzenden Sieg über Saladin davontrugen, der allein über 26,000 leichte Reiter gebot, die Schwer-

bewaffneten nicht hinzugerechnet. Die Niederlage war vollſtändig. Trotz der Aufopferung ſeiner Leibwache rettete der Sultan kaum das Leben. In der Schlacht auf der Ebene von Belveir (1182) ſchlugen 700 Reiter den Sultan aufs Haupt, der über 20,000 Reiter commandirte. Es iſt wahr, daß oft einzelne Ritter mit ganzen Haufen geſtritten haben. Wenn ſie nicht ſiegten, ſo ſtarben ſie doch unüberwunden. Jacob von Maillé dünkte ſelbſt den Sarazenen, denen er nach dem Fall ſeiner Brüder allein widerſtand, bis er erſchöpft zuſammenſank, wie ein Engel vom Himmel. Der Großmeiſter Eudes von St. Amand erwiederte Saladin, als er gefangen war und dieſer ihn auswechſeln wollte: „Ich will nicht durch mein Beiſpiel die Feigheit meiner Brüder begünſtigen, die ſich, in der Hoffnung, losgekauft zu werden, gefangen nehmen laſſen möchten. Ein Tempelherr muß ſiegen oder ſterben. Für ſeine Auslöſung giebt es nichts, als Dolch und Gürtel.“

Es zeichnet Saladin vor allen andern orientaliſchen Fürſten aus, für große perſönliche Bravour einen ſympathiſchen Sinn gehabt zu haben. Auch in dem langen Kampfe zwiſchen den Arabern und Chriſten in Spanien hat ſich ein tieferes und nachahmendes Verſtändniß chriſtlicher Ritterlichkeit geltend gemacht. Die türkiſchen Völker Aſiens waren wenig dazu gebildet. Die Dynaſtien und Stämme, welche gegen die Chriſten kämpften, wechſelten zu oft. Saladin allein hatte Gabe und Sinn für Ritterthum und deſſen perſönliche Tugend. Er war klug genug, die gewaltige Kraft und Gewandtheit der Ritter zu ſchätzen, auch einſichtig genug, um die Vergeudung ſolcher Kräfte, bei allem Mangel an geiſtiger Concentration, zu durchſchauen. Den Ritter vom grünen Wappen, der bei der Belagerung von Tyrus allein ganze Trupps von Sarazenen zurückwarf und durch Rieſenkraft weithin gefürchtet war, lud er gegen Geleitsbrief in ſein Lager ein, machte ihm Geſchenke und ſuchte ihn zu bewegen, in ſeinen Dienſt zu treten. Der Ritter

ſchlug die Ehre aus. Die Blüthe der Kreuzfahrer waren die Ordensritter. Ihre Tapferkeit war am meiſten gefürchtet und bewundert. Es ſteht feſt, daß nur im erſten Theile von Leſſing's Nathan der Tempelherr ſeinen Namen verdient. Trotz der Unwürdigen, die es auch unter ihnen gab, hat der Tempelerorden ſeinen Beruf und Ruf in hundert Schlachten und Leiden nicht verleugnet. Die Sage iſt lehrreich, nach welcher Saladin verlangt hätte, ein Ritter des Ordens zu werden. Sie bezeugt die Ehre, die der Orden genoß und das Verſtändniß für Ritterthum, welches man Saladin zutraute. Von dem gefangenen Ritter Hugo von Tiberias ſoll der Sultan die Aufnahme verlangt haben. Der Ritter aber habe ihn anfangs die Pflichten und Ceremonien des Ordens nicht lehren wollen. Warum? frägt der Sultan. „Weil Sie leer ſind“ (vous estes vis), antwortete er. Wovon? „Von dem Chriſtenthum und der Taufe,“ ſpricht der Ritter. Saladin beſteht auf ſeiner Bitte. Hugo geht endlich darauf ein und ſagt: „Sire, wenn Sie ein Chriſt wären, würde der Orden Ihnen nicht übel ſtehen.“ Darauf Saladin: „Ce ne puet mie ore estre,“ „das kann jetzt nicht geſchehen.“

Damit war ein Vertrauen ausgedrückt, welches Saladin der Ritterſchaft würdig zeigte, obſchon er der furchtbarſte Feind war, den die Kreuzfahrer kennen gelernt hatten. Es begründete ſich dies aber nicht ſowol auf ſeiner Kriegstüchtigkeit oder ſeinem perſönlichen Muth. Es war eine beſondere Eigenſchaft, auf welche die ritterliche Zeit in Leben und Dichtung einen großen Nachdruck legte, — nämlich milte. Man verſtand unter ihr eine großherzige Freigebigkeit, die aus der Fülle gab, von der Pracht und Geſchenke ausfloſſen wie Licht aus der Sonne. Ein König, ein Fürſt, ein Herr darf kein Knauſer ſein. Es gehört zur adligen Geſinnung, zu geben den Sängern, den Vaſallen, den Freunden, Allen. Wie der Brunnen quillt, wie die Sonne

ſcheint, giebt der König und ritterliche Herr. In den Nibelungen heißt es: „die hêrren wâren milte von arte hôh geborn.“ Man ſah „hôher hêrren werc mit grôzer milte offenbar“, heißt es anderswo. Saladin war ſehr freigebig, aus Klugheit und aus Neigung. Er konnte es auch ſein. Wie reich floſſen ſeine Mittel im Verhältniß zu den chriſtlichen Fürſten, die im Morgenland dauernd mit Geldnoth kämpften! Auch gehört Pracht und Verſchwendung zum orientaliſchen Sultanat. Saladin gewann Freund und Feind durch ſeine Fülle von Geſchenken. Er war in ſeiner Jugend locker geweſen. Der frühere Leichtſinn ward nun zur königlichen Freigebigkeit; ſo erſchien ſie als „reichen Muthes Schein“ den chriſtlichen Zeitgenoſſen. Wilhelm von Tyrus, der Erzbiſchof, ſagte von ihm: „Er war ein Mann ſcharfen Geiſtes, rüſtig in Waffen und über das Maß freigebig“ (supra modum liberalis). Walther von der Vogelweide dichtet: „dir ist nicht kunt, wie man mit gâbe erwirbet prîs und êre. denk an den milten Salatîn.“ Er wird darum auch in dem altfranzöſiſchen Gedicht ein „loyaus Sarrazêns“, ein nobler Sarazener, genannt. Man war ſehr geneigt, dieſe ritterliche Tugend nur chriſtlichen Einflüſſen zuzuſchreiben. In der That kannte Saladin ſchon in Alexandrien chriſtliches Weſen genau. Die Sage geht noch weiter; ſie läßt ihn von einer Chriſtenfrau geboren oder getauft ſein. Die Nachricht von ſeiner Reiſe in Europa iſt in den Romanen des Mittelalters ſehr verbreitet, ſowol in Spanien, wo ſie der Infant Juan Manuel im Graf Lucanor berichtet, wie in den italieniſchen Novellen, aus denen ſie auch Boccaccio entlehnt hat. Eine alte franzöſiſche Familie Anglure rühmt ſich, ihr Schloß Jour in Burgund von der Freigebigkeit des Sultans erbaut zu haben. Dieſe Tugend überlebte ihn. Saladin ſtarb im Jahre 1193, 56 Jahre alt, im 18. Jahre ſeines Sultanats. Er hinterließ ſeinen 15 oder 17 Kindern ein großes Reich, aber nur 44

Drachmen im Schatz. Aber was er nicht hinterließ, hat ſeinen Namen länger bewahrt, als was er vererbte. Seine Dynaſtie war nach wenig mehr als einem halben Jahrhundert beinahe ganz verſchwunden. Seine Freigebigkeit pries Orient und Occident. Dante ſtellte ihn einſam wandelnd dar im Raum der tugendhaften Heiden. Nicht durch ſeine Erben, durch ſeine Feinde kennt ihn die Weltgeſchichte. Den der Islam faſt vergeſſen, hat die deutſche Poeſie in Erinnerung gebracht.

Dem Sultan Saladin wird von Leſſing's Nathan die Parabel von den „Drei Ringen" vorgetragen. Leſſing ſchöpfte ſie aus dem Boccaccio. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß er ſie nicht ſo ließ, wie er ſie fand, ſondern für die Tendenz ſeiner Dichtung einrichtete. Es war ihm ſchwerlich bekannt, daß die Fabel den Juden geläufig war. In einer Schrift (Schebet Jehuda) des 15. Jahrhunderts, in welcher ſich die Juden in Spanien gegen Anklagen der Regierung und des Clerus vertheidigen, wird von einer Audienz berichtet, die ein Jude (Ephraim) in Gegenwart eines geiſtlichen Herrn beim Könige hat. Dort trägt er, um ſein Volk gegen Verfolgung zu ſchützen, ein Gleichniß vor. „Ein Vater giebt ſeinen zwei Söhnen bei der Abreiſe zwei Steine. Es entſteht unter ihnen über die Echtheit ein Streit, der bis zu Thätlichkeiten ausartet. Der Freund, den ſie fragen, ermahnt ſie, zu warten, bis der Vater wiederkommt. Dieſe beiden Brüder ſeien (Juden und Chriſten) Jacob und Eſau." Wie bei Leſſing iſt der chriſtliche König ſo betroffen, daß er den Irrthum des Gleichniſſes nicht fühlt. Es kann kein Jude ſagen, ſo wenig wie Saladin dies vom Islam konnte, daß Jacob nicht den rechten Segen erhielt. Aber den Juden ſtand es an, in ihrer Noth, an ein ſolches Bild zu appelliren. Der chriſtliche König brauchte in Eſau, dem Gegenſatze Jacobs, die Lehre Jeſu nicht zu finden, wie der chriſtliche Dichter (zwar auch ein Ephraim) nicht nöthig

hatte, den Sarazenen und Juden in Abweſenheit eines chriſtlichen Anwalts über das Evangelium richten zu laſſen.

Die Parabel bei Leſſing iſt am echteſten in den „Thaten der Römer“ (Gesta Romanorum) enthalten. Dort beweiſt ſich der echte Ring durch die Kraft, Krankheit und Leiden zu heilen.

Antiochia.

I.

Von Baalbeks Trümmern ſteigen wir heut nicht zu den Felſen des Libanon auf. Wir folgen einem Quell, der nicht weit von ihnen unter ſchattigen Sycomoren cryſtallhell entſpringt und mit jugendlicher Kraft wachſend und eilig durch hochgraſige Ufer und blühende Felder nach Norden ſtrömt. Nach Norden in umgewandter Richtung, wie dies der Jordan thut, der vom Libanon herab nach Süden ſich wendet. Der Orontes iſt ganz ein Gegenfüßler des Jordan; nicht durch die Richtung ſeiner Waſſer allein, auch durch ſeine Geſchichte. Der Jordan iſt ein Scheideſtrom zwiſchen den geſchichtlichen Hemiſphären menſchlichen und göttlichen Geiſtes. An ſeinen Ufern glänzten niemals große Reſidenzen mit Paläſten und goldenen Tempeln; aber ſeine Wellen berührten den Fuß der frommen Träger, als ſie die Lade mit der Wahrheit des einen ſchöpferiſchen Gottes hindurch trugen. Sein Spiegel zeigte das Bild des leidenden Königs, aus deſſen Geheimniß, wie aus den Blumenkelchen des Frühlings, Licht und Troſt in unvergänglichem Wohlgeruch ſich ausgießt. Wie das Blut durch

das Herz des Propheten, ſo ſtrömt der Jordan durch die Geſchichte eines auf die abſolute Wahrheit gewieſenen Volkes. Heil und Gericht einer über die Erſcheinung und Endlichkeit der Natur thronenden Offenbarung ſprechen in dem Lande, das an ſeinen Ufern ſich bereitet. Völlig iſt er ein Gegenſtrom des Orontes, einſt ein Strom des Naturdienſtes. Wie die volle Ader durch die entzündende Raſerei eines berauſchten Prieſters Elagabals, ſo rinnt er durch das alte Syrien hindurch. In ſeine Wellen ſahen glänzende Tempel, reizende Haine, gethürmte Königsburgen hinab. An ſeinen Ufern rauſchten die Chöre der Feſtzüge; in ſeinen Thälern brüllten die Elephanten der Kriegsheere. Die Geſchichte Syriens begiebt ſich an ihm, umrauſcht von Pracht und Kunſt, Taumel und Leidenſchaft — ein voller Contraſt des ewigen Wortes: „Du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir!“

Der Orontes ſtrömt bei Ribleh vorüber, einſt eine traurig berufene Stadt. Den letzten König Iſraels, den unglücklichen, aber zweideutigen Zedekias, fing dort Nebukadnezar und ließ ſeine Kinder vor ſeinen Augen blenden. In ſeinem weiteren Laufe nach Norden ſtrömen die beiden Hauptarme in den ſchönen See von Kedes, an deſſen Ufern die Trümmer einer großen, herrlichen Stadt liegen. Es iſt Emeſa, heute Hims genannt. Die ehemals fruchtbare Gegend iſt verödet. Wo reiche Städte lagen, iſt alles in Zerſtörung. Wo alte Bildung und Literatur eingedrungen war, begegnet der Reiſende Araberhirten, die ein Zündhölzchen für eine Zauberei halten. Emeſa gehörte zu den berühmten Sonnenſtädten Syriens. Hier wurde der El Gabal (der Helio Gabal) verehrt; hier war der junge Baſſianus Prieſter, als er von den Legionen zum Kaiſer ausgerufen ward. Es ſind weniger Trümmer übrig als von Baalbek und Palmyra, aber eine merkwürdige Tradition zeugt von der Bedeutſamkeit des Orts im alten Volke. Die arabiſchen Geſchichtsſchreiber erzählen, die Stadt (noch die heutige) beſäße

einen Talisman, welcher sie vor Scorpionen und anderen giftigen Thieren befreite. Wenn man Staub von Hims anderswo hinbringe, so werden diese Thiere getödtet, und ein Pflaster von solcher Erde zubereitet heile jede Wunde, welche der Scorpionenstich verursacht habe. Abulfeda berichtet, daß ein im Orontes-Wasser gewaschenes Kleid seinen Träger vor Schlangen und Scorpionen bewahre, aber es verliere die Kraft, sobald es in anderes Wasser komme. Ein anderer Araber (Edrisi) erzählt, man fände unter einer Kuppel einen Reiter von Bronze. An den Wänden der Kuppel sei ein Scorpion abgebildet. Ein Thonabdruck dieses Scorpions heile jeden Scorpionenstich. Es erinnert dies an die großartige Stelle im 4. Buche Mosis, wo Moses eine kupferne Schlange macht und alle Israeliten, die sie ansehen, vom Schlangenstich geheilt werden.

Aber die Tradition hat einen uralten symbolischen Sinn. Zwischen der guten Gottheit und der Schlange ist ein Kampf wie zwischen Leben und Tod. Die Sonnengötter, wie Zeus, Apollo, Herakles, sind immer Feinde der Schlangen. Daher, wo jene verehrt werden, dürfen diese nicht leben. Wo die Sonne und ihr Bild herrschen, kann Niemand sterben, d. h. kann keine Schlange hinkommen. In Delos, wo Apollo geboren war, durfte Niemand begraben werden. Auch in Sardinien, wo Aesculap verehrt ward (Esmun), gab es keine Schlange. In Creta, der Insel, die Zeus als ihren Hauptgott anrief, lebte kein schädliches Thier. In Apollo's Hain in Claros gab es keine Schlangen. Nach Astypalaea auf der Insel Cos, wo der Heilgott verehrt ward, können Schlangen nicht gelangen. Auch die Juden hatten ähnliche Sagen. In Jerusalem gab es nach ihren Berichten (in der Mischna) keine Schlangen. In der Stadt könne Niemand sterben. Naiver wird dieselbe Legende vom Sinaikloster berichtet. Im 15. und 16. Jahrhundert erzählten Reisende, daß die heilige Jungfrau Schlangen, Kröten

und giftige Würmer da nicht zulaſſe. In neuerer Zeit wurde ihr Schutz auf Mücken, Wespen und anderes Ungeziefer beſchränkt. Der alte Schutz der Sonnengötter hat vielleicht vor Nattern, die einen oder den andern Menſchen tödten, bewahrt, aber vor dem Islam bewahrte er ſie nicht, der Städte und Lande verwüſtet und Tauſende getödtet hat.

In Hamah, wohin uns nach Durchſchneidung einer weiten Ebene der Orontes führt, halten wir uns nicht lange auf. Die Stadt war der Mittelpunkt eines Fürſtenthums ſchon zu Davids Zeit, dem ihr König Thoi Glückwünſche ſandte. Sie war in der Zeit nach Alexander dem Großen bedeutend genug, um vom Könige Antiochus Epiphanes den Namen Epiphania zu erhalten. In der Araberzeit machten ſie ein Sclave und ein Fürſt berühmt, beides Schriftſteller. (Jacut und Abulfeda, der 1331 ſtarb.) Einem franzöſiſchen Reiſenden wurde im 15. Jahrhundert geſagt, der Fluß bei Hamah käme aus dem Paradieſe. Offenbar hielt man den Orontes für einen der Paradieſes-Flüſſe (die Gegend an den Quellen des Orontes trug den Namen „Paradisos“). So viel iſt gewiß, daß das heutige Hamah Reichthum an Naturerzeugniſſen, aber ſonſt wenig paradieſiſche Zuſtände zeigt.

Intereſſanter, aber noch öder und unbekannter ſind die Trümmer von Apamea. In den Trümmern findet ſich eine Hauptſtraße, die das Nord- und Südthor verbindet. Sie hat 123 Fuß Breite und iſt rechts und links mit ſchönen korinthiſchen Säulen geſchmückt, jede 80 Fuß hoch, und etwa $6\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt. Eine Colonnade von etwa 1800 Säulen. Hinter den Säulen war bis zu den Häuſern ein Raum von 24 Fuß. Es bedürfte einer ganzen Abhandlung, um die Trümmer genau zu beſchreiben. Leider fehlt noch eine genaue Schilderung. Es iſt zu ſchwer und unſicher geweſen, bis dahin zu gelangen. Der Islam hat Trümmer gemacht und ſie dann verborgen. Es muß eine Prachtſtadt geweſen ſein, mit Sonnentempeln, wie

die Säulen ankünden, die zumeiſt auf Sonnendienſt weiſen. In der That war ſie eine wichtige Stadt der ſyriſchen Könige. Dieſe hatten hier Elephanten, (Seleukus hatte 500 dort), Stutereien (über 30,000 Pferde), Kriegs- und Reiterſchulen und Kriegskaſſen. Münzen von Apamea haben Elephanten als ihr Gepräge.

Indem wir weiter nach Norden rücken, tritt die Spitze des Caſius, heute Dſchebel Akra, mächtig hervor. Wir beſteigen ihn nicht, um zu unterſuchen, ob es wahr ſei, daß man oben zu gleicher Zeit „Tag und Nacht" ſehen könne. An und für ſich hat dies bei hohen und freigelegenen Berggipfeln gar nichts Auffallendes. Man ſieht nach Oſten den neuen Tag leiſe heraufkommen und den Himmel färben, während nach Weſten noch Alles in wolkigem Schlummer ruht. Der Berg war in alter Zeit von Mythen umfloſſen. Er war dem höchſten Gott, Zeus Baal, als Gott der Höhen gewidmet; daher ſein Name Caſius. (Das alte Wort Kez entſpricht völlig dem neueren Namen Akra, das nicht arabiſch, ſondern griechiſch iſt.) Die Höhen und Vorgebirge wurden zumal dem Zeus gewidmet, an deſſen Stelle im ſpäteren Volksglauben S. Georg vielfach getreten iſt. Der alte Naturforſcher Plinius berichtet, daß auf ihm, wenn die Heuſchrecken Noth über die Völker brachten, um Abwehr gebetet ward; in Erhörung der Gebete hätten dann die ſeleucidiſchen Vögel die Heuſchrecken vertilgt. — An ſeinem Nordfuß, da wo der Orontes ſeinen nördlichen Lauf gegen Weſten wendet, liegt das Ziel unſerer Reiſe: Antiochia.

Ein griechiſcher König hat die Weltſtadt gegründet.

Die glücklichſten Nachfolger Alexanders des Großen waren Seleukus und Ptolemaeus. In Syrien und Aegypten zerfiel das Erbe des Eroberers. Als Antigonus und Demetrius fielen, war Seleukus Herr von Aſien vom Indus bis an's Mittelländiſche Meer. Alexander hatte als Hauptſtadt Babylon

gewählt; denn ſein Auge erblickte hier ſchon Indien und China, das er noch nicht bezwungen. Seleukus gründete, wie Antigonus vor ihm, ſeine Reſidenz am Meere. Nicht über Alexanders Grenzen wollte er hinaus, und alle Griechen zieht es zum Meere. Poſeidon war überall ihr freundlicher Gott. Nicht fern vom Meere, wie in Athen, ſuchten ſie Mittelpunkte der Macht und des Genuſſes.

Antiochia, nach Seleukus Vater ſo benannt, war köſtlich gelegen. Der waſſerreiche Strom verband die Stadt mit dem nah gelegenen Meere. Das Klima war lieblich, der Boden fruchtbar. Die Vorhöhen des Caſius, an die Antiochia angelehnt war, ſandten herrliche Waſſer herab, jedem Hauſe einen Brunnen ſpendend. Warme Quellen ſprudelten; paradieſiſche Gärten wie zu Damaskus umzogen ſie. Die öſtliche Ebene war mit Straßen bis zum Euphrat durchzogen. Zufuhr brachten die Flotten vom Meere. So lag es zwiſchen Babylon und Alexandrien mitten inne. Nur eines Königsthrons als Magneten bedurfte es, um Genuß und Fülle von Land und Meer anzuziehen. Bald gab es in Aſien keine Stadt, die mit ihr zu vergleichen war. Antiochia war wie ein königlicher Springbrunnen an Lebensluſt und Leidenſchaft. Es fehlte dieſem gewaltigen Baſſin nicht an künſtleriſchem Schmuck, denn Griechen hatten ſie angelegt. Säulenhallen, Tempel, Aquäducte, Bäder erhoben ſich. Nach wenigen Geſchlechtern war ſie eine Stadt über alle anderen Königsſitze.

Die Einwohner zählten nach Hunderttauſenden. Antiochien glich nicht Babylon, nicht Alexandrien. Es war mehr als jene die Hauptſtadt des genießenden, berauſchten, aber auch ſingenden und blumengeſchmückten Bacchus ſelber.

Es iſt der griechiſche Geiſt, der mit Alexander die alte Welt eroberte. Freilich nicht ſpartaniſche Rauhheit, aber athenienſiſche Bildung und Empfänglichkeit hatten den Triumph davongetragen. Bei dieſer Eroberung trat Alexander in entſchiedene

Miſchung mit Sitte und Bildung der Völker, die er unterwarf. Das Uebergewicht Aegyptens über die anderen, nicht griechiſchen Völker machte ſich hierbei offenbar. Trotz aller ſittlichen Verkommenheit, war doch das ägyptiſche Alterthum noch mächtig genug, um die Ptolemäer zu einem großartigen Wetteifer in Literatur und Kunſt aufzumuntern. Als die Griechen unter Alexander Syrien eroberten, fanden ſie geiſtige Erinnerungen, wie ſie Aegypten enthielt, nicht vor, dagegen eine üppig entwickelte Lebensgewohnheit, die ſich in eben ſo ſinnlichen Culten wiederſpiegelte. Zu einem geiſtigen Wettſtreit wurden ſie daher nicht aufgefordert. Aber mit ihrem geläuterten Kunſtſinn und mit ihrer unermüdlichen Productionsluſt verfeinerten ſie den Genuß, welchen Reichthum und ein freier Verkehr von Land und See erleichterten. Die ſyriſchen Könige, obſchon Griechen, nahmen die ganze Gewalt orientaliſcher Herrſcher in Anſpruch. Nur floß all der Ueberfluß an Tribut und Steuern, der ſonſt nach Suſa an den Perſer gezahlt ward, jetzt von Oſten zum Meere, nach Antiochien. Die Stadt wurde ſo der Nerv, der Mittelpunkt, der tonangebende Inhalt des ganzen Reiches, wie es der Herrſcher ſelbſt war. Antiochien war der Spiegel des ganzen Reiches, wie Alexandrien der des ptolemäiſchen Aegyptens; aber Antiochien hatte keine Aufgabe gelöſt, wie jenes. Das ganze ſyriſch-griechiſche Reich war ein Meer von Luxus und Prachtliebe. Sucht man nach einem Berufe, den es erfüllt, iſt es der Contraſt, den es zum Geiſte ſeiner Nachbarlehre darſtellt — eben wie der Orontes, der in umgekehrter Richtung vom Jordan fließt. — Ganz wie ein Triumphwagen des Bacchus, auf welchem der Gott im Taumel und unter Liedern einherzieht — entgegen der Lade, vor der David einfältiglich tanzt. Auch dieſer ſyriſche Rauſch zeugt von einem Suchen des unbekannten Gottes, nur in verkehrter Art. Der Rauſch des Luxus und Vergnügens übertäubte das Gewiſſen und das Gefühl der Sünde. Die Bedeutung bibliſchen und chriſtlichen Lebens für die Völker

zeigt ſich nirgends deutlicher als im Staat und in der Herrſchaft. Die Macht der orientaliſchen Despoten hat wirklich etwas Berauſchendes, denn ſie iſt durch kein heiliges Wort gebändigt und gezügelt. Sie flößt das ſchreckliche Gefühl ein, in weiten Gebieten und in der Fülle von Herrlichkeit thun zu können, was man will. Nichts, was ſie ihrer Gottheit zuſchreiben, ſcheint in der That bei ihnen zu fehlen. Die Willkür iſt eben ein Rauſch, in welchem das Gefühl für Sünde und Schuld verloren geht. Seleukus allerdings, der Antiochien gründete, 300 v. Chr., war ein Held, ſtark an Gliedern und Geiſt, mehr als alle ſeine Nachkommen. Aber der Gräuel der alten Zeit kann ſich nicht beſſer offenbaren, als daß Seleukus, da ſein Sohn Antiochus des Vaters junge Gemahlin liebte und vor Begier erkrankte, er gern eingewilligt, ſich von ſeiner Gattin zu ſcheiden, um dieſe ſeinem Sohne zu überlaſſen.

Die alten Dichter erzählen viel vom Fluch des goldenen Halsbandes im Hauſe des Alkmaion. Er hatte ſeine Mutter erſchlagen, floh nach Pſophis und heirathete dort die Arſinoë; aber er kann nicht bleiben; die Erinnyen treiben ihn fort. Er kommt zum Strom Acheloos, der ihn reinigt und deſſen Tochter Kalirrhoë er heirathet. Dieſe will den Schatz, Arſinoë giebt ihn heraus, aber ihre Brüder erſchlagen den Alkmaion. Kalirrhoë's Söhne rächen den Vater und erſchlagen die Arſinoë. Dieſe gräuliche Mythe weicht hinter dem zurück, was an dem Hofe der ſyriſchen Könige geſchah. Antiochus II. hatte ſeine Schweſter (Stiefſchweſter) zur Frau und liebte ſie; aber er ſchloß einen Frieden mit Ptolemaeus Philadelphos, und eine Bedingung deſſelben war, ſeine Gattin zu verſtoßen und die ägyptiſche Prinzeſſin Berenice zu heirathen. Dies geſchah zwar, aber als Ptolemäus nach zwei Jahren ſtarb, benutzte dies Antiochus, um Berenice, deſſen Tochter, zu verſtoßen und ſich mit Laodike, der ehemaligen Gattin, wieder zu vereinigen. Dieſe aber, noch erbittert wegen der früheren Ver-

ſtoßung, vergiftet den Antiochus, der ſie zurückgerufen hatte. Berenice ward, ehe noch ihr Bruder und ihre Freunde zur Rettung herbeikommen konnten, erſchlagen, und dieſe tödten aus Rache die Laodike und verwüſten das Land. Ja, es war ſchlimmer als in der mythiſchen Dichtung Alkmäons. Der Orontes ſühnte die Mörder nicht. Die Leidenſchaft floß wie ein glühendes Meer, und es war Niemand wie Lot unter ihnen, um auch nur die Warnung eines ſittlichen Geiſtes zu hören. Man frägt nach den Einflüſſen der griechiſchen Bildung und Cultur! Aber ſie waren gerade ausreichend, um der Luſt und der wilden Schwelgerei Schönheit und Geſchmack zu verleihen. „Schon längſt, ſagt ein römiſcher Dichter, iſt die ſyriſche Flut des Orontes in den Tiber gefloſſen und brachte mit ſich Sprache und Sitten, Muſik mit Flöten, Harfen, Pauken und Dirnen, die am Circus feil ſtehen.“ Es iſt eine lehrreiche Sage, welche in Antiochien erzählt ward, daß zwiſchen dem Flußgott Orontes und dem Bacchus Dionyſos ein Kampf ſtattgefunden hätte. Dionyſos blieb Sieger. Dieſer Gott iſt das Idol des Griechenthums in Aſien. Ihm folgte in etwas mehr idealer Weiſe Alexander nach, als er Aſien eroberte. Er war der Inbegriff der ſchönen Sinnlichkeit, der berauſchenden Cultur, des ſogenannten gebildeten, genußreichen Lebens. In ihm floß alle andere Gottheit zuſammen; ihm ahmten die Könige nach. Eine Statue des Bacchus iſt noch das einzig erkennbare Kunſtwerk, welches man in Apamea fand. Er iſt der Gott des griechiſchen Reiches in Aſien, deſſen Hauptort und Luſttempel Antiochien war. Zumal von Alexanders Zeit an war es bei den griechiſchen Königen Gebrauch, ſich ſelbſt als Abbilder der Götter darzuſtellen. Jenen Antiochus II., der Gemahl der Laodike, der ſeine Tage in Schwelgerei und Rauſch verbrachte, nennen die Mileſier „Gott“. Er war eben ſo gut ein Gott, wie Antiochus III., „der Große“. Der Beiname, den Antiochus IV. annahm, Epiphanes, erklärt ſich daraus, Epiphanes bedeutet „der ſichtbar gewor-

dene", nämlich als Gott. Von Demetrius Phalereus wird geſagt, er habe ſeinen Bruder „Epiphania" feiern wollen, als wäre er ein Gott geweſen. Antiochus IV. nennt ſich auf Münzen „Antiochus König, ſichtbar gewordener (Epiphanes) Dionyſos". Die Samaritaner ſchreiben an ihn: „Dem Antiochus, dem ſichtbar gewordenen Gott." Antiochus IV. war ſeit Seleukus der merkwürdigſte ſyriſche Fürſt. Während Seleukus und Antiochus III. dem Alexander zu gleichen ſtrebten, wollte er den Bacchus Dionyſos lebendig darſtellen. Er wollte nicht bloß Gott *heißen*, ſondern *ſein*. Er nahm ſeine Gottheit wie ein gewiſſenhafter Schauſpieler *ernſt*. Daraus erklären ſich die Thorheiten, die man ihm zuſchreibt. Er iſt in ſeiner Rolle ſo wenig verſtanden worden, wie Hakem Biammerillah und Elagabal. Er war nicht unglücklich im Kriege, begabt und kenntnißreich, aber überall geberdete er ſich wie Dionyſos. Er erſchien plötzlich, wo ihn Niemand erwartete, in Schenken und bei Gelagen niederer Leute und trank mit ihnen; er liebte es, in der Volksmenge oder in den Werkſtätten der Künſtler zu ſein und ſich mit ihnen über ihre Kunſt zu unterhalten, überall nur an dem Königsreif um ſein Haupt kenntlich. Gab er Trinkgelage, machte er ſelbſt den Wirth; er ſtellte ſich an die Eingänge, führte die Einen ein, wies Andern die Plätze an und ſtellte die Diener in Ordnung. Was wir etwa „populär" nennen würden, nannten die Alten gemein und verrückt. Er war eben Dionyſos und glaubte daher, Alles thun zu können. Auch Dionyſos erſchien in allerlei Geſtalt. Ihn ehrte jedes Gelage. Daraus erklärt ſich auch ſein Benehmen: „Bald ſetzte er ſich, bald lagerte er ſich auf den Boden, bald legte er einen Biſſen nieder, bald ſchwenkte er einen Becher aus, ſprang empor, blieb ſtehen, umging das Gelage, nahm in aufrechter Stellung das Zutrinken an und ſcherzte über die Reden, die er hörte." Es war das die göttliche Freiheit, die er ſich nahm, die ungebunden war von ſonſtiger Etikette. Er ſpielte, er über-

raſchte, er beſchenkte, wie es ihm einfiel, Fremde und Bekannte, Große und Kleine, wie er ſich Dionyſos dachte. Er war lange in Rom geweſen, ahmte die römiſchen Sitten nach, ließ ſich zum Tribun und Aedilen wählen, ſetzte ſich auf dem Markte auf einen Stuhl und ſprach Recht. Er durfte ja als Dionyſos Syrer, Römer und Grieche ſein. Mit den anderen Göttern lebte er auf gutem Fuß, er weihete Säulen und Tempel dem Zeus und Apollo und war über alle Maßen freigebig und verſchwenderiſch, wie er es für ſeine Gottheit paſſend hielt. Eine Art Dionyſoszug ſtellte offenbar das große Schauſpiel dar, das er einſt in Daphne bei Antiochien gab und durch welches er alle anderen Schaufeſte übertreffen wollte. Dieſer Zug wird uns in vollſtändiger Beſchreibung überliefert. Die Zahl der Truppen, Myſer, Cilicier, Thracier, Galater, Macedonier, Fechter (240 Paar) war weit über 50,000 Mann, darunter 1500 völlig gepanzerte Reiter, Mann und Pferd unter einem Panzer. Die Reiter trugen meiſt purpurne Röcke über der Rüſtung, bei vielen mit Goldſtoff und eingewebten Thierbildern. Nachdem dieſe Truppen vorüber gezogen waren, kamen 100 ſechsſpännige und 40 vierſpännige Wagen, dann ein Wagen mit Elephantengeſpann, denen 36 einzelne Elephanten folgten. „Den übrigen Feſtzug mit Worten zu ſchildern," ſagt der Erzähler, „iſt kaum möglich, wir wollen nur das Intereſſanteſte mittheilen." 800 junge Leute kamen mit goldenen Kränzen; dann folgten 1000 fette Ochſen und dreihundert Prieſter, ſie zu ſchlachten. Man trug 800 Elephantenzähne. Die Menge der Bildſäulen war unzählbar; alle Götter und Schutzgottheiten, die nur irgendwo verehrt werden, alle Halbgötter waren in Bildſäulen vertreten, zum Theil vergoldet oder in goldgewirkten Gewändern, und bei allen dieſen Göttern lag die von ihnen erzählte Mythe in köſtlichem Einbande dabei. Dann erſchienen die Bilder des Tages und der Nacht, der Erde und des Himmels, der Frühe und des Mittags. Tauſend Sclaven ſandte ſein Ge-

heimſchreiber, die alle Silber trugen. Sechshundert Diener trugen goldene Gefäße. Zweihundert Frauen goſſen aus goldenen Gefäßen köſtliche Myrrhenſalbe aus. Achtzig Frauen ſaßen in Sänften mit goldenem, fünfhundert in Sänften mit ſilbernem Sitz. Dreißig Tage lang dauerten die Gelage, die Fechterſpiele, die Jagden. Der Salben und Oele bei den Mahlen war die Fülle. Es wurden immer Tauſende geſpeiſt. Den Feſtzug ſelbſt begleitete Antiochus auf einem gewöhnlichen Pferde, Alles ſelbſt ordnend, er, der Alles gab, in unſcheinbarer Art, aber in ihm war ja die Offenbarung des Dionyſos.

Dieſe ungeheure Pracht, auch wenn ſie den Feſtzug eines Gottes, wie er, darſtellen ſollte, hat doch etwas Wüſtes; ſie ſollte berauſchen, wie der Wein, das war ihr Zweck. Sie war eine Purpurdecke über eine furchtbare Leere des innern Lebens. Dionyſos in ſeiner urſprünglichen Bedeutung war doch weit mehr als ein König, der trank und ſchwelgte. Es war ein Unglück für Antiochus, daß damals das Königthum ſeine Herrlichkeit nur in einem verzerrenden, koloſſalen Schein offenbaren zu können glaubte. Man verſtand den Werth der Einfachheit und Stille nicht mehr. Seitdem man Elephanten kennen gelernt, ſollte Alles elephantiſch-groß erſcheinen.

Antiochus verſtand ſeine Gottheit in Trunk und Pracht; aber woher nahm er das immenſe Geld, das zu Allem nöthig war? Nun, er war ja ein Gott und glaubte daher, die Tempel plündern zu können. Als ein Gott glaubte er dazu ein Recht zu haben, nur wollten das die Geplünderten nicht immer einſehen. Ohne Zweifel richtete dieſe Neigung ſeine Augen zuerſt auf den Tempel zu Jeruſalem.

Das judäiſche Land hatte eine ſchwierige Lage in den dauernden Kämpfen zwiſchen Aegypten und Syrien. Bald nahm es der Eine, bald war es dem Andern zugethan. Im Ganzen gravitirte es mehr zu Aegypten. Auch das trug bei, Judäa im Angedenken des Antiochus zu halten. Aber auch in

Judäa hatten ſich die Einflüſſe des griechiſchen Geiſtes geltend gemacht. Es gab auch in Jeruſalem ſolche, die Gymnaſien, Paläſtren und Ringſchulen nach griechiſcher Art bauen ließen. Man fing an, ſich des Unterſchiedes von den Griechen zu ſchämen; man nahm griechiſche Namen an; man ließ es ſich gefallen, am Bacchusfeſte mit Epheukränzen geſchmückt umherzuziehen. Wer, heißt es in einem merkwürdigen Bericht, ein Epheublatt in ſeinen Leib ſich einbrennen ließ, erhielt das Recht des niedern Volks, wer in die myſteriöſen Orgien ſich einweihen ließ, gewann das volle Bürgerrecht der Alexandriner. Antiochus der König wollte ja Dionyſos ſein. Der Gegenſatz, den er im Glauben der Juden fand, konnte ihm nicht verborgen ſein. Dem Gott, welchen er auf ſeinem Feſtzuge nicht darſtellen konnte, wollte er das Volk abtrünnig machen, ſeinen Tempel nehmen und vor allen Dingen ſein Geld plündern. Das Volk ſuchte er zu verführen. Er reizte es durch die Ausſicht, den Athenern gleich zu werden, wenn es ſich zum Griechenthum wandte, anderſeitig verbot er die Sabbate und den moſaiſchen Cultus. Den Tempel ließ er für ſeine Gottheit einrichten und ſetzte ein Götterbild auf den Altar. Auch ließ er auf den Altären nur ein Opfer bringen. Alle goldene Gefäße und alles Gold, was im Tempel zu finden war, raubte er.

Aber Antiochus war da einem Geiſte begegnet, den er nicht begriff. Seine Gewaltthat rief einen Aufſtand hervor, deſſen Begeiſterung er nicht verſtand. Während er den ganzen Orient tyranniſirte und ausſog, ſtanden in einem armen Lande Helden auf, die in der Weltgeſchichte Erfolg und Bedeutung gewannen. Wunderbare Fügungen zeigen die Geſchichten der Völker. Ohne den Einfluß der Ptolemäer in Aegypten wäre das alte Teſtament nie ins Griechiſche überſetzt worden. Hätte nicht Antiochus ein Gott für alle Völker ſein wollen, dem alle Tempel gehören, wären die Makkabäer nicht aufgeſtanden.

An dieſe Erhebung knüpft ſich in geheimnißvoller Folge eine andere Bewegung des Geiſtes, die alle Welt erneuet hat.

Als Antiochus einen andern Tempel, bei welchem ſein Vater erſchlagen war, im perſiſchen Elam plündern wollte, gelang ihm auch dieſer Angriff nicht; er fiel in eine Krankheit. Der den Bacchus ſichtbar vorſtellen wollte, ſtarb an den Folgen der Trunkſucht.

Es war im Jahr 175 v. Chr., da er zur Regierung gekommen war; 164 ſtarb er. Mit ſeinem Tode fiel das ſyriſche Reich immer mehr in ſich zuſammen, bis es völlig in die Fänge des römiſchen Adlers kam.

Antiochien freilich blieb noch die glänzende Hauptſtadt der Luſt und Ueppigkeit. Da ſtieg, etwa 210 Jahre nach dem Fall des Antiochus, ein Männerpaar zu ihm herab, der eine *ſchlank* und ſtill, der andere klein — mit Feueraug' und Mund; es waren Lehrer einer neuen Begeiſterung; ſie goſſen *einen* neuen Wein in die Seelen, ſie waren die Prediger einer unſterblichen Liebe und wanden den Epheu der Hingebung um die Roſen des Kreuzes. —

Antiochia.

II.

Julian.

Das Wort iſt wie die Welle, ob ſie im Jordan nach Süden, im Orontes nach Antiochien läuft, der Klang ihres Falles iſt derſelbe. Spricht uns von Sehnſucht der Freund, wie Harfenton klingt es uns an: Aber was ſehneſt du, Freund! Der Dichter ſingt von der Liebe; Nachtigallen ſcheinen zu ſchlagen. — Aber was liebt der Poet? Für Daphne, die ſchöne Nymphe, ſchwärmte einſt in der helleniſchen Mythe Apollo, der Hauptumlockte. Haſtig eilt er ihr nach, ſie aber flieht ſchnell wie die Tugend. Schon berührt ſein Hauch ihr fliegendes Haar, da belehrt ihn das Schickſal. Daphne iſt kein Mädchen mehr; in Lorbeer iſt ſie verwandelt. Nicht der Genuß umſchlingt ihn mit üppigen Armen, der reine Lorbeer umkränzt ſeine Stirn. Apollo bleibt immer, aber ſein Ziel iſt der Zweig, der aus Stille und Keuſchheit entſprießt. Bei Antiochien im reizenden Hain, der Daphne hieß, ſoll ſich das Ereigniß zugetragen haben. Dort ſteht Apollo's Tempel in köſtlicher Stille. Uralte Cypreſſen dämpfen der Sonne Glut zu erquickendem Schatten, in unermüdlichen Windungen rieſeln

Bäche mit ſanftem Geplätſcher durch köſtliches Grün und blumige Beete. Apollo, ſagten ſie, höre der Vögel Geſang und netze die Stirn mit der Flut. Aber der griechiſche Weiſe Apollonius (Phil. Vit. Apoll. 1, 16), als er nach Daphne in Antiochien kam, rief aus: Wo iſt hier Dichtung und bildendes Streben? Ach, Apoll, wandle zuerſt die Menſchen um! Allerdings fand er noch viele, die nach Genuß und Umarmung raſend jagten, aber göttliche Liebe und Dichtung war es nicht, ſondern rohe, barbariſche Sinnlichkeit. Auch begegnete er keiner fliehenden Tugend. Von Genuß und Liebe hörte er genug in ſchäumenden Phraſen, aber Ueppigkeit und Unſitte war das Ziel. Die Stille des Cypreſſenhains diente nicht dem köſtlichen Schaffen des ſchönen Geiſtes. Die Luſt ſuchte die Verborgenheit, nicht um der Scham, nur um des Reizes willen. Einſt war Daphne — der Lorbeer — das Symbol unbefleckter Sitte, jetzt aber hießen daphnitiſche Sitten Unzucht und Schwelgerei, wenn ſie von Glanz und verfeinertem Genuß gefärbt waren. Nymphen lebten ſchwerlich noch da, denn ſelbſt den römiſchen Kriegern war von Antiochien aus der Beſuch verboten, weil ſie dort unter Roſenkränzen verdarben. Pompejus, derſelbe Römer, der Syrien zur römiſchen Provinz machte und Antiochien ohne Schwertſchlag gewann, erſtürmte Jeruſalems Tempel. Welch ein Contraſt! Während der Römer die Mauer ſtürmt, ſteht innen der Hoheprieſter vor dem Altar und betet um Vergebung der Sünden, während Antiochien den Legionen entgegenjubelt, die ſein altes Herrſchergeſchlecht vertreiben. Es ſind friſche Kräfte zur Luſt und zum Spiel. Antiochien und Jeruſalem waren immer Contraſte; jedes Antiochien — alt und neu — zu dem Zion, deſſen Spiegel das Droben iſt und im Worte deſſen wurzelt, der die Wahrheit iſt. Antiochien hatte freilich nicht durch den Untergang ſeiner Könige gelitten. Es blieb der Sitz der römiſchen Machthaber in Weſtaſien: Ein ſyriſches Rom. Julius Cäſar hatte in Daphne einen Tempel der Dea Roma errichtet. Von Antiochien zogen

die römiſchen Legionen aus, um Jeruſalem zu erobern. Durch die Trophäen aus den Heiligenthümern der jüdiſchen Hauptſtadt ward es geſchmückt. Auf dem ſüdlichen Thor wurden die geflügelten Cherubim aufgeſtellt, die aus dem Tempel entführt waren und dem Thor ſeinen Namen gaben. Titus weihete der Luna, die ihm beim Sturm auf Jeruſalem geleuchtet, auf dem Weſtthor einen Siegeswagen. An Stelle der zerſtörten Synagoge der Juden in Daphne errichtete er ein Theater mit der Inſchrift: Ex praeda Judaeorum. (Aus der Beute der Juden.)

Aber Antiochien war ſchon vorher durch eine kleine, ſtille Schaar geiſtlich blockirt worden, Flüchtlinge des alten, Bürger des neuen Jeruſalem. In ihrer Gemeinde wurde Antiochien nicht ein zweites Rom, ſondern ein zweites Zion. Nach dem Tode des Stephanus waren einige Bekenner Chriſti bis nach Antiochien geflohen. Eine große jüdiſche Gemeinde war daſelbſt, ein Sammelplatz von Aſien und Afrika. Wo war es leichter zu predigen von der Sünde als in Antiochien?! Wo drang in das Gemüth Einzelner, die noch nicht in die Lüge verſunken waren, das Gefühl der menſchlichen Verderbniß tiefer in die Seelen! — Und als nun Barnabas von Tarſus her den neugewonnenen Jünger nach Antiochien brachte, jenes Herz voll Liebe, jenen Geiſt voll Wahrheit, jene Seele voll Demuth, jene Zunge von Feuer — Paulus, da entbrannte eine Sehnſucht, ſtärker als die Apollo's nach Daphne, und in den Gemüthern Vieler brach ein neues Leben an. Ernſtere Menſchen ſind in ſolchen Weltſtädten zumeiſt des innern Troſtes bedürftig. Wo die Lüge des Rauſches und Genuſſes den größten Theil des Lebens verfinſtert, ſeufzen ſie nach einer Wahrheit, die frei iſt und frei macht. Nirgends finden ſie den Weltgenuß ſchaler als mitten in der Ueppigkeit. Die pauliniſche Predigt, wie ſie im 1. Capitel des Römerbriefs ſich erhebt, iſt ſicher in den Antiochiſchen Erfahrungen gewachſen, und ihre Kraft ſtrömte wie friſcher Thau in ermattete Seelen. Antiochien war ganz der

Ort nicht bloß Juden, auch Heiden zum Troſt des Evangeliums zu ziehen. Unter den tödtlichen Reizen und Genüſſen des Haines von Daphne erſchien das Wort von Chriſto als ein Glanz von der Höhe. Juden fanden da Erfüllung, Heiden die Stillung ihres Herzens. In Antiochien lebten Griechen und Juden in getrennten Stadttheilen und beſtimmten Genoſſenſchaften. Durch die ſcharfe Sonderung, in der ſich die Nationalitäten zugleich als religiöſe Corporationen befanden, ſahen ſich die Hörer der Predigt des Evangeliums ſogleich in eigenthümlicher Stellung ausgeſchloſſen. In ihrer Gemeinde gab es, wie Paulus lehrte, nicht Jude, nicht Grieche mehr. Was ſie verband, gab ihnen den Namen. Chriſtus war ihr Gemeindeſtatut; Chriſten nannten ſie ſich. Antiochien ward wirklich ein neues Zion, zu dem es die Bekenner des Kreuzes zuerſt hinzog. In dem Namen war die Macht der Nationalität gebrochen, die Einheit im Geiſt und in der Liebe ausgeſprochen. Der Name beſiegelte die Miſſion unter den Heiden. Alſo ein neues, wunderbares Verhältniß von Antiochien und Jeruſalem. Jeruſalem, die Metropolis von Judäa, hörte das Wort des Herrn an die Juden. Antiochien, die Weltheidenſtadt, das Evangelium an die Chriſten. Die Hauptſtadt des Epiphanes Antiochus ward der Centralpunkt der Lehre des ewigen Gottes in ſeinem Reiche, die Stadt der Sünde und des Leichtſinns die erſte Station des Siegers am Kreuz.

2. Nicht lange, nachdem Paulus ſeine letzte Reiſe nach Rom gemacht hatte, loderten die Flammen von Jeruſalem auf. Nach furchtbarem Kampf ſank Alles in blutbefleckte Aſche. Rom hatte den letzten Feind erdrückt, der ſeine Weltherrſchaft beſtritt. Es war nicht perſönlicher Fanatismus, der Veſpaſian und Titus beſeelte. Rom als Stadt und Princip war gleich fern von Begeiſterung wie Fanatismus. Für das Verſtändniß von Enthuſiasmus, Aufopferung, Hingabe an eine unſichtbare Idee war

es ganz verſchloſſen. Seine Politik war Macht und Geld. In den Juden ſahen ſie Rebellen, weil ſie den Bildern der römiſchen Kaiſer nicht dienten. Ebenſo hatten ſie für die chriſtliche Bewegung nur politiſche Maßſtäbe. Chriſtus als König war für Pilatus ein Räthſel. Der nüchternen Weltanſchauung Roms, der praktiſches und greifliches Haben, der Genuß das einzige Ziel war, konnte ein Reich, das nicht von dieſer Welt war, ſchwer einleuchten. In dem Sohne David's ſahen immer noch Prätendenten eine Königskrone. Domitian benutzte die polizeilichen Nachforſchungen nach Enkeln David's zu einträglicher Vermehrung ſeines Fiscus. Auch die Gemeinde in Antiochien litt unter ſolchen Anfechtungen. Nichtsdeſtoweniger blühte ſie auf. An ihrer Spitze ſtand damals ein edler, begeiſterter Mann — noch von Paulus ſoll er geweiht ſein — Ignatius. Er ſtand Trajan gegenüber, dem tugendhaften Kaiſer von Rom. Trajan war ein kräftiger und tüchtiger Mann. Die übertriebenen Lobpreiſungen, die er erhielt, bewieſen nur den geſunkenen Zuſtand Roms. Er mordete und plünderte nicht; auf bloße Anklagen verurtheilte er nicht. Er hatte zwar die gräulich unſittliche Neigung jener Zeit und trank ſehr viel, aber es ſchadete ihm nicht; er konnte ſehr viel vertragen, ſagt ſein Geſchichtsſchreiber. Man verzieh ihm das, denn er war völlig ein römiſcher Kaiſer, die verkörperte römiſche Kraft und Politik. Um ſo weniger verſtand er den Geiſt zu würdigen, der aus Jeruſalem ausging. Tacitus ſagt von ihm, man hätte zu ſeiner Zeit denken können, was man wollte, und was man dächte — ſagen. Aber von den Chriſten galt das nicht. Auf das Bekenntniß Chriſti fand dieſe Toleranz keine Anwendung. In ihm lag eine Negation des ganzen römiſchen Weſens, alſo der Götter, nicht weniger der Kaiſer, die noch Götter ſein wollten. Trajan fühlte weniger geiſtlich als politiſch. Plinius, der in Bithynien Statthalter war, fragt bei ihm an, wie er es mit den zahlreichen Chriſten halten ſollte; ob

man zwiſchen alt und jung unterſcheiden, ob man beſtrafen ſolle, wenn der Mann aufgehört, ein Chriſt zu ſein; ob es bei ſonſt ſchuldloſem Leben hinreiche, ein Chriſt zu ſein, um Strafe zu leiden? Er habe bis jetzt ſo verfahren. Er habe inquirirt; geſtanden ſie ein und ließen nicht nach, habe er ſie tödten laſſen. Trajan antwortet: Auf namenloſe Anklage ſolle er nicht hören, das ſei von ſchlechtem Beiſpiele und nicht dem Jahrhunderte gemäß. Die, welche das Chriſtenthum abſchwören, ſeien ſtraflos; aufſuchen ſolle man ſie nicht; aber die es offenbaren, ſollen getödtet werden. Das war der milde Trajan. Auf ſeinem Feldzuge gegen die Parther kam er nach Antiochien. Der dortigen Gemeinde drohte die Gefahr, welche in jenem Worte ausgeſprochen war: Wer die Götter nicht verehrte, ſollte ſterben. Ignatius, ihr Biſchof, beſchloß, ſich perſönlich für ſie zu verwenden. Er ging zu ihm. Trajan ſah ihn kommen. Als er ihm zurief: Wer biſt du, ſchlechter Dämon, der du meinen Befehl zu übertreten wagſt und zugleich Anderen räthſt, daß ſie mit dir untergehen? Ignatius: Man kann einen Theophoros — einen Gottesträger — nicht Dämon nennen, denn die Dämonen ſind von den Bekennern Chriſti gewichen. Trajan: Wer iſt ein Theophoros? Ignatius: Wer Chriſtum in der Bruſt hat. Trajan: Haben wir denn nicht auch unſere Götter in der Bruſt, die uns gegen unſere Feinde helfen!? Ignatius: Du nennſt ſie irrig Götter; es giebt nur einen Gott, den Schöpfer, und einen Jeſum, deſſen Reich ich erwerben möchte. Trajan: Meinſt du jenen, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt iſt? Ignatius: Ja wol, den, der alle Sünde und allen dämoniſchen Aberglauben aufhob. Trajan: Alſo trägſt du den am Kreuz in dir? Ignatius: Gewiß, denn es ſteht geſchrieben: Ich werde unter ihnen wohnen. Trajan gab Befehl, den Ignatius, welcher den Gekreuzigten bei ſich trüge, in Feſſeln nach Rom zu bringen und den wilden Thieren vorzuwerfen zur Ergötzung des Volkes. Ignatius litt und ſtarb, wie der

Kaiſer gewollt, und die Legende erzählt, er habe wirklich das Kreuz in ſeinem Herzen aufgedrückt gehabt.

Ein ſchreckenvolles Ereigniß traf bald darauf in Antiochien ein. Trajan hielt dort Winterquartier. Geſandte, Obrigkeiten, Kaufleute, Truppen aus allen Landen waren da. Da erhob ſich ein unerhörter Windſturm, Blitze zuckten, ein furchtbares Gebrüll ließ ſich hören, die Erde erbebte ſchrecklich. Es war ein Schwanken wie auf Meereswellen, die Häuſer ſenkten ſich auf die Seite, der Berg Caſius bekam Riſſe, Tauſende wurden getödtet, auch der Conſul Pedo verlor ſein Leben. Trajan rettete ſich mühſam durch die Fenſter in die freie Rennbahn. Ein Jahr darauf ſtarb er.

3. Antiochien wurde durch die ſpäteren Kaiſer wieder glänzend aufgebaut. Aber auch die chriſtliche Kirche erhob ſich. Man ſagt wol, der Rhein ſtröme unvermiſcht durch die blaugrünen Wellen des Bodenſees hindurch — ſo in Antiochien das Leben der chriſtlichen Gemeinde durch das weltſüchtige, taumelluſtige Volk. Aber der Strom ward immer breiter. Die Gemeinde wuchs durch Geiſt, Kreuz und Kampf. Kühn und gelehrt iſt unter Marc Aurel ihr Biſchof Theophilus in einer uns noch erhaltenen Schrift für das Chriſtenthum gegen die Verzerrung des Heidenthums aufgetreten.

Ein anderer, Lehrer Serapion, vertheidigte die Einfachheit und Echtheit chriſtlicher Lehre gegen Irrlehren innerhalb der Gemeinde, wie ſie in Antiochien ebenfalls um ſich gegriffen. Babylas duldete nicht die ſchimpfliche Behandlung gegen das chriſtliche Kirchlein in Antiochien und duldete lieber in Feſſeln und Marter. Lucian, der erſte jener chriſtlichen Denker, nach denen man die antiochiſche Schule benennt, ſtarb unter Maximus den Märtyrertod. In Märtyrertod und Märtyrerleben übertraf er ſeinen Vorgänger Paul von Samoſata, der durch Zenobia Biſchof geworden war, wenn auch die Lehren ähnlich waren. Zum letzten Mal erhob ſich unter Maximinian ein dämoniſches Wüthen

gegen die Chriſten. Ein kaiſerlicher Beamter, Theotecnus, giebt ſich in Antiochien als Werkzeug her. Aber Tortur und Qual vermögen Lucian nicht zur Anbetung der Götter zu bringen. Er ſtirbt auf der Folter mit den Worten: Ich bin ein Chriſt! Mit Antiochien hatte auch der mächtigſte, und man kann ſagen der ſonderbarſte Gegner des Chriſtenthums, der Kaiſer Julian, Beziehungen, aus denen er am leichteſten erkannt ward.

Sonderbare Fügung! Die Stadt, aus welcher Antiochus Epiphanes hinwegging, um den Tempel in Jeruſalem zu entweihen, war die heftigſte Gegnerin des Kaiſers, der den Tempel in Jeruſalem für die Juden wieder aufbauen wollte. Mit den Einwohnern der Weltſtadt, in der das Heidenthum früher ſeine ſchönſten Orgien gefeiert, konnte ſich ein Kaiſer am wenigſten vertragen, der das Heidenthum wieder einführen wollte. Man nannte wol Julian ſonſt einen Nachfolger des Antiochus, aber die Proceſſionen, die das jetzige Antiochien veranſtaltete, waren gegen den römiſchen Kaiſer gerichtet. Es ſind außerordentlich merkwürdige Gegenſätze, die ſich dabei offenbaren. Julian, der römiſche Kaiſer, iſt trotz der vielen Schriften über ihn und gegen ihn noch nicht zu ſeinem Recht gekommen. Seine parteiiſchen Lober haben noch mehr eine Caricatur aus ihm gemacht als ſeine Gegner. Gerade durch ſeinen Gegenſatz zum damaligen Antiochien lernt man ihn kennen und würdigen. Eine Erbitterung gegen ihn zu hegen als einen Verfolger des Kreuzes wäre nicht bloß unevangeliſch, ſondern auch ungerecht. Seine Erſcheinung innerhalb der Entwicklung der chriſtlichen Kirche dient vielmehr zum Troſt wie zur belehrenden Warnung für alle Zeit.

Julian war der Vetter des regierenden Kaiſers Conſtantius, des Sohnes Conſtantin des Großen. Am Hofe des römiſchen Kaiſers waren ſchon ſeit Diocletian orientaliſche Sitten und Mißbräuche herrſchend geworden. Man übernahm von da die ſchreckliche Gewohnheit der Palaſtintriguen und Verſchwö-

rungen. Der abſolute Herr war auf Niemand eiferſüchtiger, als auf ſeine nächſten Verwandten und hatte auch Urſache dazu. Man erzählt, daß der Sohn des neuperſiſchen Schah Sapor, weil er in Verdacht gerathen war, ſich gegen ſeinen Vater empört zu haben, ſich ſelbſt zum Zeichen der Unſchuld die Hände abhauen ließ. Im Jahre 1653 befahl der türkiſche Sultan, daß ſeine Brüder lebenslänglich ihrer Freiheit beraubt würden. Der Palaſt, der ihr Kerker war, hieß der Prinzen-Käfig. Solche Sitte war auch an den römiſchen Kaiſerhof gedrungen. Als Conſtantin der Große geſtorben war, ließ man alle ſeine Verwandte tödten. Seine drei Söhne theilten ſich in die Güter. Nur zwei Vettern blieben übrig. Dieſe beiden, Julianus und ſein Bruder Gallus, wurden gerettet, weil erſterer noch ein Knabe von fünf Jahren, letzterer krank war.

Wenngleich der Kaiſer beide zu Cäſaren erhob, ihnen ſeine Schweſtern zu Frauen gab, ſo hörte doch ſeine Eiferſucht nicht auf. Conſtantina, die Frau des Gallus, war ein ehrgeiziges, energiſches Weib; ſie intriguirte und politiſirte. Gallus war zu ſchwach, um ſich zu empören. Er ward enthauptet.

Das alles brachte in Julian's Seele, der ruhig und vorſichtig war, eine natürliche Oppoſitionsſtimmung gegen die beſtehende Regierung zu wege. Er ſchloß ſich an Alles an, was dem Conſtantius entgegen war, ſo zumal an das Heidenthum. Das Chriſtenthum nahm an dem Hofe des Kaiſers keine ſeines Namens würdige Stellung ein. Es war in Parteien zerriſſen, ſuchte politiſche Motive, war voll Schmeichelei und Prachtliebe. Wenn ein Thronerbe das Chriſtenthum in ſeiner höfiſchen Geſtalt ſieht, iſt er leicht geneigt, ſich davon abzuwenden. Freilich kannte Julian auch die tiefen und herrlichen Eigenſchaften der chriſtlichen Lehre und ſah ſie lebendig im Volke walten; aber er hatte eben einen Gegenſatz genommen zum ganzen Syſtem des Conſtantius und war beſſer im Heidenthum und ſeiner Geſchichte, wie im Evangelium unterrichtet. Seine Lehrer

ſtellten den gegenwärtigen chriſtlichen Machthabern die alten heidniſchen Kaiſer in jener idealen Geſtalt gegenüber, in der ſie vielfältig noch heute abgebildet werden. Julian hörte von Jugend auf die Verherrlichung von Trajan und Marc Aurel. Das Chriſtenthum war ja kaum ein Menſchenalter herrſchende Gewalt. Die Tempel waren zwar ſehr vernachläſſigt, das Heidenthum war in unauflöslichem Verfall, aber als Gegenſatz gegen das Chriſtenthum waren ſeine Ideen noch in vielen Herzen, bald verborgen, bald offen. Es konnte ein willenskräftiger Mann, wie Julian, meinen, großen Erfolg und Namen erreichen zu können, wenn er das Werk Conſtantins des Großen umſtürzte. Aber Julian verſtand nicht die lebendige Gegenwart; er ſchloß von den Mißbräuchen des Hofes auf die Natur der geiſtigen Bewegung der Zeit überhaupt. Er ſah nicht, daß trotz der Auswüchſe, welche die Hofpolitik erzeugt hatte, das Chriſtenthum dennoch ein lebendiger Sproß war, während das Heidenthum trotz der Tempel und Säulen ſchon eine vertrocknete antiquariſche Tradition war. Julian war doch zu viel römiſcher Kaiſer, um nicht Alles wollen zu können und glich in vielen Stücken mehr dem Schulmeiſter Ageſilaus in Immermann's Münchhauſen, als einem Weltreformator. Jener Schulmeiſter hieß urſprünglich Ageſel, hatte ſich aber ſo ſehr in das ſpartaniſche Alterthum verſenkt, daß er ſpartaniſche Suppe aß, ſich ſpartaniſch kleidete und von Spartanern abzuſtammen glaubte. Man erhebe den Schulmeiſter aus der Satyre in die Geſchichte, vom Dorfkatheder auf den römiſchen Kaiſerthron, und man wird Julian in ſeiner tiefſten Art verſtehen. Julian ähnelt darin allerdings Antiochus Epiphanes; er nahm die Rolle, die er übernahm, in vollem Ernſt, denn eine Rolle war es, die er ſpielte; wie jener den Dionyſos und Hakem den Meſſias, ſo ſpielte Julian den antiken heidniſchen Kaiſer, halb Stoiker, halb Eroberer, halb Marc Aurel, halb Trajan. Er wollte das

Kaiſerthum nach ihrer Weiſe wiederherſtellen. Er verſchmähte darum den Pomp, der ſeit Diocletian Mode war. Er affectirte eine ſtoiſche Einfachheit. Sein Aeußeres war unſcheinbar und unſchön. Wenn er ſprach, ſo geſchah es in Citaten der alten Kaiſer. Er gab ſich Mühe, ſo ſanft und großmüthig zu ſein, wie jene, obſchon er an ſich eigenſinnig und innerlich grimmig war. Er ſuchte auch alten heidniſchen Prunk des Opferdienſtes wieder einzuführen. Er ſchlachtete Hekatomben von Ochſen, ſo daß Spötter an Marc Aurel erinnerten, an den die Ochſen eine Petition einreichen ließen, worin ſie ihre Angſt ausſprachen, daß er ſiegen könne, dann würden ſie alle ſterben müſſen. Er ſtellte die alten Orakel wieder her und wollte ſelbſt nicht ohne die Gabe der Weiſſagung ſein.

Es war allerdings eine beſſere Rolle, die er ſpielte, als die des Antiochus, denn Marc Aurel, dem er nachahmte, war tugendhafter als der Bacchus, der des Antiochus Ideal war; aber man kann ſich denken, daß er durch ſeine ganze Art die Antipathie und Spottſucht der Antiochener erweckte. Antiochien war zwar größtentheils chriſtlich, aber es war doch immer eine elegante Stadt. Es herrſchte nicht mehr die alte Verderbtheit, aber doch immer noch eine ſchöne Lebensluſt. Ein Kaiſer mit ſchmutzigen Kleidern und ungekämmtem Ziegenbart flößte ihnen keinen Reſpect ein, auch wenn er noch ſo tugendhaft war. Und ſelbſt dieſe künſtliche Tugend widerſtand ihrer Lebenskunſt, welche ſich nicht verſtellen mochte. Je gravitätiſcher Julian ſich dünkte, deſto komiſcher erſchien er ihnen. Spottluſtig waren ſie wie alle Großſtädter; ſtatt Gottanbeter nannten ſie ihn Ochſentödter. Für die Antiochier ſchrieb Julian auch die merkwürdigſte ſeiner Schriften, den Miſopogon oder den Barthaſſer, worin er gewiſſermaßen ein Programm ſeiner Lebensanſchauung giebt. Man lernt daraus die Abſichtlichkeit, mit welcher er die ſonderbare Lebensweiſe, die er führte, als einen Contraſt gegen die vorhandene angeſehen haben wollte. Mit einer Art cyniſcher

Koketterie ſpricht er von ſeinem Bart, den er mit einem Walde vergleicht, in welchem Thiere ſind, die wir nicht gerne nennen; er müſſe mäßig ſein, weil ſonſt Barthaare mit ins Brod kämen; Küſſe könne er nicht geben und empfangen. Er ſtolzirt wie ein cyniſcher Philoſoph der Welt gegenüber mit ſeinem häßlichen Ziegenbart, und nicht bloß damit, ſondern „ich habe auch einen verwilderten Kopf, werde ſelten geſchoren, ſchneide ſelten die Nägel, habe faſt immer ſchwarze Finger vom Schreiben.“ Er kokettirt mit den Löwen, die auch Kaiſer ſind und nichts Glattes an ſich haben. „An mir iſt Alles rauh und unſchön, auch das Verborgene; ich würde es Euch zeigen, wenn ich eine Warze wie Amor hätte.“ Er hebt ſeine einfache Lebensweiſe hervor: „Er gehe in kein Theater, ſei kein König der Schauſpieler und Wageurenner; er haſſe die öffentlichen Spiele, er ſei kein Feſtfreund wie ſeine Vorgänger. Er ſchlafe in der Nacht nicht viel, eſſe wenig und ſeine Sitten ſeien ganz andere wie in Antiochien. Er ſei kein Tafelfreund, und wie er ſich noch etwas cyniſch ausdrückt, „er habe niemals darum vomiren müſſen.“

Julian iſt in der That eine intereſſante pſychologiſche Studie, ein künſtlicher Cyniker, aber doch aus Politik. Er will der Gegenſatz ſcheinen zu den chriſtlichen Vorgängern Conſtantin und Conſtantius, welche auch äußerlich ſchöne und imponirende Geſtalten waren. In ſeinem Buche über die „Cäſaren“ läßt er den Marc Aurel ſich zum Gotte „Zeus“ miſchen, Conſtantin den Großen zur Göttin „Vergnügen“.

Aber eben, weil Alles nur künſtlich war, verfehlte es allen Eindruck. Er meinte ſeine Copie ernſt und gab ſich Mühe, ſo gerecht und weiſe wie Marc Aurel zu reden, obſchon das eigene Naturell oft genug durchbrach, aber ein gemalter Stoiker macht wenig Eindruck. Man fühlte zu ſehr die Abſicht. Selbſt der heidniſche Geſchichtſchreiber rechnet ihm nach, wie er bei der

verſchiedenen Gelegenheit die Redensarten von Marc Aurel und Trajan im Munde führte.

Aber es tritt noch etwas Anderes heraus, worauf vor allem geachtet werden muß. Julian wollte durchaus das Hellenenthum wiederherſtellen, und doch war an ihm ſelbſt nichts Helleniſches. Julian verſtand das wirkliche Heidenthum gar nicht mehr; er ſah es nur durch die Brille der ſtoiſchen Philoſophie. Mit ſeiner abſchreckenden und ſchmutzigen Erſcheinung erſchien er als ein wunderlicher Vorkämpfer helleniſcher Bildung. Er glich vielmehr manchen Philologen unſerer Zeiten, die auch in ihrem wenig idealen Negligée und Pfeifenheiligthume ſich die Götter des Homer und Phidias conſtruiren wollen.

Das Heidenthum beſtand in ſchönen Formen, glänzenden Bildern, wolgeordneten Feſtzügen, Tempelfeiern und heiligen Spielen. Allem dem war Julian ein unſchöner Contraſt. Er hatte mehr einen mönchiſchen Geiſt, als einen helleniſchen. In ſeiner Antipathie gegen die öffentlichen Spiele (Circenſes), Theater und Luſtzüge hatte er keine anderen Geſinnungsgenoſſen, als die chriſtlichen Sittenlehrer. Er hätte etwas im römiſchen Reiche ausrichten können, wenn er ein Chriſt hätte ſein wollen. Aber das iſt das Seltſame, faſt Tragikomiſche an Julian. Er war von mönchiſch-ascetiſchen Ideen, wie ſie das Jahrhundert trug, erfüllt und meinte, er ſei ein Stoiker. Er haßte heidniſche Tempel und Volksſitte und meinte, er ſei ein Reformator des Heidenthums. Er bekämpfte mit Leidenſchaft das Chriſtenthum und wollte chriſtliche Sitte, chriſtliches Gemeindeleben dem heidniſchen Volk einprägen. Julian war antichriſtlich geworden aus politiſchem Gegenſatz gegen ſeine Vettern, er hatte einen gelehrten Unterricht im claſſiſchen Alterthum erhalten, ſeine Lehrer ſtellten ihm den Glanz der alten Götter dar, die alle von Chriſto verdrängt ſeien:

„Einen zu bereicheren unter Allen
Mußte dieſe Götterwelt vergehen.“

Einen chriſtlichen Unterricht hatte er erhalten, aber es fördert einen Prinzen wenig, wenn er das Chriſtenthum ſtets durch den Schleier einer oppoſitionellen Politik, durch die Vorurtheile der Hoftheologie und durch die Luſtres der meiſt vergangenen idealiſirten Antike ſah.

Aus Antipathie gegen die Conſtantine und aus Ehrgeiz, über ſie hinauszukommen, wollte er den heidniſchen Marc Aurel in ſich auferwecken. Aber er war gelehrt, ohne eigentlich Geiſt zu haben. Er kannte das Alterthum, aber hatte keinen Geſchmack, er las die claſſiſchen Bücher, hatte aber kein Verſtändniß des Lebens. Er ſchrieb einmal an den Pontifex Arſacius: „Warum richten wir nicht lieber die Augen auf das, wodurch die Gottloſigkeit (das Chriſtenthum) am meiſten gewachſen iſt, auf ihre Menſchenfreundlichkeit gegen Fremde, auf ihre Fürſorge in Betreff der Beerdigung der Todten und auf ihre Heiligkeit im Leben?“

„Es iſt ſchändlich,“ ſagte er, „daß die unfrommen Galiläer (die Chriſten) nicht bloß ihre Armen, ſondern auch unſere ernähren, ſo daß ſie der Hülfe, die wir ihnen bringen ſollten, beraubt ſind.“ — Recht hatte er, wenn er in Beginn des Briefes ſchreibt: „Wenn es mit der Religion der Heiden nicht vorwärts geht, ſo ſind die ſchuld, die es bekennen;“ nur war es unmöglich, daß das Heidenthum ſo ſchnell chriſtliche Sitte annahm, wie er ſeinen Bart wachſen ließ. Er verſtand die geiſtigen Gründe ſowol des Verfalls des Heidenthums wie des Wachsthums der Chriſten nicht. Er bildete in der That einen ſonderbaren Gegenſatz zu den Antiochiern. Es war nicht ohne Grund, daß die welttrunkene Stadt ſo viel chriſtliches Leben entwickeln ließ. Inmitten der höchſten Sünde gedieh auch ſeine Erkenntniß. Die Reinheit Jeſu verſteht man zuletzt nirgends beſſer, als in der Zuchtloſigkeit der Götterfeſte von Daphne. Doch Julian war ein Stoiker; mit einer ſcheinbaren Tugend

glaubt man an keine Sünde. Stoiker waren daher schwerer zum Evangelium zu bringen, als Antiochener. Die Selbstgerechtigkeit kann tugendhafte Mäntel und Ziegenbärte tragen, aber Christum versteht sie nicht.

Julian hat nur kurze Zeit regiert; über zwei Jahre nur erstreckte sich sein ganzes thätiges Regiment, in welchem er eben so viel zu thun versuchte, als er schrieb und redete. Er war zweiunddreißig Jahre alt, als er im Feldzuge gegen die Perser starb, den er, um Trajan nachzufolgen, auch zu unrechter Zeit unternahm.

Selbst Ammian sagt von ihm, er sei mehr abergläubisch, als ein echter Verehrer der Gottheit gewesen. Er hielt auf Vorzeichen und Orakel. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er auch die Aeußerung wirklich gethan hat:

„Galiläer, du hast gesiegt!"

Sie entspricht völlig seiner religiösen Stimmung. So erzählte man auch, daß, als ein Heide einen Christen zu jener Zeit höhnisch fragte: „Was macht denn nun der Sohn des Zimmermanns?" er die Antwort ertheilte: „Er zimmert den Sarg deines Heros!"

Es wird immer bei der Stellung, welche Julian dem Christenthum gegenüber einnahm, eine seltsame Fügung bleiben, daß Antiochien seine besondere Gegnerin war, wo der Name der Christen zuerst gebraucht ward, und daß er seinen Leichnam nach Tarsus bringen ließ, wo Paulus der Apostel geboren war. Man weiß nicht, was Julian gerade für diesen Ort sich entscheiden ließ. Sein Tod kam für die Christen zu früh. Ein längeres Bekämpfen seinerseits würde sie von vielen Schlacken, die ihnen der Triumph angehängt, gereinigt haben. Sie hatten wieder die Kraft des Martyriums geübt. Uebrigens war die ganze Erscheinung des Julian in seinem Widerspruch gegen die Christen ein Zeichen vorhandener Kraft und Blüthe der christlichen Lehre,

152583

zumal unter dem Volke, gegenüber dem gänzlich wurzellos gewordenen Heidenthum. Als Julian ſtarb, waren alle ſeine Anſtrengungen ſpurlos verſchwunden. Als wäre er nie dageweſen, ſo wenig ließ er Spuren zurück. Er hat mehr Bedeutung in der Literatur, als für die Entwicklung des römiſchen Reichs gehabt. Und wie er ſelbſt von Zeit zu Zeit die Neigung hatte, polemiſch mit der Feder aufzutreten, ſo kommt es, daß von Zeit zu Zeit ſein Name ein Werkzeug derer wird, die ohne ein ſo ascetiſches Leben zu führen wie er und ohne den finſteren Ernſt ſeiner Philoſophie Chriſtum und ſeine Jünger mit der Feder zu bekämpfen bereit ſind.

Sechszehn Jahre vor Julian's Tode wurde ein anderer Mann in Antiochien (347) geboren, kein Königsſohn, wenn auch von guter Herkunft, der einen merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem Kaiſer bildete. Er hatte denſelben heidniſchen Gelehrten zu ſeinem Jugendbildner, wie Julian, nämlich den Libanius. Er lernte wie dieſer von ihm die griechiſche Literatur, aber er redete nicht wie Julian viel, ſondern ſehr gut. Er fiel nicht ins Heidenthum, ſondern wurde ein begeiſterter Chriſt. Er war ascetiſch wie Julian und lebte längere Zeit in einer dunklen Höhle. Es war Johannes Chryſoſtomus, ein Mann von edlem Herzen, gläubigem und reinem Wandel, ein König der Prediger von Jeſu Chriſto. Er war elf Jahre in Antiochien Prediger, und als er an den Hof nach Conſtantinopel berufen ward, mußte er heimlich entführt werden, um einer Revolution des Volkes vorzubeugen. Er kannte die Schwäche und Leiden ſeiner Zeit tiefer als Julian, ohne darum die Herrlichkeit des Evangeliums fallen zu laſſen. Er wollte nicht gefeiert ſein und wurde es doch, darum ertrug er auch, wie und wann es auch kam, das Kreuz der Verfolgung. „Ich rede," ſagt er, „wie die Brunnen ſprudeln, auch dann noch, wenn Niemand aus ihnen mehr trinkt. Ich predige, wie die Flüſſe ſtrömen, ſei es auch, daß Keiner daraus trinkt." Man

hat nicht aufgehört, aus ihnen zu ſchöpfen bis auf dieſen Tag. Das Wort iſt allerdings wie die Welle des Meeres — das Wort der Wahrheit. Es richtet und überflutet, es tränkt, die Durſtigen, und erquickt die Kranken. An ſeinen Ufern gedeiht Frieden und Liebe.

Antiochien.

III.

Bohemund.

Nicht der Eigenſinn iſt ſo ſchwer zu überwinden als der Leichtſinn. Starrheit löſt ſich endlich wie Eis vor lieblicher Sonne; Leichtſinn flattert durch Morgen und Abend ungewonnen davon. Die ernſte Kraft des Widerſtandes zerbricht endlich die Lanze vor dem ſtärkeren Geiſte, der ihr erſchienen. Der Leichtſinn ergiebt ſich leicht, aber nicht aus Erkenntniß, nur um weiter ſpielen zu dürfen. Die active Hartnäckigkeit Sauli wird die begeiſterte Sieghaftigkeit Pauli. Der leichtfertige Weltſinn zieht neue Kleider an und bleibt eitel und kindiſch wie zuvor. Menſchen von Charakter müſſen lange erſtürmt werden, aber Lob dem Eroberer; Charakterloſigkeit lohnt weder Sturm und Beſitz. Es koſtet oft Mühe, ſtarre und rauhe Formen zu durchbrechen, aber innen in der Muſchel leuchten wie Perlen Licht und Liebe. Wem die Weltluſt, die immer rege, an den Hals fliegt, gewinnt in der That eine Truhe voll Plunder.

Antiochiens Mauern waren noch immer ſtark und hoch, ſchwer zu erklimmen, an Felſen gelehnt, mit furchtbaren Thür-

men, ſie widerſtanden dem Feinde und waren eine Schutzwehr dem Freunde. Von Antiochiens Einwohnern wurden erſt viele nicht bloß bewegt, gerührt, hingeriſſen, ſondern auch dem Ernſte gewonnen, wenn Chryſoſtomus von der Wahrheit ſprach, die wie ein zweiſchneidig Schwert Mark und Gewiſſen durchdringt, von der Luſt, die an nichts als Eſſen und Trinken von Früh bis Abends gedenkt, von der Strenge, mit der man an Andere Anforderungen ſtellt und der Heuchelei, mit der man ſich ſelbſt verbirgt und verſtellt, von der Sucht der Frauen, ſich mit ſchön gebundenen frommen Büchern zu beſchenken, um ſie auf den Putztiſch zu ſtellen; wenn er von dem Sieg des Lichtes ſprach, der alle Anfechtung und Verſuchung durchbricht. — Zehn Jahre lang predigte er alſo in der ſchönen, großen Kirche, die man unter Conſtantin zu bauen begonnen hatte. Sie war prächtig mit Säulen, Steinen und Bildern geſchmückt, Goldketten überzogen das Dach, ſchönes Geſtein bildete den Boden. Da hörte ihn auf der Durchreiſe ein Vertrauter des Kaiſers. Hingeriſſen von ſeiner Kraft berichtete er in Conſtantinopel. Bald gelangte ein Befehl an Chryſoſtomus, der ihn zur Hauptſtadt befahl. Unbewußt, in der Nacht, verlor Antiochien ſeinen Freund.

2. Antiochien war zu jener Zeit noch immer die große Weltſtadt, von einem Umfange kaum geringer als das heutige Paris, von Hunderttauſenden bewohnt, von Gewerben belebt, von Pracht erfüllt. Säulenſtraßen durchzogen die Stadt. Unter Hallen war man vor Sonne und Regen geſchützt, unter freien Colonnaden auf Marmorgetäfel genoß man den lieblichen Himmel, beſonders bei Nacht, bei glänzender Beleuchtung. Schon erſtreckte die Stadt mit vielen Vorſtädten ſich bis nach Daphne heraus, das ſelbſt zum Stadttheil geworden war. Von der Lebensluſt und Ueppigkeit ſtach reiche und einfache Frömmigkeit ab. Mit dem Luxus contraſtirte die Ascetik, die ſich in Höhlen und auf Felſen caſteite. Wenn der Reichthum auf weicher Pracht kaum ſchlummerte, ſtand Simeon Sty-

lites auf einer Säule, Tag und Nacht betend und ruhend. Simeon war ein Syrer, ſchon von Jugend auf zur höchſten Asceſe geneigt. In ſeinem reifen Alter begab er ſich in ein Dorf bei Antiochien, ſchloß ſich in eine Hütte ein, faſtete dort wie Elias 40 Tage, und zwar ſtehend an einen Pfahl gebunden; dann ſperrte er ſich durch eine Mauer ab (mandra). Um den Huldigungen des Volkes zu entgehen, beſtieg er eine Säule, die oben mit einem Gitter umgeben war, zwei Ellen im Umfang, wo er weder zu liegen, noch zu ſitzen im Stande war, erſt ſechs, dann ſechsunddreißig Ellen hoch. Dort ſtand er betend, predigend, rathend. Seine Verehrung war ungemein; man gehorchte ihm wie einem Gott. Für Frauen war er unzugänglich. Zuletzt ſtarb er an einem Fußleiden. In Antiochien wurde er beigeſetzt und hochverehrt gehalten. Viele verlangten ſeine Gebeine. Die Antiochier gaben ſie nicht heraus. Ein Jahr vor ſeinem Tode brach ein Erdbeben aus; ganze Stadttheile gingen zu Grunde; Mauern ſtürzten ein. Simeon Stylites ſollte nun ihr Schutz ſein. Eine Kirche wurde an ſeiner Mandra gebaut. Seine Verehrung dauert bis auf den heutigen Tag.

Antiochiens Geſchichte beſtand im 5. und 6. Jahrhundert in Zerſtörung und Aufbau. Noch waren die Trümmer des Erdbebens nicht alle beſeitigt, welches noch Simeon erlebte, da traten 526 und 528 neue Erderſchütterungen ein. Stürme riſſen die Cypreſſenhaine von Daphne nieder. Ganze Stadttheile gingen unter; man erzählt von Hunderttauſenden, die das Leben verloren. Zehn Jahre nachher kam der Feind Chosroes, der Schah von Perſien, eroberte Antiochien und verwüſtete es. Als es Juſtinian, der Kaiſer von Byzanz, wiedernahm, hatte er vollauf zu thun, es wieder wohnlich und feſt zu machen. Er regulirte die Strömung des Orontes. Er umgab die Stadt mit einer ungeheuern Mauer mit 360 Thürmen und ſieben Thoren. Er gründete prächtige Kirchen und Paläſte. Es wurde wieder das alte, großartige Antiochien.

Aber die dicken Mauern schützen nicht, wenn der Geist der regierenden Macht erschlafft. Als der entfesselte Fanatismus der Araber heranstürmte, fielen dem byzantinischen Kaiser die Zügel aus der Hand. Antiochien fiel durch Verrath in die Hände des Islam (635). Nach 334 Jahren (969) erstürmte es Nicephorus Phocas, ein kriegerischer, griechischer Kaiser. Durch Befestigungen der Stadt und Tribute behauptete sich das griechische Christenthum darin bis 1084, wo der Sultan von Iconium Antiochien eroberte. Aber christliches Leben hatte sich in den 115 Jahren byzantinischen Besitzes neu entfaltet. Zahlreiche Christen lebten in der noch immer imponirenden gewaltigen Hauptstadt. Was müssen diese empfunden haben an Freuden und Staunen, Neugier und Zweifel, als sich nach dreizehn Jahren der Knechtschaft die Nachricht verbreitete, ein gewaltiges Christenheer sei in Anmarsch, Kreuzfahrer nordischen Geschlechts, um den Islam zu bekämpfen, Jerusalem zu befreien, das heilige Grab zu reinigen. In der That es kam wie eine Lawine, losgerissen vom Fels durch Begeisterung und Glauben; es drang heran ein ritterlich Heer, wie es Asien noch nie gesehen. Durch Noth und Gefahr, Unbesonnenheit und Zwiespalt, über Meer und Gebirg drang es heran. Wie die Helleuen einst vor Troja zogen, in ein Land, in dessen Nachbarschaft die eigene Wiege stand, so kam das germanische Heer — das Kreuz in der Hand — zur Heimath des Lichts und des Kreuzes. Lothringer und Franken, Provençalen und Belgier trugen ihre Fahnen gemischt. Den Vortrab führte Bohemund, der Normannen-Fürst von Tarent. Was einst im 5. bis 7. Jahrhundert von Gothen, Franken, Longobarden und Sachsen galt, wiederholte im 9. bis 11. sich an den Normannen. Von Frankreich ergriffen sie Besitz; England fiel ihnen zu; Süditalien hielten sie mit eiserner Klaue fest. Seevölker haben immer großen politischen Blick. Die freie Welle kennt keine nationale Grenze und Färbung. Zu Abenteuern führt sie aber mancherlei Volk, weit über den engen

Bann der Heimath hinaus. Die Seefahrt fügt zur Kraft die Vorſicht, zur Erfahrung ſchnelles Handeln. Ueber den nahen Verluſt richtet ſie den Blick in die Weite. Gewandt und klug ward jedes ſeefahrende Volk. So wurden Fürſten der Normannen Eroberer; ſtark und diplomatiſch wie Ulyſſes waren ſie alle, Wilhelm der Sieger in England, wie Robert Guiscard. Zu ihrer Zeit wurde Süditalien und Britannien von franzöſiſchen Normannen erobert. Wenige Jahre nach Beider Tode dröhnte die Poſaune des Kreuzzuges durch die Welt. Robert Guiscard, Herzog von Apulien, war, als er ſtarb, Größeres zu erreichen, als er beſaß, noch nicht gelungen. Der Adler wollte die Krone des griechiſchen Kaiſers. Zwei Söhnen überließ er ſein Erbe. Dem jüngeren, ſchwächlichen gab er das Herzogthum, den älteren, ſtärkeren ſetzte er zurück. Es war Bohemund. Den Starken verwies er auf die Beute. Bohemund war ein gewaltiger Menſch. Eigentlich, erzählt Ordericus, hieß er in der Taufe Marcus, doch ſein Vater hätte ihn nach einem Rieſen der Sage Bohemund genannt. Aber das Streitroß eines Helden in der germaniſchen Sage heißt Poimund; die Auslegung des Namens iſt dunkel; er bedeutet etwa Zügelmund. Von rieſenhaftem Wuchs, einen Kopf höher wie die meiſten, die ihn umgaben, obſchon er ein wenig den Kopf geneigt trug, Bruſt und Arme kräftig und nervig, war Alles in ſchönem Ebenmaß; ſein Haupt war von blendender Weiße, zart mit Roth überhaucht, er hatte gelbes kurzes Haar mit geſchornem Bart, ein kühnes blaues, doch etwas wildes Auge; kriegeriſch und edel erſchien er auch im Zorn. Es iſt eine Frau, welche dieſe Schilderung giebt, Anna Comnena, die Tochter des griechiſchen Kaiſers, um ihres Vaters willen ſeine Feindin. Sie ſagt: „Es geht von ſeinem ganzen Weſen eine Anmuth aus, die aber der Schrecken, den er einflößt, verdunkle. Furchtbar iſt er, ob man in ſein Antlitz oder auf ſeine Statur ſchauet. Selbſt ſein Lachen klingt wie ein Brüllen. Niemand glich ihm, höchſtens mein Vater

war im Geiſte ihm gewachſen.“ In der That war er klug und gewandt, vorſichtig im Hören und im Reden. Er war größer im Großen als im Kleinen, ein wahrer Held, zum Ringen geboren, ein tragiſcher Fürſt, der viel vermochte, verlangte, kämpfte und ſann und — unterlag.

Der tragiſche Held hat kein gemeines Glück; das Gemeine und Kleine wird zur Schlange, die ihm die Füße umſtrickt. Er ſteht vor allen Thoren des Erfolges, aber das Haus ſtürzt ein, wenn er es betreten will. Seine Leidenſchaft will mit Feuerſchritten das glückliche Ziel erzwingen, aber „des Menſchen Geiſt muß davon und verloren ſind alle ſeine Anſchläge“.

Bohemund war der Genoſſe ſeines Vaters im Kampf gegen den byzantiniſchen Kaiſer. Von Theſſalien drang er ſiegreich in das griechiſche Reich ein. Schon dem Erfolge nah, löſt Verrath und Abfall das Heer auf. Vor Lariſſa mußte er weichen. Seine Truppen löſten ſich auf, — die Arbeit war verloren.

Vater und Sohn begannen nun den Seekampf. Eine dreitägige Schlacht ward glücklich gefochten. Das griechiſche Meer war in ihrer Gewalt — da brach im Lager eine Seuche aus. Die Flotte ward unthätig. Der greiſe Vater ſtarb in Cephalonia.

Der zweite Sohn wurde zum Herzog und Nachfolger gewählt. Alles fiel ihm zu. Bohemund erkannte deſſen Recht nicht an, aber es geltend zu machen war er verhindert, denn er war fern und krank. Nachdem er geſundet, begann er den Kampf. Nur mit geringen Mitteln bedrohte er ſeinen Bruder, endlich verſöhnte ihn der Papſt. Er begnügte ſich mit dem Fürſtenthum von Tarent. Aber bald darauf erhob ſich der Sturmwind des Kreuzzugs. Vor Amalfi, das er belagerte, hörte er die Kunde. Seine thatendurſtige Natur ward ergriffen, von Gewalt der Hoffnung und des Glaubens ward er fortgeriſſen. Ein gewaltiges Thor neuen Lebens öffnete ſich ihm. Das Heer ſeines

Bruders riß er mit ſich fort, Tauſende folgten ihm, vor allen die Zierde des Kreuzheeres, Tankred.

Alexius, der Kaiſer, erſchrak bei der Kunde, daß Bohemund das Kreuz genommen. Mit Recht, denn Niemand kannte byzantiniſche Tücke beſſer als er. In der That rieth er den Führern des Kreuzheeres, zuvörderſt Conſtantinopel zu ſtürmen, bevor ſie nach dem heiligen Lande zögen. Gottfried von Bouillons chriſtlicher Adel lehnte dies ab. Bohemund ward von den Kreuzfahrern mit Jubel aufgenommen. Er wurde eine Zierde des Raths und der Schlacht. Bei Doryläum hielt er mit Tankred den ganzen Tag allein die Schlacht gegen die Uebermacht, wie Wellington bei Waterloo; da zu guter Stunde ſtürmte Gottfried mit den andern herbei — ein glorreicher Sieg war erkämpft.

Das Kreuz erreichte nach tauſend Abenteuern und Kämpfen Antiochien. Bohemund erkannte die ganze Bedeutung der Stadt an. Wie die Capitale eines großen öſtlichen Reiches lag ſie da. An Ruhm, Geſchichte und Lage wetteiferte ſie mit Conſtantinopel. Mächtige Mauern umgaben ſie, auf einem Berge thronte ſcheinbar unüberwindlich eine Burg. Ein greiſer tapferer Mann Bagi Sejan vertheidigte ſie. Viele Gefahren kamen über das Kreuzheer, das einer wirklich einheitlichen Leitung entbehrte und durch gegenſeitige Eiferſucht der Führer zu leiden hatte. Da machte Bohemund den Vorſchlag, daß derjenige Fürſt von Antiochien werden ſolle, welcher die Stadt zum Fall bringt. Man gab ihm, durch die Noth gezwungen, nach und unter ſeiner Leitung gewann man die Stadt durch Verrath. Das blutrothe Banner Bohemunds ward entfaltet. Antiochien fiel. Ein furchtbares Schlachten begann. Die alte Stadt ſah Blut fließen, wie ſie ſonſt im Dienſt des Dionyſos Wein fließen ſah. Den greiſen türkiſchen Statthalter, deſſen weißer Bart bis zum Gürtel floß, erſchlugen Holzhauer auf der Flucht.

Bohemund hatte ein Recht auf das Fürſtenthum, aber zuvor

mußte eine furchtbare Schlacht gegen Corboga, den Fürſten von Moſul, geſchlagen werden. Bohemund war der Feldherr. Es waren verhängnißvolle Tage für die Chriſten. Der Feind zahlreich und gut genährt, ſie hungrig und in Noth. Da belebten Geſichte von Heiligen, die ihnen zu Hülfe gekommen ſeien, und die Auffindung der ſogenannten heiligen Lanze das Herz des Volkes. Die Chriſten errangen einen glänzenden Sieg. Die Burg der Stadt, die bisher noch in den Händen der Feinde geweſen, wurde Bohemund übergeben. Die Kirchen, welche Moſcheen geworden waren, wurden gereinigt; viele Bewohner getauft. Bohemund wurde Fürſt von Antiochien.

Es ſind großartige Gedanken, welche ſich an die Erinnerung dieſes Fürſtenthums als eines ſelbſtſtändigen Staates knüpfen.

Die germaniſchen Fürſten hatten nicht den Weltblick und das Geſchick der alten Griechen, Alexanders und ſeiner Nachfolger. Bei jenen Alten war nicht der Kampf, wie bei den Germanen, ſelbſt ein Zweck, ſondern nur ein Mittel. Ein Fürſtenthum Antiochien hätte das Fundament eines Reiches werden können, wie es das ſyriſche war.

Bohemund hatte dazu die Ideen, aber ſie waren nach einer anderen Seite gerichtet. In den germaniſchen Kreuzfahrern herrſchte nicht *ein* Wille. Bohemund hatte kein mächtiges gehorſames Heer. Es war das *erſte* chriſtliche Fürſtenthum geweſen — es iſt auch das *letzte* geblieben. Aber die Hoffnungen, die daran geknüpft waren, haben ſich nicht erfüllt. Die Zeiten der Seleuciden kehrten nicht wieder.

Bohemund blieb in Antiochien, während das Kreuzheer nach Jeruſalem zog. Er bewahrte ſein Reich und ſeine Selbſtſtändigkeit auch gegen die Griechen, deren Kaiſer Alexius nicht zugeben wollte, daß es in die Souverainetät der Eroberer falle. Antiochien war zwar nicht mehr in den Händen der Griechen, als es die Kreuzfahrer gewannen, und Bohemund, der alte Feind des byzantiniſchen Reiches, wollte nicht für den „treuloſen

Kaiſer", wie er ihn nannte, die Stadt erſtürmt haben. Dennoch machte Alexius ſeinen ganzen Einfluß geltend, durch Waffen und Intriguen, um die Länder am Orontes wieder zu erlangen. Bohemund verſtand ſehr wol, daß er keinen ärgeren Feind, ſelbſt nicht an den Türken, hatte.

Erſt ſpäter unternahm er mit großen Gefahren eine Wallfahrt nach dem eroberten Jeruſalem. Da ſtarb Gottfried von Bouillon, der erſte König von Jeruſalem. Viele dachten nun an Bohemund; eine mächtige Partei war für ihn. Wer weiß, wie ſich die Dinge entwickelt hätten, wenn dieſer ſtaatskluge Fürſt Herr geworden; aber er ſelbſt konnte ſich nicht um die Herrſchaft bewerben. In den entſcheidenden Augenblicken hinderte ihn immer ein tragiſches Geſchick. Während Jeruſalem verwaiſt iſt, liegt Bohemund gefangen. Auf einer kriegeriſchen Expedition, wie man meint durch Verrath, fiel er in die Hände des Ibn Damiſchmend, des Fürſten von Sebaſte, im Jahre 1100.

Vergeblich ſandte Bohemund an Balduin von Edeſſa einen Boten mit einer abgeſchnittenen Haarlocke. Es war dies ein Zeichen, daß er in Gefangenſchaft und Knechtſchaft war, denn den Unfreien, das iſt der Sinn des Brauches, wurden die Locken geſchoren. Es iſt nicht richtig, daß dieſer Brauch ſich auch bei den Muhamedanern fände. Wenn erzählt wird, daß Sultan Adhed den Nureddin dadurch um Hülfe bat, daß er in den Brief Haare ſeiner Frauen einlegte, ſo hat das einen anderen Sinn. Die Haare ſtellten die Frauen ſelbſt dar, und man hielt es für die eindringlichſte Bitte, Frauen petitioniren zu laſſen. Vier Jahre lang war Bohemund in Gefangenſchaft. Es war kein grauſamer Türke, es war ein milder Feind, der ihn in Gefangenſchaft hielt; aber welche Qual für den thätigen, lebhaften Mann! Das Herz voll Kummer für ſein Land, die Seele voll Pläne für die Zukunft, ſchmachtete er vier Jahre im Kerker. Freilich ſein Ruf, der eines Märtyrers für das Kreuz, ging dafür um ſo mehr in alle Lande.

Sein Fürſtenthum hatte nicht gelitten. Tankred hatte es verwaltet, vertheidigt, erweitert. Im Mai 1104 kehrte Bohemund zurück. Die Antiochier hatten die Auslöſungsſumme gern zuſammengebracht. Unter dem Jubel der Seinen zog er ein, blieb aber nicht lange.

Im Herbſt rief er Tankred zu ſich und die Antiochier und that vor einer großen Verſammlung ſeinen Willen kund, nach Europa zurückzugehen, um einen Feldzug gegen das griechiſche Kaiſerthum in's Werk zu ſetzen; erſt wenn dieſes geſtürzt ſei, werde er zurückkehren. Vergeblich bat ihn Tankred zu bleiben; er blieb bei ſeinem Entſchluß. Bohemund war die Wirkſamkeit, die er beſaß, zu klein. Er war kein Mann für kleine Dinge. Die Normannenfürſten wollten Großes, große Lande und Reiche. Aber man kann auch ſeine tiefliegenden Gedanken verſtehen.

Er hatte Recht, wenn er behauptete, es könne kein lateiniſches Reich im Orient zwiſchen dem Islam und dem byzantiniſchen Reiche beſtehen. Man könne dem Islam nur beikommen, wenn man den Rücken durch Conſtantinopel gedeckt hätte. Von da aus könne man Aſien erobern, aber nicht zwiſchen dem feindlichen Byzanz und den türkiſchen Sultanen mitten inne Reiche erhalten. Sollen die Kreuzfahrer im Orient etwas unternehmen, ſo müſſen ſie dies entweder zuſammen mit den Griechen thun, oder ihr Reich zu einem lateiniſchen Kaiſerthum machen. Seine Umſchau war ganz richtig. Die nachfolgende Geſchichte hat es bewieſen. Die Schwäche des byzantiniſchen Staats war ſchuld am Untergange der chriſtlichen Reiche. Und die türkiſchen Sultane ſahen ein, daß ſie erſt Kleinaſien wirklich beſitzen würden, nachdem ſie auch Conſtantinopel erobert hätten.

Bohemund war auch vom normanniſchen Geiſt erfüllt. Hatten Normannen England und Frankreich ſiegreich beſtürmt und einen Theil Italiens erobert, weshalb nicht auch Byzanz? Aber die Ideen bedürfen einer glücklichen That. Nicht alle

Helden werden mit Erfolg geſchmückt. Seine Gedanken ſind noch heute nicht vollendet.

Es war nicht leicht, wieder nach Europa überzuſetzen wegen der griechiſchen Flotten und Städte, bei denen er anlanden mußte. Er gebrauchte eine Liſt, die zwar in ähnlicher Weiſe noch ſonſt erwähnt, aber in ihrer Art doch einzig iſt. Er ließ das Gerücht verbreiten, er ſei geſtorben und es werde ſein Leichnam nach Europa gebracht. In den Häfen ſah man dann den Sarg und ihn, der meiſterhaft todt ſich ſtellen konnte, darin liegen; auf der Höhe des Meeres aber ſtand der Todte auf und aß und trank. Damit es auch einen Todtengeruch gäbe, hatte man einen Hahn geſchlachtet und ſeinen Leib verweſen laſſen. Anna Comnena war über die Geſchichte ganz außer ſich. Zumeiſt wäre ſie erſtaunt, ſagte ſie, daß ſeine eigene Naſe den Geruch habe ausſtehen können. „Aber ich habe daraus gelernt, daß dasjenige, was die Barbaren unternehmen wollen, unwiderruflich iſt und nichts ihnen zu ſchwer zu ertragen iſt, ſobald ſie einmal in freiwillig geſchaffene Schwierigkeiten ſich begeben haben. Eine ſolche Liſt war die erſte und einzige, welche ein Barbar in unſerm Lande ausgeführt hat und offen zum Verderben des römiſchen Reichs geplant war. Eine ähnliche Liſt hat Niemand vorher im Kriege, weder ein Grieche, noch ein Barbar, ausgedacht und wird wol auch ſpäter etwas Aehnliches nicht geſehen werden.“ Wobei die Prinzeſſin, die eine feine Naſe hatte, immer an den übelriechenden Hahn gedacht hat.

Bohemund kam glücklich nach Italien und begann dort (1106) eine Thätigkeit, welche von der beſonderen Begabung dieſes Fürſten wie von ſeiner Popularität zeugt. Es gelangen alle Vorbereitungen. Seine Pläne waren glänzend; aber keine Vorausſicht bindet den tragiſchen Erfolg.

Bohemund war nicht bloß ein ſchwertkundiger, ein vorſichtiger Feldherr, ſondern auch von großer Beredtſamkeit. Wenn der gewaltige Mann, von Ruhm umfloſſen, mit dröhnender

Stimme und glühender Beredtſamkeit das Leid der Chriſten im Orient ſchilderte, riß er alle hin; malte er die Tücke des Kaiſers Alexius aus, machte er Alle erbittert.

Er war nach Frankreich gegangen, dort um die ſchöne Tochter König Philipps von Frankreich zu werben. Sie hieß Conſtantia, und er erhielt ſie. Aber die Conſtantia im Glück hat er, wie oft er auch warb, nicht erreicht. In Chartres ward die Hochzeit gefeiert. Dort ſtieg Bohemund ſpäter im Münſter vor dem Altar auf eine orcistra (orchestra) — daher der heutige Name Orcheſter — auf eine Erhöhung oder Kanzel und hielt eine große Rede über den Zweck ſeiner Reiſe wie über den Zuſtand und den Reichthum Griechenlands mit ſolchem Erfolg, daß Viele ſo fröhlich ihm folgten, als wäre es eine Einladung zur Tafel.

Daſſelbe that er mit noch größerem Erfolge in Poitou, wohin ihn der päpſtliche Legat Biſchof Bruno begleitete und wo ihn der bekannte Troubadour Wilhelm von Poitou unterſtützte. Bohemund gab das erſte Beiſpiel eines fleißigen Agitators und Reiſeredners. Er ſchilderte, beklagte, ermahnte, erregte ein großes Volk. Ueberall beſchenkte er die Kirchen. Man feierte ihn als Märtyrer und Streiter. Vornehme Leute brachten ihm ihre Kinder, daß er ihr Pathe ſei und ihnen ſeinen Namen gäbe. Als er nach Italien zurückkehrte, ſammelte ſich um ihn ein großes Heer. Er ſetzte nach Illyrien über.

Keine ſchrecklichere Botſchaft konnte dem Kaiſer Alexander kommen. Anna Comnena ſchildert lebhaft die Scene. Der Kaiſer kommt von der Jagd, da ſtürzt ein Bote aus Dyrrhachium herein, neigt ſich zur Erde und ruft laut: „Bohemund iſt in Illyrien gelandet!“ Alle werden ſtarr vor Schrecken, nur der Kaiſer behält mühſam die Ruhe und ſpricht: „Löſen wir die Sohlen und frühſtücken; dann werden wir ſehen, was mit Bohemund zu thun iſt.“

Aber die Sache war gefährlicher, als er ſie ſcheinbar

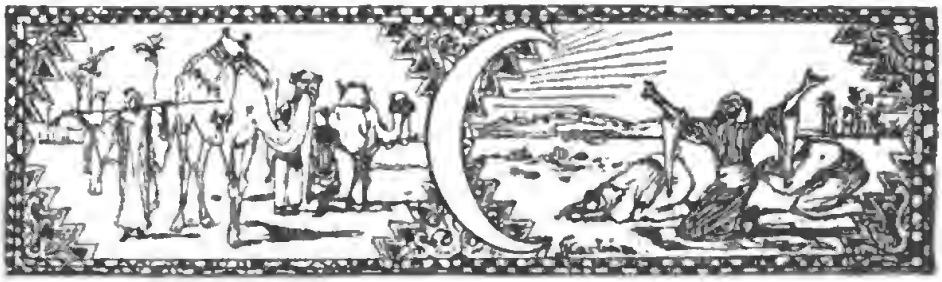
aufnahm, und Alexius war Meiſter der Verſtellung und Intrigue. Er bot alle ſeine Kräfte und Künſte auf, um zu widerſtehen.

Bohemund fand überall Hinderniſſe. Dyrrhachium fiel nicht, als er es belagerte. Er hatte weder Geld noch Nahrung mehr. Verrath wüthete heftiger als das griechiſche Feuer; er war von Feinden umgeben. Wonach er lange getrachtet, ein Heer in das Lager des Byzantiners zu führen, hatte er erreicht, aber an der Pforte mißlang Alles. Er mußte einen Vertrag mit Alexius ſchließen. Antiochien ward ihm freilich garantirt und ihm ein Jahrgehalt bewilligt, aber unter der Hoheit des Kaiſers. Er erhielt den Titel Sebaſtus (Auguſtus); aber was ſollte ihm dies Alles? Viele ſeiner Ritter hatten ihn verlaſſen, viele tadelten ſein Unternehmen. Müde kehrte er nach Apulien zurück. Nach ſechs Monaten ſtarb er, eben als er nach Syrien mit neuer Mannſchaft aufbrechen wollte.

Er hinterließ zwei Söhne. Der zweite, Bohemund, war ſein unbeſtrittener Erbe in Antiochien. Das war der einzige Erfolg des Vertrages mit Alexius. Aber ohne Tankred's Beiſtand hätte kein Vertrag geholfen. Bohemund ſtarb nicht wie ein Märtyrer. Wenn er gelitten hatte, ſo nicht wie ein Lamm, ſondern wie ein Leu. Er war ein Kreuzheld, aber doch fand er nicht im Kreuz ſein Heiligthum. Freilich war er auch fromm, wie man in jener Zeit zu ſein pflegte. Unter rauchenden Trümmern und nach vergoſſenem Blut betete er am Altar der Heiligen. Er ſuchte zu ſehr auf der Krone das Kreuz, darum fand er nicht am Kreuze die Krone. Es war ein tragiſcher Held — groß und klug, aber kein Meiſter des Erfolges. Er erſtrebte viel, aber auf dem Wege nach dem Größten fiel er über das kleine Hinderniß. Es mag ſcheinen können, daß, wäre Bohemund in Illyrien und Bulgarien Herr geworden, wie Wilhelm der Eroberer in England, friſches Leben die Geſchichte Conſtantinopels erfüllt hätte. Aber nicht der Ehrgeiz entſcheidet. Die Früchte kommen nach ihrem Geſetz und nach ihrer Zeit.

Bohemund hätte verdient, das Object eines tragiſchen Dichters zu werden. Unſre Claſſiker überſahen es, und den Modernen iſt in die ferneren Schichten der Geſchichte der Weg zu ſchmal.

Sein Erfolg war nicht groß, aber ſein Name blieb länger als der ſeiner Gegner. Freilich das Geſchlecht, das Namen und Reich erbte, war ſeiner unwürdig. Dennoch beſtand es länger, als alle chriſtliche Herrſchaft im Orient. Am 19. Mai 1268 fiel Antiochien in die Hände des Sultan Bibars.



Der Libanon und die Druſen.

(Hakem Biamr-Jllah.)

Die Säulen und Tempel von Baalbeck liegen in Trümmern, aber die Bergſäule, zu deren Füßen ſie zerſtreut ſind, ſteht in alter Kraft. Noch leuchtet weit über das Meer hin ſein eisgekröntes Haupt, der nackte, violetgraue Felſenkamm mit den ſchneeſchimmernden Schluchten iſt ungebrochen. Das Himmelblau wirft einen blendenden Glanz noch immer von dem falben Geſtein zurück.

Schauer, Ernſt und Ruhe liegt auf ſeinem Gipfel, aber die Reize, die ſeine gewaltige Bruſt umgürten, entzücken noch immer. Wunderbare Fernblicke öffnen ſich auf das Meer, auf grünende Thäler, in Schluchten, die ein Quell mit haſtigem Sprudel durchſpringt; wie hingegoſſen breiten ſich Fruchtfelder aus. Silberpappeln umſchlingen mit dichten Gebüſchen ein freundliches Dorf. Die Bäche, vom ewigen Schnee geſättigt, rollen unermüdlich herab, wäſſern die Flur, durchbrechen den Fels; der reine Strom ſchickt ſeine milchweißen Strahlen durch braune Rinnen hindurch; klar wie die Perle, kalt wie das Eis quillt Flut und Friſche von oben herab; mit ihm das Wort des Propheten Jeremias (8, 14): „Hört wohl der Schnee vom

Libanon auf, mein Gefilde zu wäſſern, ſpricht der Herr, aber mein Volk vergißt mich und opfert der eitlen Thorheit.“ —

Die Säulen und Tempel von Baalbeck ſind gefallen; auch die Ceder vom Libanon fiel. Die Wälder, aus denen Salomo den Tempel und ſeine Häuſer baute, ſind nicht mehr. Wie die Palmen um Jericho und Palmyra iſt die Ceder auf dem Libanon roher Verwüſtung anheimgefallen. Das Bild, das einſt der Prophet den aſſyriſchen Tyrannen von ihr entwarf, iſt zur Wahrheit geworden. Hoch und gewaltig wie ſie, mit mächtiger Krone und weitem Gebiet, ſind die Aſſyrer gefallen und mit ihren Ueberreſten ſchmücken ſich ferne Zonen. Auch die Ceder iſt auf dem Libanon nur in kleinen Arten übrig. Aber der Duft, der von ihnen ausathmet, iſt ein Hauch unvergeßlicher Zeit. Wenn man vom Gipfel des Libanon in ſeinem jähen Abhang herabſteigt, findet man nicht weit von dem Dorfe Bſcherreh, einige Stunden von Eden, auf mehreren Hügeln noch einen Cedernwald. Die duftige Stille des Waldes redet dem, der ein lauſchendes Ohr hat, in heiligen Stimmen. Kein Vogel ſingt; wo mehr als hier erweckt majeſtätiſche Einſamkeit das Herz zu rührender Erinnerung! Die in den Rinden eingeſchnittenen Namen ſtören mehr als daß ſie ehren. Noch deuten einige Cedern mit altersſchweren Zweigen in eine unermeſſene Vergangenheit. In wunderbaren Verſchlingungen ſtrecken andere halbentwickelte, rieſenhafte Arme in die Luft. Endlich durch neuere Pflege kommen wieder jugendlich friſche in die Höhe.

Wunderbar iſt der Bericht, der von ihrem Verhalten im Winter erzählt iſt. Dem Schnee entgegen, um den Flockenwirbel zu ertragen, der ſich auf die Wipfel legt und ſie im Winter bedroht, biegen ſie ihre Zweige nach oben wie zu einer Spitze zuſammen. So ertragen ſie die Laſt des Schnees, der ſonſt die Aeſte erdrücken würde. So mochten ſie ſich vor dem Schnee retten, vor der Plünderung der Menſchen gelang es nicht. Allerdings rauſchen ſie noch, wenn auch in minderer Zahl,

in köſtlicher Höhe; ihr Tempel ging noch nicht unter, da Aſſur und Babel, Palmyra und Baalbeck fielen. Gott gebe, daß ſie noch fröhlich zum blauen Himmel rauſchen, wenn der Islam fällt.

Aber der Libanon hat noch andere Erinnerungen als ſeine Cedern. Er war der Wall Paläſtina's gegen das Meer und die Wüſte; zuweilen mehr ein Luſthaus, das im Sommer Kühlung gab, als ein Aſyl der Bedrängten. Er verbarg nicht bloß das Geheimniß der Treuen, auch die Myſterien des Fanatismus. Er war nicht bloß ein Hort der Freien, ſondern auch ein Horſt der Räuber. Iſrael in ſeiner Heldenzeit hat ihn nicht erobert, aber die letzten Ausläufer indiſch-buddhiſtiſchen Aberglaubens haben ſich in ſeine Felſen geflüchtet. Das heilige Land iſt wirklich ein Mittelpunkt der Erde, wie die kirchliche Ueberlieferung annahm, auf Ezechiel 38, 12 ſich ſtützend. Das geſchichtliche Herz der Völker ſchlägt mächtig in ſeiner Erinnerung. Wo das Herz iſt, da iſt Leben. Das Leben der Völker iſt — Gott ſuchen. Ganz Paläſtina iſt wie ein Altar, auf dem man Gott ſucht. Auch das unreine und kranke Blut ſtrömt zum Herzen, aus dem es kam, wieder zurück; auch der Schatten und die Karricatur der Wahrheit zeigen ſich durch magnetiſche Kraft von dem Boden angezogen, den die Wahrheit mit ihren Sohlen betreten. Die bedeutſamſten religiöſen Erſcheinungen haben in Paläſtina eine Stätte geſucht. Der Dienſt des ägyptiſchen Kalbes, der des babyloniſchen Fiſchgottes, des phöniciſchen Moloch ward an ſeinen Rändern geübt. Dem Monde und der Sonne erhoben ſich Tempel; in Bergen und Wäldern erhoben ſich Altäre. Der ſyriſchen Göttin diente Iſebel, dem kapitoliniſchen Jupiter baute Hadrian einen Tempel. Zuletzt brachte der Islam ſein ganzes Leben in's Stocken. Die Ausläufe des Kampfes, den an den Grenzen Iran's der Islam mit indiſch-buddhiſtiſchen Gedanken beſtand, fanden, unbezwungen wie des Winters Schnee, eine Zufluchtsſtätte in den Klüften und Schluchten des Libanon. —

Von ſeinem weißſchimmernden Schneeglanz iſt das Gebirge benannt. Laban heißt weiß. Ueber ihm glänzt in lauer Nacht der ſilberne Mond. Lebanon und Levana ſind eines Urſprungs. Aber in den ſtrömenden, drängenden Geiſt der alten Völker zu ſeinen Füßen ſind die Bewohner des Libanon nicht eingetreten. Iſrael hat ſie nicht für ſeinen Geiſt erobert. Auch die Phönicier mögen ſie nicht ganz ihrer Cultur gewonnen haben. Heväer heißen ſeine älteſten Bewohner, ein durch ganz Kanaan ausgebreiteter Stamm, zu dem auch der Fürſt von Sichem gehörte, der die Tochter Jacobs liebte. Ihr Name deutet auf die Dorfgemeinſchaften, in welchen die Bergvölker lebten. Einem andern Stamme gehörten die Ituräer an. Von Fels und Berg ſind ſie benannt. Ihre Lebensweiſe war keine andere als die der Geſchlechter Ismaels, zu dem ſie die heilige Schrift geſellt. Sie hatten ihre Hand gegen Jedermann; ſie plünderten und beunruhigten die Thäler und Städte bis ans Meer hinab. Böſewichter ſind alle Bergbewohner, ſagt Strabo. Einer ihrer Fürſten, Kinyras, den Pompejus beſiegte, hatte ſich der Stadt Biblos bemächtigt. Ihre Kunſt, den Bogen zu führen, war beſonders berühmt. An ihrer Stelle erſcheinen nun ſeit dem 11. Jahrhundert die Ismaelier (Aſſaſſinen) und in dem Gebirgsland von Sidon bis Berytus und Biblos die Druſen. Zumal ſeit den Kreuzzügen ſind ſie als räuberiſche Völker und fanatiſche Religionsſecten bekannt, die Jedermann feindlich waren. Mörderiſche Genoſſenſchaften gab es von jeher im Lande. Während der Kriege der Römer mit den Juden war in Judäa eine Secte, die man Sicarier — Dolchmänner — nannte. Sie waren ſowol Feinde der Juden wie der Römer. Den Hohenprieſter Jonathan erdolchten ſie, und in Alexandrien, wohin einige geflüchtet, waren alle Martern nicht im Stande, ſie zu zwingen, den Kaiſer ihren Herrn zu nennen. In ähnlicher Weiſe waren die Aſſaſſinen Feinde des Islams wie jedes anderen Glaubens. Ihr Name wurde ein Mördername (aſſaſſin), obſchon er aus

Haſchiſchim — Haſchiſchtrinker — gebildet iſt. Wenn auch die Druſen ſich von den Ismaeliern bedeutend unterſcheiden, ſo datirt doch ihr neuer Name und Religionsinhalt aus dem Gegenſatz zum Islam, vor deſſen Eroberungen ſie ſich im Libanon ihre Freiheit zu bewahren ſuchten. Der Libanon war eben eine Burg der Freiheit, auch für Räuber.

2. Der Islam iſt eine politiſche Religion. Geiſtliche und politiſche Gewalt ſind darin eng verbunden. Die Gegnerſchaft gegen die Inhaber dieſer Gewalt, die Chalifen, verwandelte ſich in den erſten Jahrhunderten der gewaltſamen Aufregung, die durch den Islam in Aſien entſtanden war, auch in einen Contraſt gegen die Lehre. Die größte Spaltung des Islam in Sunniten und Schiiten lehnte ſich an den politiſchen Gegenſatz von Perſer und Araber an. Ali, den die Schiiten verehren, der Schwiegerſohn Muhameds, der Mann Fatime's, den aber Andere verdrängten und ermordeten, iſt der incarnirte Gegenkalif für alle Widerſacher des arabiſchen Chalifats und ſeiner Lehre. An ihn lehnten ſich alle an, die ſich gegen die politiſche Lehre des orthodoxen Islam erhoben. Schon vor der Entſtehung des Islam waren indiſch-buddhiſtiſche Lehren nach Perſien gelangt. Manes, der Gründer der Manichäerſecte, hatte verſucht, ſeine Ideen mit chriſtlicher und perſiſcher Religion zu verſchmelzen. Der eigenthümlichſte Verſuch aber offenbart ſich nach der Eroberung Perſiens durch den Islam, indiſche Lehren in Leben und Lehre des Islam ſelbſt zu übertragen. Eine der beſonders markirten indiſchen Lehren iſt die von den Avataren — den Verkörperungen der Gottheiten. Zehn werden angenommen. Der neunte war Buddha. Der zehnte iſt zukünftig, Kalki, der auf einem weißen Roß kommen wird, die Welt zu befreien. Wir unterſuchen hier nicht die Quellen und die Zuſammenhänge dieſer Lehre. Islamitiſche Secten übertrugen ſie auf ihre Traditionen, wobei jüdiſche und chriſtliche Gedanken verzerrt und entſtellt wurden. In ihrer groben politiſchen

Sinnlichkeit wurde gelehrt, daß nicht bloß Adam, Noah, Chriſtus, ſondern vor allen Dingen Ali und die Chalifen aus ſeinem Stamme die rechten Imame ſeien, in denen Gott verkörpert ſei. Dieſe Lehre wurde in Perſien mit myſtiſchen Gedanken jüdiſch-chriſtlicher Religionsphiloſophie vermiſcht und zu politiſchen Zwecken gegen das regierende Haus der Abbaſſiden angewandt.

Merkwürdig iſt nun das Auftreten eines Mannes am Ende des achten Jahrhunderts. Sie nennen ihn den Sohn eines Walkers Ata, er aber bezeichnete ſich, ganz ſeiner Lehre gemäß, mit dem Namen Hakem. Man hat nicht genug beachtet, daß er ſich damit als den Inhaber der myſtiſchen Weisheit (Sophia) bezeichnete, welche den Begriff der Gottheit darſtellte. Hakem iſt der Chacham, der myſtiſch Weiſe, und er lehrte, daß in ihn die Natur der heiligen Imame übergegangen ſei. Darum redete er mit ſeinen Jüngern nur unter einer goldenen Verhüllung und hieß daher der „Verhüllte", weil ſeine Zuhörer ſonſt ſeinen Glanz nicht ertragen würden. Dies war dem Moſes nachgebildet, von dem ähnliches im alten Teſtament erzählt wird. Es hat auch einen tiefern Sinn, wenn man von ihm berichtet, er habe einen Mond aus dem Brunnen heraufgebracht. Es gehörte in alte Lehren von der Seelenwanderung, daß der Mond das Schiff ſei, auf welchem die Seelen auffahren, um an der Sonne zu landen. Seine Anhänger trugen weiße Gewänder und hießen die Weißen, zumal im Gegenſatz gegen das feindliche Chalifenhaus der Abaſſiden, deren Abzeichen das ſchwarze Kleid war. Als er und ſeine Angehörigen, vom Feinde verfolgt, in der Burg Nakes jenſeits des Oxus ſich nicht mehr halten konnten, verbrannte er ſich mit allem Beſitz, ſo daß ſein Leichnam nicht gefunden wurde. Er hatte verkündet, er werde in der Perſon eines halb ſchwarzen, halb weißen Mannes wiederkehren, reitend auf einem aſchgrauen Eſel und das Werk von Neuem beginnen. Und dieſe kam auch.

Der Widerſtand der Anhänger des Ali gegen das Chalifat

gewann einen gewaltigen Ausdruck, als es dem Obeidallah, Sohn Mohameds, aus Syrien gelang, nach ſchweren Kämpfen ſich zum Herrn von Aegypten und Syrien zu machen. Ein fanatiſcher Herold verkündete ihn als den Mehdi, den zwölften Imam. Er gab ſich als Abkömmling des Ali von ſeiner Tochter Fatime aus, daher ſeine Dynaſtie die der Fatimiden heißt. Man rechnet ſeine Herrſchaft vom Jahre 934 an.

Aber nicht er iſt die intereſſanteſte Perſon der Dynaſtie Aegyptens, welche von 934—1171 regierte. Sie wurde zuletzt durch keinen geringeren als Saladin entthront. Der am meiſten genannte und verkannte iſt Manſur bar Ali, welcher ſich ſelbſt aber El Hakim biamr Allah (Hakem biamrilla) nannte.

Die Geſchichtsſchreiber der Fatimiden ſind ihre Gegner. Hakem iſt von ihnen grade ſo entſtellt und verzerrt worden, wie Elagabal von den römiſchen Memoirenſchreibern. Nirgends hat hat man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Auch die neueſte Geſchichtſchreibung klärt dieſe Karricaturen nicht auf.

Er kam wie Elagabal jugendlich als elfjähriger Knabe auf den Thron, 996, und hörte zu regieren auf 1021.

Zu dieſem Chalifen ſollen nun Anhänger der myſtiſchen Lehren aus Perſien gekommen ſein, welche immer dem Islam, zumal in der ſunnitiſchen Form, feindlich waren; dieſe hätten ihm ſelbſt gepredigt und verkündet, er ſei der wahre Hakem, in ihm ſei die myſtiſche Weisheit der Gottheit verkörpert, er ſei die Incarnation deſſen, der Alles geſchaffen. In ihm ſei Alles vollendet. Der erſte Anhänger dieſer Lehre, Ibn Ismael el Druſi, wurde vom Volke erſchlagen. Der zweite war vorſichtiger und gewann einen Theil des Volkes durch altperſiſche Gebräuche, die er bei ihnen erneuern wollte, wie z. B., daß es erlaubt ſei, mit Schweſtern und Müttern, alſo auch mit Brüdern und Vätern ſich zu verehelichen. Aus den Nachrichten der Alten geht allerdings unzweifelhaft hervor, daß bei den Perſern Ehen mit Müttern und Schweſtern vorkamen. Die neuen Lehrer wirkten

gegen die bisherige Verehrung Mohameds, ſchafften die geiſtlichen Uebungen ab und redeten gegen die Wallfahrt nach Mekka; bald konnten ſie dem jungen Chalifen verkünden: „16 000 verehren bereits dich allein als Gott.“ Und Hakem nahm es an, der neue Imam und die Incarnation Gottes zu ſein.

Es war dies politiſch der entſchiedenſte Gegenſchlag gegen die ſunnitiſchen Chalifen in Bagdad. Es lag in dieſer Lehre zugleich die völlige Oppoſition gegen den Islam ſelbſt. Mohameds Autorität wurde geſtürzt. Es war freilich ein ſonderbares Mittel, durch welches dem Koran der Sunniten entgegengetreten wurde, aber in den Zeiten und unter den Völkern des Islam war eine andere Weiſe, als durch politiſche Macht auch geiſtlich vorzudringen und zu ſtreiten, nicht denkbar. Hakem hatte erſt eine Autorität über Mohamed, wenn er ſelbſt Gott war. Und aus dieſer Idee verſteht man alle ſeine ſonderbaren Thaten.

Die Bräuche des Islam hörten auf; es wurde nicht am Ramadan gefaſtet. Die täglichen fünf Gebete wurden unterſagt; bei Nennung des Namens Hakem und unter dem öffentlichen Gebet für ihn mußte das Volk niederfallen. Jedes andere Gebet vor Gott, wobei man ſonſt niederfiel, wurde verboten, denn es war ſchon geſchehen bei Nennung ſeines Namens. Wenn er ausritt, riefen ihm ſeine Verehrer zu: „Du Einziger, der du tödteſt und lebendig machſt!“

Einer ſeiner Schmeichler kam nach Mekka an die Kaaba, ſchlug mit der Lanze an den ſchwarzen Stein und rief: „Ihr Verwirrte! warum verehret ihr das, was weder nützt noch ſchadet, und verlaſſet den, der tödten und lebendig machen kann in Aegypten?“

Weil Mukanna verkündet hatte, er würde in der neuen Incarnation auf einem grauen Eſel kommen, ritt der Chalif nun auf einem ſolchen in die Stadt. Man erkennt hier, wie auch ſonſt noch, eine Verzerrung des Lebens Jeſu. Es mußten

darum auch die Kinder auf der Straße vor ihm niederfallen. Er machte die Nacht zu Tage, denn er war das Licht der Welt.

Er hob den Freitag auf, der bisher der Ruhe- und Feſttag war und ſetzte den Donnerſtag ein, ſtatt des ſechſten den fünften Tag, daher man ſeine Anhänger die Quintaner nannte, die Fünftler, mit Beziehung auf die Kamele, die erſt an dem fünften Tage Bedürfniß zu trinken hatten.

Es waren darin Erinnerungen an altheidniſche Gedanken. Der Donnerſtag war Jupiter gewidmet, dem höchſten Gott, der Freitag aber der Venus. Aber der Chalif war ein Feind der Venus und auch der Frauen Feind. Sie ſollten ſich nicht auf der Straße, noch durchs Fenſter, noch auf den Terraſſen ſehen laſſen. Die Schuhmacher durften ihnen weder Schuhe noch Sandalen machen. Sie ſollten keine öffentlichen Bäder beſuchen. Man erzählt, er hätte einmal im „goldenen Bade", das er beſuchte, Weiber ſchwatzen hören. Er ließ das Bad verſchließen und nicht wieder öffnen, bis ihr Mund durch den Tod verſchloſſen war. Die Bilder in den Bädern, welche Frauen darſtellten, mußten ausgelöſcht werden.

Solche Geringſchätzung gegen die Frauen war auch den Buddhiſten eigen, wenigſtens theoretiſch. „Die Seele deſſen, der ſinnlichen Lüſten ergeben war, kommt in die Seele eines Weibes." In Itlaſſa durften die Weiber nicht anders als mit ſchwarzgefärbten Geſichtern erſcheinen, damit ſie nicht anreizend erſchienen.

Wahrſcheinlich im Zuſammenhange mit ſeiner Gegnerſchaft gegen die Venus iſt ſein Verbot des Honigs, welcher der Venus heilig war. Er ſoll 12 000 Körbe Honig in den Nil haben werfen laſſen. Daraus erklärt ſich auch, warum er die Muspflanze Corchorus, die von den Aegyptern gerne gegeſſen wurde, verbot. Sie war honigſüß, ihr Name war Meluchion, von meli, Honig. Die myſtiſchen Bräuche der Sekte beſtanden aus einem Gemiſch von philoſophiſchen, altteſtamentlichen und

indiſchen Geboten. Von Pythagoras, den die Sekten mehrfach erwähnen, kommt das Verbot der Bohnen, vom alten Teſtament das Verbot der ungeſchuppten Fiſche, weil ſie wie die Aale den Schlangen glichen. Die Hunde ließ er todtſchlagen, weil, wie auch bei den Indern die Meinung war, die Seelen der Laſterhaften in ſie übergingen und ſie in den Städten der Sunniten geduldet waren. Ueberall tritt eine Oppoſition gegen den Koran heraus, welcher den Honig als Heilmittel empfiehlt und auch die Hunde duldet, auch Fiſche allerlei Art nicht verbietet.

Auch die Weintrauben verbot er; denn Geweihte tranken keinen Wein, wie die Naſiräer im alten Teſtament; hier ſtimmte er mit der Sunna des Koran überein, wenngleich den Chalifen in Bagdad das lange nur ein Buchſtabe geblieben war. In der That tranken die Frömmſten, wie Harun Alraſchid, den ſtärkſten Wein.

Man erzählt von ihm, daß er auch Wunder gethan. Es hat ihn Niemand eſſen oder trinken oder ſonſt ein leibliches Bedürfniß erfüllen ſehen. Daſſelbe erzählen Legenden von dem Pharao zu Moſes Zeiten; auch dieſer habe ſich für einen Gott halten laſſen.

Er ſoll Handel getrieben haben, weil er ſelbſt ſich erwerben wollte, was er brauchte, um nicht in den Beſitz von Dingen zu kommen, an welchen Unreinheit hangen konnte, eine Meinung, die weit verbreitet war. Nureddin, der Wohlthäter Saladin's, der Atabeg von Syrien und Mahmud von Gazna, der große Eroberer, ſollen ebenſo gelebt haben. Auch von einem Chalifen erzählte man, daß er Teppiche gearbeitet, mit ſeinem Siegel verſehen und ſie ſo zum Verkauf auf den Markt geſchickt habe. Alle Sultane der Osmanen haben, zumal in älterer Zeit, Handwerke erlernt. Wie Hakem ſelbſt, ſo ſpeiſten auch ſeine Anhänger nur bei ſolchen, „von denen ſie wußten, daß bei ihnen

kein ungerechtes Gut iſt und daß ſie ihr Brod durch die Arbeit verdienen."

Auch in die Erzählung von ſeinem Tode werden Meſſiasgedanken eingeflochten. Als er in der Nacht am 17. Schewal 411 (1120), auf ſeinem Eſel reitend, zum Hügel Mokallam kam, habe er nach Morgen geſehen und, wie er den Mars aufſteigen ſah, gerufen: „Du verfluchter Blutvergießer biſt heraufgeſtiegen, meine Stunde iſt gekommen!" Da wären Meuchelmörder erſchienen, die ſeine Schweſter gedungen, hätten ihn mit einem Strick erdroſſelt, ſeinen Begleiter getödtet und dem Eſel die Knieſehnen abgehauen. Seine Anhänger erzählen, er ſei nicht geſtorben, ſondern verſchwunden. Chriſten berichteten, er ſei in die Wüſte gegangen, ein Chriſt zu werden. Etwas Ungewöhnliches war an dem jungen Chalifen. Wenn man aus den feindſeligen Nachrichten ſeiner Gegner einen Schluß ziehen kann, ſo erfüllten ihn Ideen, den Islam, ſeine Haremswirthſchaft und ſeine kriegeriſche Art einzuſchränken. Er wollte ein Friedensfürſt ſein, der einfach lebte und ſeine Unterthanen nicht ausſog. In der Erinnerung ſeiner Anhänger iſt er die Incarnation Gottes geblieben.

Der eigentliche Lehrer und Prophet Hakems war Hamſah. Dieſer floh mit Anderen nach dem Tode Hakems nach Syrien in den Libanon. Von da an bildete das tapfere Volk der Druſen die Gemeinde der Gläubigen Hakems, und bis auf dieſen Tag, nach ſo vielen Verfolgungen und Kämpfen, wird die Geheimlehre Hakems von den Eingeweihten — den Okkals — bewahrt. Denn aus dem eigentlichen Volk, das kriegeriſch, räuberiſch und unwiſſend wie jemals iſt, und aus dieſen Eingeweihten beſtehen die Druſen. Das Volk weiß von der eigentlichen Lehre wenig und hört nur an beſtimmten Tagen ermunternde Worte. Die Okkals halten die Tradition der Lehre bei ſich geheim.

Man wird den Sinn ihrer Lehre, wie man ſie aus manchen

Schriftſtücken und ſogenannten Catechismen kennen lernt, ohne Vergleich mit der buddhiſtiſchen Lehre, nicht verſtehen. Doch haben ſich Einflüſſe des Judenthums und Chriſtenthums ſehr merklich gemacht. Sie iſt vor allen Dingen gegen den Muhamedismus gerichtet. Muhamed wird ein Baſtard genannt; Hakem hat ſeine Lehre nur beſtehen laſſen, um die Gläubigen zu prüfen. Die Werke des Islam werden verworfen: Wallfahrten, Faſten, vorgeſchriebene Gebete. Die Eingeweihten ſind keine Krieger. Ackerbau allein und Handwerk giebt ein erlaubtes Gut. Ihre Hauptſätze ſind: Anbetung Hakems, brüderlicher, gegenſeitiger Schutz, Enthaltung vom Fleiſch unreiner Thiere, Anſtändigkeit in der Kleidung, Sorgfalt, nur von den Früchten eines erlaubten Gutes ſich zu nähren und Betrachtung der Weisheit. Die Eingeweihten eſſen zumeiſt gar kein Fleiſch, nichts Süßes (keinen Honig) und ſprechen nur mit halblauter Stimme.

Sie nehmen zehn Avataren, Menſchenwerdungen, an, deren letzte Hakem war. Er erſchien, wie Mokanna geweiſſagt, im ſchwärzlichen Kleid, weil er über die Prüfungen ſeiner Anhänger trauerte. Er wird aber wiederkommen und alle Religionen richten, er wird eine neue Ordnung machen, dann werden die Muhamedaner nur eine Unterabtheilung der Juden ſein.

Den Hamſah ſtellen ſie zu Hakem, wie Johannes zu Jeſu. Wie Hakem in verſchiedenen Menſchwerdungen da war, ſo auch Hamſah. Zu Noahs Zeit hätte er Pythagoras, zu Jeſu Zeit Lazarus geheißen. Sonderbar und merkwürdig iſt die Meinung, die ſie von den Pyramiden in Aegypten haben. Hakem habe ſie bauen laſſen. Sie ſtellen das Zeugniß des Bundes mit ihm dar bis zum Tage, wo er wiederkommen wird.

Es ſind merkwürdige Beziehungen zum Evangelium offenbar. Es wird geſagt, daß der Verſtand, der Wille und das Wort in den Zeiten Jeſu in der Perſon Johannis, Matthäus und Markus erſchienen ſind. Lukas aber wird nirgends ge-

nannt. Sie haben 21 Jahre, jeder ſieben, den Hakem verkündigt. Welche Worte gebrauchten ſie? „Sie ſprachen mit leiſer Stimme: Herr, von Dir kommt das Heil, zu Dir kehrt es zurück. Du biſt der Austheiler, und wer ſich auf Deine Einladung einfindet, geht in das Haus des Heils ein. Sei ewig gelobt und geprieſen, unumſchränkter Herr aller Dinge, dem allein alle Ehre und aller Ruhm gebühret.“

Die Seelenwanderung gilt ihnen als ein beſonderer Glaubensſatz. Jede Seele, die aus einem Menſchen weggeht, erfüllt wieder einen neuen Menſchen.

Ueber den Namen Druſen geben ſie ſelbſt den Grund an, der wol der richtige iſt. Man hat vielfach geglaubt, daß er von dem erſten Verkünder ihrer Lehre Ismael el Druß herſtamme. Doch tritt dieſer in der Lehre nicht hervor und wird, da er zeitig erſchlagen ward, von Hamſa ganz überſchattet. Aber Ismael hieß ſchon el Druß aus demſelben Grunde wie die Druſen ſelbſt, nämlich (von Dros, hebräiſch Daraſch) die Forſchenden, Sinnenden, Lehrenden; der Name drückte ihre myſtiſche Speculation aus. In der Lehre der Druſen wie Hakems ſehen wir einen Verſuch des Buddhismus, ſich in Weſtaſien und Aegypten feſtzuſetzen.

Der Mißerfolg hat Hakem um ſeinen Ruf in der Weltgeſchichte gebracht, trotz ſeiner Verdienſte um die Baukunſt; die ſchönſte Moſchee in Kahira trägt ſeinen Namen. Er ließ aſtronomiſche Tabellen verbeſſern, die auch nach ihm benannt ſind. In ſeiner Perſon als Hakem ſagte er: „Der Nil iſt mein, ich habe ihn gegeben“ nämlich Gott; aber alle Mühe, den Lauf des Stromes durch geſchickte Leute noch mehr zu reguliren, gelang nicht. Den Namen „aberwitziger Tyrann“ würde ihm Niemand gegeben haben, hätte er Erfolg gehabt. Die Völker waren durch muhamedaniſche Kriege und Aufregungen in Stimmungen gebracht, in welchen ſolche Verſuche und Irrungen möglich waren. Es floß aus ſeiner Stellung,

die er einzunehmen glaubte, daß er alle andern Bekenntniſſe mißbilligte und unterdrückte. Denn er war zwar gegen den Islam, aber doch von ſeinem Geiſt erfüllt. Er zwang, was weit und breit in ähnlichen Fällen eintrat, die Chriſten und Juden, Abzeichen zu tragen. Die Chriſten mußten in blauem Kleide gehen, einen ſchwarzen Turban und ein Kreuz am Halſe tragen. Die Juden trugen ein gelbes Kleid und mußten um den Hals einen Kalbskopf haben. Nur dies letztere Gebot von Hakem war eigenthümlich, aber es beruhte auf einer Stelle des Koran, in welcher den Juden vorgeworfen war, daß ſie das Kalb zu Gott gemacht haben. Es war alſo an dieſer Maßregel nichts, was an ſeine beſondere Lehre erinnert.

Dagegen wird berichtet, daß man im druſiſchen Heiligtum das Bild eines goldenen Kalbes in einer Kiſte verwahre; Ad hat davon eine Zeichnung gegeben. Es iſt mit geheimen Zügen bedeckt. Man hat wol recht, das Bild für kein Idol zu nehmen, das die Druſen anbeten; aber ein Bild Hakems kann es doch ſein, nämlich als Apis, der ja auch eine Incarnation der ägyptiſchen Gottheit war.

Die Druſen haben ihre myſtiſchen Lehren nicht verbreiten können. Eine politiſche Bedeutung ſchienen ſie nur einmal unter dem Emir Fekreddin (im Anfang des 17. Jahrhunderts) und ſeiner energiſchen Mutter Setneſep gewonnen zu haben. Aber es blieb von ſeinen Unternehmungen nichts übrig als die Zerſtörung von Baalbek. Die Trümmer ſind die einzigen Zeugniſſe ſeiner Erfolge. Aus der neueren Zeit wiſſen wir von ihren Kämpfen mit den chriſtlichen Marouiten; es ging noch einmal Feuer, nicht vom Dornbuſch, ſondern von der Ceder aus, und der Sultan hatte Mühe, durch die Großmächte Europa's gedrängt, dem Blutbade ein Ende zu machen. Es iſt an den Druſen daſſelbe zu erkennen wie an Hakem, daß ſie zwar an ſich Feinde des Islam waren, aber doch immer die Methode des Islam hatten.

Der Islam iſt, wenn er lebt, verzehrendes Feuer, wenn er ſchlaff wird, ein Sumpf, in welchem die Völker verderben. Das heilige Land iſt wirklich wie ein Herz der Erde. Denn wo das Herz ſchlägt, iſt Leiden aus Sehnſucht, aus Schuld, Leiden im Gericht. Vom Schnee des Libanon bis an den Grenzfluß Aegyptens iſt Paläſtina ein Golgatha, vom Hermon bis an die Wüſte Edom rinnt leis über Fels und Thal die Thräne des Heiligen über Land und Volk. Durch die Schluchten und Steppen von Hoch- und Niederland geht die Klage Marias: „Sie haben meinen Herrn weggenommen!“ Ueberall von Tyrus bis an das ſchreckliche Meer von Sodom ſchallt ein Schrei der Angſt über Tyrannei und Verwüſtung. Aber nur die Liebe leidet. Wenn der leidende Hesperus ſinkt, geht der ſiegende Morgenſtern auf. Der Islam ſchmilzt wie der Schnee zu ſeiner Zeit. Dann werden Reben ſich ranken an die Cedern des Libanon und

Gottes Nachtigallen ſchlagen,
Wenn die Dornen Roſen tragen.

Die Kreuzzüge.

„Wir haben das Kriuze genommen
daz sul wir leiten alsô
daz unser sêle werde vrô.“
(Aus dem 13. Jahrh.)

1.

Der Prophet Elia trat zu dem verſammelten Volke und ſprach: „Wie lange wollet ihr auf beiden Seiten hinken? Dienet ihr Gott, ſo dienet ihm und folget ihm nach! Folget ihr Baal, ſo wandelt ihm nach!“ Das Hinken auf beiden Seiten iſt die Signatur ſchwacher Zeiten und Menſchen. Schwache Gewiſſen dünken ſich ſtark zu ſein, doppelte Pflichten zu tragen. Halbe Liebe und halbe Ueberzeugung trägt keine Begeiſterung; große Thaten geſchehen durch kein zwieſpältiges Volk. Zeiten, welche den Stempel unſterblichen Ruhmes tragen, waren von einer Flamme, die Herz und Seele ergriffen, unwiderſtehlich durchglüht.

Selbſt der Fanatismus des Islam iſt davon ein Zeugniß. Die Araber unterwarfen die halbe Welt nur durch die geſammelte Glut einer fanatiſchen Begeiſterung. Erſt als dieſe verloſch, hörte ihr Schrecken auf. Die Lehre Muhamed's iſt auf die geſammelte Gewalt einer Kraft, einer Herrſchaft gegründet. Noch als der falſche Prophet in den nationalen Grenzen ſeiner

Heimath waltete, pflegte er mit aller Extaſe die Idee der einen Herrſchaft ſeiner Lehre in Arabien. Zwar hat er die Bücher der „Schriftbeſitzer“, wie er die Juden nennt, nicht verleugnet, Moſen und Jeſum anerkannt, aber von ſeiner Prophetie wird jede andere aufgehoben. Der Koran überwindet nicht durch Wort und Wahrheit, er iſt ein Feuer, das alles Andere verzehrt. Auf dem Sterbebette Muhamed's ſoll Omar ſein Wort vernommen haben: „es könne nur eine Religion in Arabien geben.“ Der Islam war ein Eroberer, und wo er ſiegte, ſtets derſelbe. Es ſoll nur eine Religion ſein, wurde der kanoniſche Satz des Muhamedanismus. Was neben ihm noch bleibt, ſoll wenigſtens nicht wie er beſtehen. Ehre und Freiheit gebühren nur dem Islam, dem Ungläubigen müſſen ſie entzogen ſein. Weil Omar, der gewaltige Kalif, zuerſt dieſen Kanon mit ſcharfem Schwert gelehrt hatte, ward mit ſeinem Namen das Grundgeſetz des Islam in ſeinem Verhältniß zu den Ungläubigen benannt. Das kanoniſche Recht des Islam heißt das „Omariſche“.

Es wurde feſtgehalten, daß jeder Gottesdienſt der Ungläubigen (Juden und Chriſten) nur ein geduldeter und zwar nur außerhalb Arabiens gelittener ſei. Eigentlich ſollten Chriſten nirgends neue Kirchen bauen, morſch gewordene nicht ausbeſſern und ſich jeder öffentlichen Kundgebung enthalten. Glocken mußten leiſe gehen, die Gemeinden durften nicht laut ſingen. Und nicht bloß dies; der Moslem mußte auch im geſellſchaftlichen Leben eine erhöhte Stellung vor Chriſten und Juden einnehmen. Die Letzteren waren genöthigt, dem Moslem mit vorgeſchriebenen Zeichen der Ehrerbietung zu begegnen, namentlich vor ihm vom Pferde zu ſteigen und die gehörige Reverenz zu machen. Es war feſtgeſetzt ſeit Omar, daß weder Chriſt noch Jude auf einem geſattelten Pferde reiten durfte. Sie durften noch bis in neue Zeiten nicht diejenigen Waffen tragen, welche dem eigentlichen Moslem angemeſſen ſind. Die Ungläubigen hatten ſich

zu unterſcheiden durch die Tracht ihrer Kleidung, namentlich durch Gürtel und Fußbedeckung. Die Farbe unterſchied wieder Juden und Chriſten; an der gelben erkannte man meiſt die Juden, an der blauen die Chriſten.

Es verſteht ſich, daß dieſe Art von Geſetzen in verſchiedenen Ländern bald ſtrenger, bald milder ausgeführt worden iſt. Als eine Art Reformator des Omariſchen Geſetzes und des „gläubigen" Lebens überhaupt wird der Sultan Motewekkil in der Mitte des neunten Jahrhunderts angeſehen, der namentlich über die Abzeichen der Juden und Chriſten beſtimmte Anordnungen gab; daß ſie z. B. nur hölzerne Steigbügel und Sattel gebrauchen, die Männer einen Lappen an ihren Kleidern, die Frauen am Schleier ein anderes Abzeichen tragen ſollten. Noch weiter ging in der Strenge dieſer Geſetze der ägyptiſche, aus dem Hauſe der Fatimiden ſtammende Sultan Hakem Biamrilla; dieſer gebot, wie ſchon oben angeführt, daß die Juden einen Kalbskopf an ihrer Bruſt tragen mußten, während die Chriſten ein Kreuz trugen. Den Kalbskopf ordnete er zur Erinnerung an das goldene Kalb in der Wüſte an. Die Chriſten mußten außerdem ein blaues Kleid und ſchwarzen Turban tragen. Wer ſich dieſer Zeichen weigerte, wurde verbannt. Als die Zurückbleibenden das Geſetz umgingen, wurde dieſes erſchwert. Chriſten und Juden mußten nun hölzerne Abzeichen, fünf Pfund an Gewicht, und an ihren Kleidern Glocken tragen.

Spätere Kalifen haben die Vorſchriften ein wenig gemildert, aber im Geiſte des Islam ruht die Anſchauung, aus welcher ſolche Geſetze fließen. Sie iſt ihm immanent; Milde wechſelt daher nach Laune mit übermüthiger Strenge zu aller Zeit ab. Als die vorhandenen Abzeichen die Ungläubigen noch nicht genügend zu trennen ſchienen, kam ein arabiſcher Feldherr auf die Idee, Zeichen in die Hand einzubrennen; die Ungläubigen wurden an dieſem Brandmal, das die Figur eines Löwen oder Ringes trug, erkannt. Offenbar ein ſehr gründliches Ver-

fahren. Trotzdem dieſe Geſetze galten, waren die Schickſale der Chriſten und Juden durchaus nicht ungünſtig, aber in jeder Beziehung befanden ſie ſich in untergeordneter Stellung; ſie durften kein ſtaatliches Amt bekleiden; Richter über „Gläubige“ zu ſein, war ihnen unterſagt. Es hing freilich nur davon ab, ob die Perſönlichkeit, welche auf dem Thron ſaß, dem Muhamedanismus milder oder ſtrenger geſinnt war. Unter einem einzigen, dem berühmten Harun-Alraſchid, der ſonſt nur wenig von den ſtrengen Grundſätzen des Koran abwich, genoſſen ſie eine größere Freiheit, denn ſelbſt der kunſtliebende Kalif Almamun hat ſich nicht wenige Verfolgungen gegen die Chriſten geſtattet.

2.

Das heilige Land der Erinnerung, Paläſtina, war auch in die Hände der Muhamedaner gefallen. Seit jenen Zeiten, in welchen der ſchreckliche Aufruhr der Juden unter dem Barkochba von den römiſchen Kaiſern gebändigt worden und die Juden überall verbannt, verjagt oder getödtet waren, hatte das Land aufgehört, den beſonderen Stempel jüdiſchen Lebens zu tragen. Die Stadt ſelbſt, Jeruſalem, hieß officiell Älia, nur die Chriſten bewahrten noch den Namen Jeruſalem. Aber nachdem der römiſche Kaiſer Conſtantin das Chriſtenthum angenommen und ſeine Mutter Helena dort das heilige Kreuz entdeckt, nachdem der Kaiſer und ſeine Nachfolger zahlreiche Klöſter und Stiftungen in Paläſtina errichtet hatten, ſeitdem es überhaupt unter chriſtlichen Herrſchern chriſtliche Ruhe und Frieden genoß, blühte das Land von Neuem auf; lange Zeit blieb es von der Verwüſtung verhängnißvoller Kriege verſchont; von allen Seiten ſtrömten fromme und ſehnſüchtige Gemüther nach Paläſtina, um dort das Leben zuzubringen; bis in die Wüſte hinein bevölkerte ſich das Land mit frommen Eremiten, Mönchen und anderen Chriſten, die dort ihren Aufenthalt nahmen. Namentlich ſammelten ſie ſich an den heiligen Erinnerungsſtätten des Landes.

Die Stelle des Jordans, wo Johannes getauft hatte, wurde mit Marmor getäfelt und war von Gebäuden, Kapellen und gastlichen Wohnungen umgeben; bis an die schauerlichen Ufer des Todten Meeres drangen die frommen Väter, und mehr als zwanzig Klöster zählte man am Felsgeklüft dieser schrecklichen See.

Allein dieser glückliche und ruhige Zustand, der nur auf einen Moment durch den Eroberungszug des Persers Cosru gestört war, nahm für alle Zeit ein Ende, als das Schwert des Muselmanns bis dahin gedrungen war.

Es war im Jahr 636, als an einem kleinen Fluß, der in den Jordan geht, nicht weit vom See Tiberias, so klein, daß ihn die Bibel nicht einmal erwähnt, am Jarmuk, die große Entscheidungsschlacht stattfand, in der die Griechen, von Amru völlig auf's Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben, erst in Jerusalem einen festen Punkt fanden, um sich zu halten. Die Araber drangen unter ihrem Feldherrn unaufhaltsam vor und fanden ihren Muth erst an der tapferen Vertheidigung Jerusalem's gebrochen. Der Patriarch Sophronius, welcher in Jerusalem lebte, bot Alles auf, um die Stadt zu behaupten, bis etwa Entsatz käme; allein die Byzantiner waren, wie oft, zerfallen und rathlos; nirgends war Kraft, dem fanatischen Anprall der Feinde zu widerstehen. Nach vier Monaten rüstigen Widerstandes beschloß Sophronius, zu unterhandeln. Es geht die Sage, der Patriarch hätte auf die Aufforderung zur Capitulation erwidert, er könne nur mit einem Feldherrn unterhandeln, dessen Name aus drei Buchstaben bestehe. Dieser Feldherr war Omar selbst, dessen Name arabisch mit drei Buchstaben geschrieben wird.

Die Sage ist arabischen Ursprungs. Sie soll darauf hinweisen, daß der Besitz der Stadt dem Islam bestimmt war und ihre Eroberung durch Omar eine Erfüllung des Schicksals sei. Denn Jerusalem war auch dem Islam eine heilige Stadt, sie

heißt noch immer: Elkodſch, die Heilige. Die arabiſchen Geſchichtſchreiber erzählen von der Pilgerfahrt, die Omar dahin unternahm. Nicht wie ein Feldherr, ſondern wie ein Büßer ſei er dahin gezogen auf einem rothen Kameel, das nur Korn und Datteln für ſeinen Bedarf trug. Aber nachdem er die Stadt erobert, trat er als Kalif auf. Die Juden vertrieb er, den Chriſten geſtattete er einige Duldung. Als er eine Moſchee an der Stelle des heiligen Grabes errichtete, erzählt man, ſei der Patriarch Sophronius vor Schmerz geſtorben, wie der Hoheprieſter Eli bei der Nachricht von der Wegnahme der Bundeslade durch die Philiſter. Auch auf Moria, dem alten Tempelplatz, errichtete er eine Moſchee; bei ihrer Vollendung ſoll er ausgerufen haben: „Nun iſt das Judenthum gedemüthigt.“

Von dieſer Zeit an iſt Paläſtina das heilige Land, ganz mit dem Schickſale des arabiſchen Kalifats und ſeiner Dynaſtie verbunden.

Die Eroberungen durch die Moslemin hatten nicht verhindert, daß zahlreiche Pilgerzüge von Europa herüberkamen, und unter dem Kalifat der Omajaden und Abbaſſiden war im Ganzen die Behandlung der Pilger eine milde, weil ihm der Vortheil nicht gering ſchien, den die zahlreichen Pilger-Wanderungen nach Paläſtina für das Gewerbe und den Verkehr des Handels mit ſich brachten. Allein das Reich der Abbaſſiden ſtürzte bald zuſammen unter dem Anſtürmen nordiſcher Völker, und in dieſen Kämpfen um das Beſitzthum des Kalifats iſt auch zuweilen Paläſtina in Angſt und Noth und ſind die Chriſten oft um ihr Land, ihre Kirche und ihr Leben gekommen. Eine Zeit lang war Jeruſalem ſelbſt bei den Arabern ein ſehr beſuchter und gefeierter Ort. Eine fanatiſche Secte der Muhamedaner — denn auch der Muhamedanismus zählt eine große Zahl von Secten — die Karmaten, hatten die Wege nach Mekka verlegt; es konnten von Arabien keine Pilgerzüge nach dieſer Stadt unternommen werden, ſo wurde ihr Ziel

Jeruſalem. Mit dem Beſitze von Aegypten war immer der von Paläſtina verknüpft, und als die Aliden, die ſich von der Fatime ableiteten, auf den Thron von Aegypten kamen, war es Hakem Biamrilla, der die grauſamſten Verfolgungen gegen die Chriſten geſtattete, die Kirche des heiligen Grabes zerſtörte und anderen fanatiſchen Unfug ausübte. Andere Bedrückungen erlitten das arme Land und die Chriſten durch die heranwachſende Macht der Seldſchucken, jener Türken, die ſelbſt dem Mahmud von Gazna furchtbar erſchienen. Einer ihrer Fürſten drang bis nach Paläſtina vor, plünderte die Kirchen, tödtete die Chriſten und wurde nur dadurch von anderen Verwüſtungszügen durch den Bruder des Malekſchah, den er nicht mit der gehörigen Achtung behandelt hatte, abgehalten. Tutuſch, dieſer neue Herrſcher, ſchonte die Chriſten etwas mehr. Nach ihm fiel das Land wieder in den Beſitz der Herrſcher von Aegypten, und zwar in den Jahren, in welchen Europa wie aus den Angeln ſich hob, um dem Islam die heiligen Stätten zu entreißen.

3.

Es wird geſtattet ſein, einen raſchen Blick auf die Geſchichte des chriſtlichen Europa zu werfen. Auch die chriſtliche Geſellſchaft hatte ſich in den erſten 400 Jahren des Islam gewaltig umgeſtaltet. Ungemein war der ſittliche und geiſtige Einfluß, den die germaniſchen Völker, die Herren Europa's, durch das Chriſtenthum vom ſiebenten bis elften Jahrhundert n. Chr. empfangen hatten. Die Germanen, bisher getrennt durch verſchiedene Bräuche und Geſetze, geſchieden durch die Ziele ihrer Eroberungen, wurden erſt durch die chriſtliche Lehre ein Volk. Erſt vom Chriſtenthum empfingen ſie *eine* Sprache, die Alle verband; erſt von dieſem *ein* Geſetz, in dem die Geſchlechter ſich durch Bande des Bluts ehelich vermiſchten, *ein* Ziel, in dem ſich ſtreitlos Alle zuſammenfinden mochten: die Kirche. Das Chriſtenthum vermittelte die friedlichen Künſte, die ſie einander

mittheilten, und bahnte die Straßen, auf welchen britiſche und galliſche Mönche Lehre und Cultur nach dem Oſten trugen. Die geiſtige Einheit, an welche Tauſende von begeiſterten und opferfreudigen Bekennern und Märtyrern gearbeitet, verſchmolz die durch Meere und Alpenketten Geſchiedenen. Die Sieger und die Beſiegten, die Freien und die Colonen, die Herren und Knechte, die Ritter und Bauern, die Helden und Mönche hatten eine Hoffnung, die ideal auf ein anderes Leben gerichtet war. Niemand hat dieſe geiſtige Einheit ſo hoch politiſch aufgefaßt, als der größte germaniſche König der alten Zeit, Karl der Große. Gewiſſermaßen hat er ſie auch ausgeführt. Mit den Reichsgedanken, welche Karl der Große in ſeiner ganzen Auffaſſung der damaligen Weltſtellung verfolgte, laſſen ſich kaum andere in der deutſchen Geſchichte vergleichen. Er begriff die chriſtliche Welt als einen chriſtlichen Staat, der wie einen Mittelpunkt der Lehre ſo auch einen gewaltigen Führer und Fürſten haben müſſe. Er ſah von der Weltſtellung des Chriſtenthums mit einer univerſalen Umſchau auf ſeine Gegner und Gegenſätze. Alles, was chriſtlich war, auch die ihm nicht direct unterworfenen Völker Europa's, wollte er durch ein Intereſſe verbinden. Darum ſchloß er Familienverbindungen auch mit dem ſeeumkränzten Britannien, wie mit dem öſtlichen griechiſchen Kaiſerthum. Eine chriſtliche Völkereinheit gegenüber dem Kalifat des Islam zu errichten, zur Ehre und zum Siege, war ſein Gedanke. Die Sage, nach welcher Harun-Alraſchid darum ſo freundlich gegen Karl geweſen, weil er gefürchtet, es werde der Kaiſer einmal die geſammelte Macht der Chriſtenheit nach Aſien werfen, drückt dieſen Gedanken richtig aus.

Lange vor den Kreuzfahrten des zwölften Jahrhunderts erzählte ſich das Volk in ſeinen Dichtungen von dem Ruhme, den Karl der Große in einem Kreuzzuge nach Aſien erworben. Volksſagen drücken immer eine Volksahnung aus. Man fühlte lange ſchon die Nothwendigkeit, ſich gegen die Fortſchritte des

Islam in kraftvoller Einheit zu erheben. Waren doch vor den Augen Europa's ein christlicher Staat und ein deutsches Volk, die Westgothen, dem Einfall der Araber erlegen. Kaum daß der Heldenmuth Karl Martells das innere Europa vor ähnlichem Schicksale bewahrte. Aber die Sagen von Karl's und Roland's Thaten in Spanien fanden lange keine geschichtliche Nachfolge. Volkssagen harren als Volksahnung stetig auf ihre Erfüllung.

Mit dem Tode Karl's des Großen und bei dem Mangel ähnlicher Geister, die seine Gedanken hätten ausführen können, war sogar die weltliche Gewalt eines christlich-römischen Einheitsstaates unterbrochen worden. Die christlichen Stämme gingen mehr auseinander und ihren individuellen eigenthümlichen Gang. Es entwickelte sich Deutschland, Frankreich und England in unverbundener, selbstständiger Arbeit, mit besonderem Interesse und ebenbürtiger Machtfülle. Unter den Ottonen war das römische Kaiserthum in besonderem Sinne ein deutsches geworden. Die wirkliche Herrschaft des ganzen christlichen Europa zu beanspruchen, lag kaum mehr im Gesichtskreise der durch innern Zwiespalt dauernd beunruhigten sächsischen Helden. Dagegen hielten die kirchlichen Ideen des Papstes zu Rom die geistige Einheit mächtig aufrecht. Die Weisheit und Kraft, mit welcher von Rom aus an der christlichen Bildung der Völker gearbeitet, Rohheit und Trotz mit idealen Heilmitteln gemildert, starre Trennungen aufgehoben und der Geist eines allgemeinen christlichen Bewußtseins erhalten ward, werden immer die dankbare Bewunderung erfahren, die sie von Europa, das geistlich von Rom aus abermals erobert war, verdienen. Und diese Bewunderung wird auch durch Erwägungen anderer Art, wie gerechtfertigt sie auch sein mögen, nicht vermindert. Durch die Kirche hat Europa, trotz der Bildung der verschiedenen Reiche und Herrschaften, ein Ideal erhalten. In diesem fühlten sich Alle Eins. Mit diesem erkannten auch Alle den gemeinschaftlichen Gegensatz, den der muhamedanische Feind offenbarte.

Wie aus einer Heimath ſtrömten nach Paläſtina von Weſten und Oſten die Pilger zum heiligen Grabe. Wie ein Herz empfand man an der Themſe bis an die Alpen den Schmerz und die Sehnſucht, die an Jeruſalem haftete. Es war dieſelbe Lehre, derſelbe Enthuſiasmus des Glaubens, welche überall genährt und entflammt worden. Darum war es das ganze germaniſche Volk, in welchem die Kreuzzüge, ein aus der Idee in die Wirklichkeit überſetztes romantiſches Epos in unvergleichlicher Art, ſich begab.

Das germaniſche Volk nahm das Kreuz und in dieſem waren alle Trennungen verſchwunden.

4.

In dem Ritterzuge nach Jeruſalem that ſich in Allem die innere Gemeinſchaft kund. Die uralte Verwandtſchaft von Angelſachſen, Normannen und Deutſchen trat in der gemeinſchaftlichen Bewegung hervor. Was auch ſonſt Uebles in Aſien geſchehen mochte, wie trübſelig immer die Berichte vom Jordan lauteten, wie klagend die Stimme der Päpſte über die Schmach Jeruſalems ertönte — die ritterliche Wallfahrt mit Schwert und Kreuz war nur germaniſchen Völkern möglich. Nur ihre ſchwärmeriſche Sehnſucht konnte zu ſolchen Zügen erweckt werden. Die ſchlaffen Byzantiner wurden durch den nachbarlichen Brand zur Selbſthülfe nicht aufgerüttelt. Die Slaven haben noch niemals eine Volksbewegung idealer Natur gekannt. Germaniſche Natur allein war fähig, zu der Größe und dem Abenteuer der Kreuzzüge erzogen zu werden. Freilich waren die Völker der Kreuzzüge nicht mehr die des ſechſten und ſiebenten Säculums. Die alte Kraft war durch das Chriſtenthum nicht gebrochen, nur idealiſirt worden. Die kriegeriſche Waffenluſt wurde durch die Romantik eines glänzenden Ritterthums befriedigt. Denn aus dem alten germaniſchen Heldenthum ging durch den Schmelz chriſtlicher Ideale die Ehre des Ritterthums hervor. Volksgeiſt und Sitte

waren milder, aber nicht kraftloſer geworden. Unter dem eiſernen Panzer ſchlug noch immer das alte, abenteuerliche, ſtürmiſche Herz, nur umſchränkt von den heiligen Gedanken eines höheren Friedens. Die Germanen waren von jeher ein Eroberervolk; gern in der Heimath und doch ſehnſuchtsvoll nach der Ferne, fröhlich auf der Scholle und fröhlich im ſtürmiſchen Seezug nach unbekannten Geſtaden. So hatten ſie Europa von der Donau bis zu den Küſten des Tajo unterworfen. So gewannen die Sachſen Britannien. Die Normannen folgten ihnen. Kaum ein Menſchenalter vor dem erſten Kreuzzuge hatte Wilhelm der Normanne England unterworfen. Der Ruf zum Kreuz fiel alſo in kein müdes, träges Volk, er fiel in ein auf Thaten harrendes, immer gerüſtetes Geſchlecht. Das Ziel war nicht wie ehemals Beuteluſt und Eroberung. Aber die heilige Schwärmerei des Glaubens verſtärkte die ritterliche Luſt oder füllte die harrende Kraft mit einem köſtlichen Ideale. Für ein kräftiges Volk, deſſen Herz voll von friſch empfangenen chriſtlichen Empfindungen, das mehr noch zu fühlen als zu denken geneigt, deſſen Zorn und Schmerz erweckt war bei den traurigen Nachrichten aus dem heiligen Lande, deſſen Ehre gekränkt war von dem Uebermuth des gehaßten Erbfeindes — für ein in Waffen lebendes, durch friedliche Ordnungen müſſig gewordenes Volk war der Ruf zum Kreuz wie eine Erfüllung und Erleichterung. Es war das nicht *ein* Stamm, es war das ganze chriſtliche Volk, zuerſt und zumeiſt das Volk, *nicht* der Kaiſer und die Könige. In das *Volksleben* ſelbſt fiel der Funke, der zu einer Flamme ward, wie ſie Europa kaum mehr kennt. Peter von Amiens fand ein vorbereitetes Volk, als er, ein Sendbote des heiligen Krieges, die Länder durchzog. Freilich öffnete der kleine Mönch mit ſeiner hinreißenden, volksthümlichen Beredtſamkeit das brennende Herz. Scham und Groll rief er auf die Stirnen der Zuhörenden, wenn er von der Schmach Chriſti im heiligen Lande berichtete, wenn er, wie ein Hiſtoriker ſagt,

ſeine Thränen mit den Buchſtaben des Briefes miſchte, den er über das Märtyrerthum der frommen Pilger und die Barbarei der Erbfeinde vorlas.

Wenn in deſſen Folge die entrüſteten Zuhörer in verzückte Begeiſterung geriethen, Jung und Alt zum Zuge ſich erhob, ganze Gemeinden hingeriſſen wurden zu Theilnahme und Opfer, ſo iſt dabei keine Speculation zu finden. Ueberall, bis in die unterſten Schichten, eine aus mehr oder weniger dunkler Idealität losgeriſſene, glühende Thatkraft.

5.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, eine Geſchichte des erſten Kreuzzuges mitzutheilen. Nur darauf hindeuten wollen wir, wie ſolche welterſchütternde Ereigniſſe ihren Grund nicht im Willen und in der Berechnung einzelner Leute hatten, nicht hervorgegangen ſind aus vereinzelten Abſichten und Tendenzen. Das Felsſtück, das ſich vom Gipfel losreißt, während ein Karren auf der Heerſtraße rollt, iſt nicht durch dieſen gelöſt worden. Eine lange, dunkle Geſchichte iſt im Geſtein ſeiner Löſung vorangegangen. Auch die Lawinen und Orkane haben ihre Geſchichte. Die Kreuzzüge ſind ein Sturmwind chriſtlichen Geiſtes, dem Jahrhunderte des Krieges und des Friedens vorgearbeitet haben. Es iſt eine dürre Geſchichtsanſchauung, wo Gelegenheit und Urſache verwechſelt werden oder wo der ſchmutzige Staubwirbel, der ſich an die ſtürmende Gewalt anſetzt, für dieſe ſelbſt angeſehen wird.

Die Ereigniſſe, welche ſo oft an Perſonen und individuelle Akte angelehnt werden, ſteigen aus der Tiefe des organiſchen Volksgeiſtes heraus, ruhen in der geſammelten Bildung der Zeit, ſind der Schluß lange und dunkel gefühlten Verlangens. Wer die Normannenzüge, vor denen die Küſtenbewohner Deutſchlands und Galliens erſchraken, bloß aus dem Standpunkt der Seeräuberei anſähe, würde keine tiefere Kenntniß des Volks-

geiſtes verrathen. Es waren Großthaten eines Volkes, in denen ſeine Kraft und Ehrbegier mehr als ſeine Habgier Befriedigung ſuchte. Die Kreuzzüge waren das Reſultat des chriſtlichen Volksgeiſtes mit chriſtlichen Zielen. Volksſagen und heilige Legende erzeugten eine Miſchung von Seelenſtimmung, in welcher Schwert und Kreuz dicht verbundene Symbole wurden. Legende und Heldenſage waren ja die Lebensbildung von Ritter und Volk.

Vorbereitet allerdings war das chriſtliche Volk, als Papſt Urban auf den Feldern von Piacenza und dem Markte von Clairmont das Kreuz predigte. Der tauſendſtimmige Ruf, der ihm antwortete: „Gott will es haben!“ war ein donnerndes Echo, das aus tiefer Vergangenheit heraufſcholl.

Das pſychologiſche Motiv, aus welchem die Kreuzzüge zumeiſt zu erklären ſind, iſt univerſell lehrreicher Art. Die ſtille Arbeit und Sehnſucht der Seele in Menſchen und Völkern wird für die Würdigung ihrer Thaten und Kataſtrophen viel zu wenig in Betracht gezogen. Niemals ſteht das Herz der Geſchlechter ſtill. Wenn die Steine durch die leiſe Gewalt der Zeit wachſen, um wie viel mehr das menſchliche Herz. Indirect wird es durch das Leben der Zeit genährt; eine Neigung bildet ſich aus, ein Drang, der noch keinen Namen hat, wird lebendig, bis ihn der Blitz einer unerwarteten Bewegung zur Liebe oder Leidenſchaft, zum Segen oder Unheil entzündet. So iſt auch der Islam nicht Muhamed's Werk allein. Er erkannte nur die reifgewordene Natur ſeines Volkes. Er gab nur der harrenden Kraft den ſchwärmeriſch-fanatiſchen Inhalt. Er entfeſſelte bloß den Nationalgeiſt der Araber, der in der ſtillen Halbinſel, während Römer und Perſer ſiegten und fielen, ſich entfaltet hatte. Intereſſant iſt es, die Art der aufſtürmenden Bewegung unter den Arabern mit der Begeiſterung der Kreuzzüge zu vergleichen. Religiöſe Schwärmerei war in beiden die Seele, aber die Erfolge waren doch ſehr verſchieden. Mit den nachhaltigen, ſiegreichen Reſultaten der arabiſchen Eroberungen in

Europa und Aſien laſſen ſich die Erfolge der Kreuzritter nicht vergleichen. Die Flut des Islam war nicht bloß eine reißende, ſondern dauernde geweſen. Der Muhamedanismus gleicht darin völlig vulkaniſchen Ausbrüchen. Ueber zerſtörten Städten ſammelt er ſich wie ein ſtehender vulkaniſcher See. So weicht das Todte Meer nicht zurück, wie lange auch Sodom ſchon begraben liegt. Auf den Kreuzzügen aber liegen tiefe Schatten. Der Seelenſtimmung, aus welcher die Thaten erwachſen, entſprechen dieſe nicht immer. Der ſtumme Drang bekommt zuweilen eine Sprache, die er nicht erwartet. Darum verbürgt auch die Größe urſprünglicher Gedanken nicht immer den Erfolg. Dennoch zeigen die Kreuzzüge, daß die chriſtlichen Stimmungen, welche den Anlaß gegeben, den chriſtlichen Segen nicht verloren haben. Die Liebe, aus welcher ſie geboren waren, hat Liebeswerke hervorgebracht. Der Drang in die Ferne hat Wiſſen und Kunſt gezeitigt. Tauſende von Aufgaben, die zum Theil noch der Gegenwart zur Löſung vorliegen, haben ihren Keim in den Leiden und Kämpfen der Kreuzfahrer gefunden. Ueberall, wo das Kreuz gepflanzt wird, ſelbſt unter Dornen, ſchlagen Roſen aus.

6.

Namentlich auf dem erſten Kreuzzug lagern tiefe Schatten. Aber wenn er mißlang, liegen die Gründe davon dicht neben denen, darin ſeine Kraft ſich offenbarte. Es war eine Volksbewegung, aus der er ſich erhob. An der Einheit des Geiſtes, in der er begonnen ward, fehlte es nicht, wol aber an Einheit der Leitung, an einem Plan, an einem Führer. Darum fehlte auch die eine Zucht, die die Haufen im Zaume hält und darum wurde auch bald das eine Ziel, das ſie verbunden, durch die beſonderen Intereſſen Einzelner verdunkelt. Die ordnungsloſe Maſſe gerieth in zuchtloſe Leidenſchaften. Es bedarf keine Empfindung ſo ſehr der meiſternden Disciplin, als Schwärmerei, wenn ſie auch dem Edelſten gilt. Ohne dieſe ſind

daher bis in die neueſte Zeit eine Menge erhebender Bewegungen auf religiöſem, vielleicht auch auf kirchlichem Gebiete zur Carricatur ihres urſprünglichen Gedanken geworden. Denn Schwärmerei geht immer gegen das Geſetz, weil ſie ſich über alle menſchliche Schranke erhoben fühlt. Die zuchtloſen Kreuzfahrer glaubten, ſich Alles geſtatten zu können. Die Ermordung und Plünderung zahlloſer Juden iſt ein ſchwarzer Fleck, der nicht abgewaſchen werden ſoll, damit er eine ſdemüthigende Lehre zur Buße für Alle werde. Bei dem Muhamedanismus ſind ſolche Gewaltthaten nicht überraſchend, er hat ſie mit Syſtem und Disciplin ausgeführt. Das Chriſtenthum wird durch jede Zuchtloſigkeit und Gewaltthat entweiht.

Dieſe Scenen und Plünderungen hatten aber eine weitere Folge, als man erwarten ſollte. Dies kam daher, weil ſie ſtatt hatten, als die Züge begannen. Viele Herzen wurden dadurch gegen den ganzen Gedanken eingenommen. Noch nicht alle Völker Europas waren auf die Höhe der chriſtlichen Reife gelangt, um auch ſolche Irrthümer zu verſtehen. Man mußte durch Ungarn hindurch, ein Land, das damals noch lange nicht dem Chriſtenthum bis in alle Volksſchichten gewonnen war und deſſen Einwohner durch das Toben und die zügelloſen Schwärme der gemeinen Kreuzfahrer mehr abgeſchreckt und feindlich als theilnehmend ſich zeigten.

Paläſtina hatte dem byzantiniſchen Reiche zugehört. Es war dieſem erſchlafften Staate nicht gelungen, das heilige Land dem Islam zu entreißen. Um ſo freudiger hätte er die kriegeriſchen Züge der germaniſchen Stämme empfangen ſollen. Was in der That zur Unterſtützung der Kreuzfahrer geſchah, wurde durch Mißtrauen und Gegendruck hinreichend aufgewogen. Es konnte das kaum anders ſein. Ein Verſtändniß für die ganze romantiſche Bewegung fehlte in Byzanz. Die alte Kirchenſpaltung zwiſchen Rom und Conſtantinopel trat auf das Schädlichſte hervor. Der Einfluß des Papſtes galt in Griechen-

land wenig. Man ſah die Unternehmung als ein Werk des römiſchen Hofes an. Andererſeits erſchreckten die Ausſchreitungen der ungebundenen Kreuzfahrer. Sie hatten kein Haupt, das für ſie Alle verantwortlich war. Denn auch die geordneten Schaaren, welche edle Fürſten wie Gottfried führten, waren ſo zahlreich, daß dem byzantiniſchen Kaiſer, der den furor teutonicus kannte, vor den ſchrecklichen Freunden graute. Das alte deutſche Heldengedicht, König Rother, ſchildert die Schrecken und die Beſorgniſſe des byzantiniſchen Hofes vor den deutſchen Eiſenrittern wie die Tücke gegen ſie in poetiſch-romaneſker Art.

Aber auch die Siege Gottfried's und ſeiner Helden gewährten keinen beſtändigen Erfolg. Es fehlte an vorausſehender Ueberlegung. Die friedlichen Künſte begleiteten die Heere nicht. An eine geordnete Niederlaſſung war vorher gar nicht gedacht. Der Zug trug gewiſſermaßen denſelben unbeſonnenen, kühnen Geiſt, wie ihn die alten deutſchen Seezüge getragen. Die nachträgliche Coloniſation gelang nicht wie in Spanien und England bei ſo fernen, widerſtrebenden, ungewohnten Volksintereſſen.

Woran man in neuerer Zeit zuerſt denkt, Beſitznahme, Ausbeutung, Cultivirung, Handel — daran dachte die alte Zeit in ihrer naiven Wildheit nicht ſogleich. Und doch iſt unzweifelhaft, daß, wenn durchgreifende Zucht die Expedition geleitet und ſtatt der gemeinen Plünderungsſucht, die ſich wie der Schmutz an den rollenden Wagen anhing, etwas beſonnene Speculation nicht gefehlt hätte, der Erfolg bei der Schaar der Kämpfer, der Tapferkeit der Führer und der Ausdauer des päpſtlichen Drängens ein großartiger und weltbedeutender geweſen wäre. Freilich hätte der rechte Anfang in Conſtantinopel gemacht werden müſſen. Wer Paläſtina haben will, muß dies beherrſchen. Und Gottfried, die edelſte Erſcheinung der Zeit, der rechte Kreuz- und Schwanritter, verließ zu ſchnell die irdiſche Pilgrimszeit.

Wird er keinen Nachfolger finden, der ſein Erbe auf-

nimmt? Wird kein Held erſcheinen, der mit dem Kreuze Gottfried's Denkmal in der heiligen Stadt aufrichtet? Wird es keinem Dichter mehr gelingen, ein befreites Jeruſalem zu beſingen!

Es werden ſolche Helden und Dichter leben, ſobald Europa's Chriſtenheit nicht mehr auf beiden Füßen hinken wird. Dann wird es kaum eines Feldzuges, nur eines Federzuges bedürfen.

Der heilige Georg.

Die Legende, wie sie zumeist im Mittelalter im Umlauf war, lautet, wie folgt: „Ein Kriegsmann, Georg von Cappadocien, kommt nach Silena in Lybien. Dort herrscht Angst und Trauer. Ein Drache, der aus dem Meere aufsteigt, verpestet die Stadt. Die Einwohner können sich nur durch tägliche Opfer von Lämmern, endlich von Menschen vor ihm retten. Aber es fehlt bald an Lämmern, bald auch an Jünglingen und Jungfrauen. Schon ist des Königs Tochter an der Reihe. Vergeblich will der König ihr Leben erkaufen, das empörte Volk zwingt ihn, mit ihm zu leiden. Während nun die Königstochter, draußen am Meeresufer angekettet, das Ungeheuer erwartet, dem sie zum Opfer fallen soll, naht Georg. Von Mitleid ergriffen, befragt er sie um ihr Leid. Trotz ihres Widerstrebens bleibt er, bis der Drache naht. In Christi Namen greift er ihn an, wirft ihn nieder; die Prinzessin kann ihn fesseln. Wie einen zahmen Hund zieht sie ihn nach, als sie mit Georg in die Stadt zurückkehrt. Dem ersten Schrecken folgt daselbst unermeßliche Freude. Der König nimmt mit seinem Volk das Christenthum an. Der Drache wird erschlagen und in's Meer gestürzt. Alle Belohnung weist Georg zurück. Nur Rathschläge giebt er dem König,

als er weiter zieht: „die Kirche zu ehren, ſelber kirchlich zu ſein und die Armen nicht zu vergeſſen.“ Daran knüpft ſich ein zweiter, kaum mit der erſten Legende zuſammenhängender Theil. In jenen Tagen geſchah die große Verfolgung, in welcher Diocletian und Maximin morden. Ihr Statthalter Dacian iſt beſonders blutgierig gegen die Chriſten. Georg kommt, bekennt ſeinen Heiland, wird gefangen, ſoll den Göttern opfern; er verweigert es; die größten Martern erweiſen ſich vergeblich; weder Qualen können ihm etwas anhaben, noch die Schmeichelei ihn verführen. Von ſeinem Beiſpiel hingeriſſen, bekennen der Zauberer, der ihn vergiften ſollte, ſowie Alexandra, die Königin, ſich zum Kreuz. Sie fallen beide zum Opfer, wie endlich auch Georg ſelbſt. Der Märtyrertag ſoll eben der 23. April geweſen ſein.

Die erzählte Legende ſtellt alſo St. Georg einmal als Drachenſieger, dann als Märtyrer dar. Wie die gelehrten und frommen Herausgeber der Acta Sanctorum aber längſt bemerkt haben, findet ſich dieſe doppelte Aufgabe des Heiligen in den Legenden höchſtens ſeit dem dreizehnten Jahrhundert. Alle Erzählungen, welche vor den Kreuzzügen in der katholiſchen und griechiſchen Kirche gangbar waren, kennen ihn nur als Märtyrer. Man hat daher geglaubt, annehmen zu müſſen, es ſei der Drachenkampf St. Georgs erſt nach den Kreuzzügen mit der Märtyrerlegende verbunden worden; doch dies iſt nach unſerer Meinung nicht der Fall. Es geht nicht an, eine Scheidung der beiden Theile vorzunehmen. Vielmehr iſt zu erkennen, es ſeien der Gedanke, die Bedeutung und der Name des heiligen Georg erſt aus der Sage vom Kampf mit dem Drachen hervorgegangen. Dieſer iſt der ältere Theil. Auch ſeine Betrachtung führt in die wunderbare Arbeit des Chriſtenthums dem heidniſchen Geiſte gegenüber ein. Ein Stück Kirchengeſchichte offenbart ſich auch in ihr. Was wir leichthin Sage und Legende nennen, kam aus der innern Miſſion des chriſtlichen Geiſtes, nicht blos den heidniſchen Namen, auch den heidniſchen Geiſt

in das Bad der Wiedergeburt und der ſittlichen Wahrheit zu tauchen.

Wenn der Reiſende heute noch ſich aufmacht, um die theuren Stätten des heiligen Landes zu beſuchen, begegnet ihm an der Weſtküſte Kleinaſiens, längs des Mittelmeeres, überall die Verehrung des heiligen Georg und die Sage, daß dort der große Kampf mit dem Drachen ausgefochten ſei. An den Mündungen des Orontes bei Antiochien verehren ihn die Bewohner als Beſänftiger des Meeres und werfen ihm Münzen in die Flut. In der Nähe von Beirut zeigt man die Höhle des Drachen, welchen der Held bekämpft hat.

In Lud, dem alten Lydda bei Joppe (Jaffa), das in römiſcher Zeit Diospolis hieß, begegnet man den Trümmern einer alten Georgskirche; dort ſoll er geboren und als Sieger erfunden ſein.

Wir erwähnen nur dieſe drei Localitäten, weil die Verehrung und der Name St. Georg's an ihnen mit Gewißheit weit über das Jahrhundert der Kreuzzüge hinausgeht. Es ſind Reiſende des ſiebenten Jahrhunderts, die namentlich von der Georgskirche in Diospolis berichten. Man erzählte im ſiebenten Jahrhundert die naive Geſchichte eines hartherzigen Mannes, der ſich und ſein Pferd dem heiligen Georg für den Kreuzzug empfahl, glücklich zurückkam und ſein Pferd verſprochenermaßen auslöſen wollte. Aber die gebotne Summe war ſehr gering. Da konnten der Reiter und ſein Pferd ſo lange nicht von der Stelle, bis er den vollen Werth bezahlt hatte. Ein wackerer Helfer, hatte der Mann ausgerufen, iſt St. Georg im Streit, aber hart und geizig im Handel.

Aber noch ältere Kampfesſagen aus der vorchriſtlichen Zeit haben dort ihre Stätte. Von Troja bis Askalon geht der furchtbare Erdbebengürtel, der Vorderaſien einſchließt. Antiochien am Orontes wurde mehr als einmal durch Erdbeben zerſtört. Beirut verlor durch ſie ſeine Bedeutung. Erſchütterungen der Erde, Ueber-

ſchwemmungen des Meeres bedrohten die Küſte. Die heidniſche Mythe drückte ihre Betrachtung und ihr Trauern darüber in dichteriſchen Bildern aus. Alle Feindſeligkeit der Elemente, welche die Cultur zerſtörte und die Fruchtbarkeit verhinderte, Meerſtrudel, Sturmwind, Erdbeben, verzehrende, ausdörrende Gluth kleidete ſie in Drachengeſtalt. Typhon und ſein Geſchlecht, die Chimära, die Schlange, der Löwe von Nemea waren ihre Perſonificationen. Von oben, wo der blaue Himmel ſchaut, die Sonne ſtrahlt, fruchtbarer Regen träufelt, kommt Hülfe, Ordnung und Sieg. Zeus iſt der Bekämpfer des Drachen Typhon, wie ſein Geſchlecht: Apollon, Perſeus, Bacchus. In Arima, geht die Sage, ſei Typhon beſiegt worden. Arima iſt Aram, der alte Name für Syrien überhaupt. Ehe der Orontes fruchtbar bei Antiochien ſtrömte, mußte erſt Typhon überwunden werden. Den Sieg über den Drachenrieſen, deſſen Körper man noch im Fluſſe gefunden haben wollte, erfocht Bacchus Dionyſos, der Culturgenius der alten Hellenen, der Gründer des Weinſtocks und ſein Symbol.

Die alte Geſchichte Beiruts beginnt mit der Sage vom Kampf Poſeidons, des Meergottes, mit Bacchus und der Jungfrau Beroe, das iſt Berytus ſelbſt. Die Antiochier behaupteten, bei ihnen ſei Triptolemos geboren, der mit überwältigten Drachen ſeinen Wagen, nämlich den Pflug, durch die Welt fuhr und den Ackerbau lehrte.

Ein Kirchenvater vergleicht mit ihm den Apoſtel Paulus, welcher gleich dem Ackermann mit dem Flügelwagen die Erde durchzogen und göttliche Botſchaft ausgeſtreut hat.

Georgos heißt auf griechiſch der Ackermann.

Bekannt iſt das ſchöne große Bild von Kaulbach: „Die Hunnenſchlacht.“ Der Kampf gegen die Barbaren endet nicht auf dem Schlachtfelde; in der Luft ſetzen ihn die Geiſter unermüdlich fort. Es iſt das Abbild des Kampfes, den das Evangelium, um die Heiden ſelig zu machen, mit ihnen aufnahm. Ein Kampf nicht blos mit Fleiſch und Blut, ſondern

auch mit den Geiſtern des Widerglaubens in der Luft; ein Streit nicht blos gegen die Sinnlichkeit, ſondern auch gegen die ſchöne Halbwahrheit der Ahnung und Dichtung, von der die geſammte alte Weltanſchauung durchzogen war.

Die Heiden machten den erſten Bekennern des Evangeliums den Vorwurf, ſie ſeien durch ihre Verſchmähung der alten Götter ſchuld an den Erdbeben und elementaren Unfällen, an denen jene Lande gelitten hatten, und es war nicht blos nöthig, mit jenem Kirchenvater ihnen nachzuweiſen, daß ja von jeher Erdbeben und Unwetter vorgekommen, man mußte vielmehr den Beweis führen und den Glauben predigen von dem ewigen Gott, der Himmel und Erde ſchuf, der dem Meere gebietet, der, wie es Pſalm 18 heißt, „wenn die Erde zitterte, die Gründe der Berge ſchwankten, einherfuhr auf den Fittigen des Sturmes." Den Fabeln der Götter und Heroen ſtellt Origenes die Liebeswunder Jeſu Chriſti entgegen. Er vertreibt die Dämonen, ſpricht der Kirchenvater, er heilt die Kranken, er haucht Denen Liebe und Sitte ein, welche nicht wegen Wollebens Chriſten ſein wollen, ſondern aus Erwartung des zukünftigen Gerichts.

Eine beſondere Bedeutung hatte in den Zeiten des erſten Chriſtenthums der Cultus des Bacchus unter den griechiſchen Aſiaten in Vorderaſien erhalten. Man identificirte ihn mit Zeus und Pluton. Er war der Frühlingsgott, der Liber und Liberator; ſeine Myſterien und Bacchanalien wurden dämoniſche Feſſeln um die Herzen der Völker, bis ſie endlich vor dem Wort des Evangeliums fielen. Während Tauſende von Chriſten bluteten, die ſich an den Bacchanalien nicht betheiligen wollten, wies der treue Geiſt ihrer Lehrer die Heiden darauf hin, daß, wenn ſie von Dionyſos, als dem *Διὸς νοῦς* (Geiſt des Zeus) redeten, ſie zu dem rechten Gottesgeiſt ſich wenden ſollten. „Komm her", ruft Clemens dem Bacchanten zu, „hier ſind die Myſterien der Weltweisheit im Worte Gottes, der heilige Berg, die keuſchen

Chöre, der Hymnus des ewigen Gottes.“ Bacchus ward aber in Antiochien und in Beirut als der Bringer des Cultus, des Frühlings, der Frucht und des Weinstocks verehrt, man nannte ihn *Διὸς υἱός*, Sohn des Zeus; ihm gegenüber predigten die Christen von dem, der gesprochen: „Ich bin der rechte Weinstock, mein Vater ist der Weingärtner und Ackermann!“ Im Griechischen nennt Jesus den Vater Georgos. Er und der Vater sind eins. So wurde denn Christus der wahre Drachensieger, der der alten Schlange auf das Haupt tritt, der auf weißem Pferde wie ein Triumphator einherzieht, die Welt besiegt und das Thier unterwirft. Und zwar ist er nicht blos der Sieger über Sturm und Wetter, nicht blos der Bringer des Frühlings und der Maien — der Drache des Todes und der Sünde liegen unter seinen Füßen. Er ist der Ackermann, der Auferstehung säet mit seinem Siegespfluge in den Herzen der Menschen. Christus ist der wahre Georg, welcher den Drachen besiegt und das arme Volk, das des Drachen Gier von machtlosen Freunden preisgegeben ist, aus dem Fleisch zum Geist, aus dem Tode in die ewige Liebe rettet. Von seinem Thun sind die Legenden Abbilder; seine Gleichnisse setzen sie in ihre Thaten um. Was Georg, Theodorus, Nicolaus ꝛc. vollbringen, wenn sie Drachen besiegen, haben sie nicht blos in seinem Namen gethan, sondern mit Namen gethan, die Christo gebührten.

Was der zweite Theil der Legende enthält, ist das Spiegelbild des ersten. Die historische Wahrheit erfüllt den ewigen Gedanken. Das Martyrthum ist eben ein Zeugniß. Das Martyrthum selbst ist der Drachenkampf, denn im Kreuze ruht der Sieg. Darum steht in der Offenbarung Johannis geschrieben: „Und der Drache ward zornig und ging hin zu streiten mit denen, die Gottes Gebot halten und haben das Zeugniß Christi.“ Von denen, die Stand gehalten haben in der Gluth der Versuchung, heißt es: „Sie haben den Drachen

überwunden durch des Lammes Blut und das Wort ihres Zeugniſſes." Darum iſt der Drache das Symbol ſo vieler Heiligen, die gelitten haben. Man ſieht ihn bildlich zu den Füßen der perlreinen Margarethe. Stephanus, der erſte Zeuge, war, wie Evodius, Biſchof von Upalis in Afrika um 420 erzählt, als Sieger über einen Drachen, der unter ſeinen Füßen zitterte, dargeſtellt.

In die Zeit des Kaiſers Diocletian wird das Martyrium Georg's verſetzt, allerdings in die Zeit der furchtbaren Prüfung, welche über die Chriſten vor Conſtantin gekommen war. Es war der größte, aber auch der letzte Verſuch, das Chriſtenthum erſt zu erniedrigen, dann zu vernichten — ein Verſuch, der auch wiederkehren, aber hoffentlich vergeblich ſein wird. In jenen Tagen zeichneten ſich, wie Euſebius erzählt, am Hofe zu Nicomedien zwei Männer aus, Edle, dem Hofe naheſtehende Kammerherrn des Kaiſers.

Ihr Bekenntniß, ihre Treue, ihr Leiden, ihre Märtyrertugend, ſagt Euſebius, ragt über Alles hinaus, was unter Griechen und Barbaren bis jetzt vorgekommen war. Sie hießen Dorotheus und Gorgonius. Letzterer namentlich war berühmt. Der Name Georg's kommt als Name eines Märtyrers nirgends vor, aber durch den Gorgonius wird die Verbindung der hiſtoriſchen Thatſache mit dem Drachenkampf deutlich. Denn den Drachenſieger bezeichnet Gorgonius ſelbſt, nämlich ein Sieger über die Gorgo, wie Perſeus war, der den Drachen in der Nähe von Joppe erſchlug und die Andromeda befreite. Die Sage von Perſeus iſt offenbar ſelbſt phöniciſchen Urſprungs. Peraſch heißt der Ritter, und Perſeus kämpfte als Ritter für eine Jungfrau gegen den Drachen im Meer. Den Kirchenlehrern war die Sage wolbekannt, und Hieronymus kann bei der Erwähnung von Joppe nicht unterlaſſen, des Felſens zu gedenken, an welchen die gefangene Fürſtin angebunden geweſen ſein ſoll. „Der gebildete Leſer kennt die Geſchichte," ſetzt er hinzu.

Die Sage von Perſeus war namentlich in Tarſus heimiſch, wo Paulus geboren, der rechte Märtyrer und Ritter gegen den Drachen der Knechtſchaft und Unwiſſenheit.

Zur Beſtätigung der vorgetragenen Combination mögen noch einige Beweiſe folgen.

Neben Georg erſcheint ganz wie er bisher geſchildert iſt in griechiſchen Legenden der heilige Theodorus als Drachenheld. Neben Gorgonius erſcheint Dorotheus mit derſelben Namensbildung. Selbſt die Namen, welche von Orten und Perſonen in den Legenden vorkommen, ſind zu beachten.

Der König des Landes, der Vater des von Georg befreiten Mädchens, wird Sevius genannt, was nur Cepheus iſt, der Vater der Andromeda. Den Ort nennen die Alten bald Selina, bald Laſia. Selina, von Selene, Mond, iſt nichts anderes als Joppe, das Jopolis hieß, von Jo, dem irrenden Monde. Auch die Antiochener behaupteten, ihre Stadt habe früher ſo geheißen. Laſia iſt Lus, wie auch Lud genannt wird. Das Heidenthum hatte in Diocletians Zeit wie ein Drache das Chriſtenthum angefallen. Um ſo verſtändlicher iſt es, wenn Kaiſer Conſtantin, nachdem er kaum ein Menſchenalter darnach das Kreuz auf dem Thron aufrichtete, ein Bildwerk in dem Vorhofe ſeines Schloſſes aufſtellen ließ, welches einen Drachen darſtellte, von Pfeilen durchbohrt, in das Meer ſtürzend, zur Erläuterung des prophetiſchen Wortes: „Ich werde tödten den Drachen im Meer.“ Man ſieht, die hiſtoriſche Begründung der Sage iſt nur durch die Symbolik möglich, und die ſymboliſche Bedeutung ruht allein auf der Wahrheit chriſtlicher Thatſachen. Die Legende beſteht nur ſcheinbar aus zwei Theilen, aber ſie iſt in ſich völlig eins. Gorgonius, der kaiſerliche Kammerherr, wurde zum heiligen Georg nur durch die Symbolik des Gorgo und des Drachen beſiegenden Perſeus. Aber trotz des Namens konnte dieſe Symbolik nur darin auf ihn angewendet werden, weil er durch ſein eigenes Blut den Kampf mit den heidniſchen Drachen

beſtand. Er trägt nur den Namen Georg, indem die Idee des Weingärtners im Reiche Gottes perſönlich wie in einem Bildwerk ausgemeißelt ſein ſollte.

Die Poeſie der Sagen und Legenden ſchafft immer gleichſam korinthiſches Erz aus Miſchungen von Gold und Silber. Dem neuen Metall giebt ſie perſönliche Geſtalt zu Denkmal und Mahnung.

Etwa am Ende des vierten Jahrhunderts war die Sage völlig geſtaltet. Wenn ſie gleichwol bis zu den Kreuzzügen nur als Märtyrergeſchichte bekannt war und der Drachenkampf fehlte, ſo erklärt ſich dies aus dem Erlaß des Papſtes Gelaſius, der 494 die Legende vom heiligen Georg ketzeriſch und apokryph nannte, woran nur der Drachenkampf ſchuld ſein konnte, in welchem der Papſt den Mangel eigentlicher hiſtoriſcher Wahrheit tadeln zu müſſen meinte, denn die Märtyrerlegende allein circulirte ja immer weiter. Es war nur die Geſchichte des Drachenkampfes in ihr ausgelaſſen. Man wußte nicht, daß der Name Georg die Erinnerung an ihn dennoch weiter trug; in der Tradition der Einwohner des heiligen Landes, wie in Aſien überhaupt, hat ſie niemals nachgelaſſen. Man hätte dies ſchon daraus ſchließen können, daß die Bewohner von Antiochien, Beirut und Lydda im Mittelalter ſchwerlich etwas von den altklaſſiſchen Sagen wußten.

Beſonders lehrreich iſt das Datum des St. Georgstages, der 23. April. Das Edict des Kaiſers Diocletian, durch welches die Verfolgung gegen die Chriſten, unter denen Gorgonius fiel, proclamirt ward, gehört dem Charfreitag des Jahres 303 an, welcher auf einen 16. April fiel. In der Legende wird die Dauer der Marter auf eine Woche angegeben, es ſtirbt alſo Gorgonius den 23. April.

Im Byſios, im Frühlingsmonat, feierte man bei den alten Griechen, wie auch Plutarch erzählt, etwa in denſelben Tagen die Erinnerung an den Kampf des Apollo mit dem Drachen.

Am 23. des dritten Monats, der etwa mit April ſtimmt, begeht der Kaiſer von China die Einweihung des Frühlingsackerbaues durch perſönliche Leitung des Pfluges.

Am 23. April feiert man bei den Muhamedanern das Feſt des Chisr, welchen ſie mit Georg identificirten. An dieſem Tage werden die Roſſe auf die grünenden Weiden geführt und hält man es für beſonders günſtig, die Heere in das Feld ziehen zu laſſen.

Vom Chisr haben die Muhamedaner merkwürdige Legenden, die ſchon im Koran angedeutet und jedenfalls älter als die Kreuzzüge ſind. Chisr, heißt es, hütet den Quell des Lebens. Aus ihm quillt die Verjüngung der Natur, der Schönheit, der Kraft, denn Chisr heißt auf deutſch das junge Grün, der Frühling. Sie ſchreiben ihm aber nicht blos die Erneuerung der Natur, ſondern auch den Sieg des ſittlichen Lebens zu. Sie ſtellen ihn als den Wanderer des ewigen Lebens dar, vor dem alles Vergangene in immer anderen Geſtalten neu erſteht, und der die Seligkeit des Lebens ausgießt, gleichſam Ahasver gegenüber, der den Fluch des Nichtſterbenkönnens auf ſeinem Pilgerweg trägt. Chriſtliche Gedanken ſind in jene Sagen vom Chisr eingemiſcht. Wenn die Könige vom Satan verſucht werden, heißt es, wie Alexander, kommt Chisr, ihnen zu rathen. Daß die Muhamedaner auf ihn die Verehrung Georgs und des Drachenkampfes übertragen haben, beweiſt, daß im Orient die Bedeutung von Georgos nicht vergeſſen war. Sie verehren ihn bis auf dieſen Tag im heiligen Lande und anderswo mit dem äußerſten Aberglauben. Der Reiſende Burkhardt fand eine Kapelle, die Chisr gewidmet war. Teppiche, die darinnen liegen, werden nie geſtohlen. Die Druſen holen ſie bisweilen in die Stadt, darauf zu ſchlafen, haben ſie aber immer wieder gebracht. Sie verehren Georg noch immer als den, der die Drachen des Sturms und Meeres überwindet.

Und doch war der Muhamedanismus einſt ſelbſt der furchtbarſte Drache, der ſich gegen die chriſtliche Welt erhob, jener, den Dante beſchreibt, daß er mit grimmem Schweif ein üppig Ackerland zerſtört hat. Wie ein Drache fuhr er einher mit feurigem Athem, um die Stätten der alten Welt, die heiligen Orte der erſten Predigt, die Heimath der erſten Kirchen in Kleinaſien und Syrien in der Natur und im Geiſt zu erſticken und auszudörren.

Ihm gegenüber erhielt der Kampf St. Georgs ſeine weltgeſchichtliche Deutung. Die Kreuzzüge, zu denen Europa aufſtand, zeigen in einem großen Bilde den chriſtlichen Ritter hoch zu Roß, um die Jungfrau Zion, die am Meer dem Drachen preisgegeben iſt, zu retten. Aber wenn die That nicht gelang, wie ſie begonnen, ſo eben nur darum, weil ſie mehr auf das Schwert vertraute, als auf das Kreuz, das ihr Banner zeigte. Das Schwert fiel auf die eigene Kraft zurück, der Drache aber blieb unüberwunden. Dort im heiligen Lande lernten nun die Kreuzfahrer an allen heiligen Stätten die Legende des großen Drachenkämpfers kennen, in deſſen Fußſtapfen ſie gehen ſollten. In dem Getümmel der Schlacht von Antiochien ſahen ſie weiße Ritter von den Bergen ſteigen, ihnen zu helfen. Ihr Glaube war, es ſei St. Georg, der von den Bergen die Hülfe brachte. Die Kreuzfahrer erhoben ihn in Folge deſſen zum Patron aller Wallfahrt und Kreuzesabenteuer. Die Muhamedaner wußten das. Den heldenmüthigen Robert von Flandern nannten ſie den Sohn des heiligen Georg. Als in der Schlacht bei Tiberias der gewaltige Ritter Jacob von Maillé allein gegen ganze Haufen von Sarazenen unüberwunden ſtritt, bis er vor Ermattung auf einem Hügel ſtarb, ſchien er den Muhamedanern St. Georg ſelbſt zu ſein, und ſie ſchnitten ihm die Haare ab, um von ihm die Kraft zu erben.

Ludwig von Helfenſtein beſchwor auf das Evangelium, er habe in der Schlacht von Ikonium, wo Friedrich Barbaroſſa

1190 einen Verzweiflungssieg gegen die Sarazenen erfocht, den heiligen Georg gesehen, der die Rettung gebracht.

Wol war etwas von Kraft und Glauben heiliger Ritterschaft in den Kreuzzügen Europas, in seinen Fürsten und Helden, in Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, auch in Richard Löwenherz. Sie kamen mit dem unvergeßlichen Schlachtruf „St. Georg" in die Heimath, und wenn auch schon vorher in Europa Georgsdienst und Georgskirche bestanden, jetzt war es gewissermaßen von seinem Namen erfüllt zu wunderbarer Mahnung und Lehre. Er wurde das Symbol des heiligen Krieges gegen den Islam nicht blos im Orient, auch in der pyrenäischen Halbinsel, welche in den Händen der Muhamedaner war. Portugiesen und Aragonier hatten ihn zum Schutzpatron. Die großen Siege Aragoniens gegen die Muhamedaner in Valencia und anderwärts schrieben sie seiner sichtbaren Hülfe zu. Von Uhland ist ja die spanische Romanze von Pascal Vivas so schön behandelt. Dem betenden Ritter sicherte sein Patron den Heldennamen. Für ihn, in seiner Rüstung, erstreitet er glorreich den Sieg. Pascal wird, als er aus dem Wald zurückkehrt, als Sieger gepriesen, ohne anfangs den Grund zu wissen. Bald aber ahnt er die Thatsache,

Neiget demuthsvoll sein Haupt,
Zeiget schweigend himmelwärts.

In Rußland, in Ungarn, in Siebenbürgen pries man St. Georg gegen die Türken. Es ging die Erzählung, daß, als in Constantinopel eine Pest ausgebrochen war, der Sultan die alte Georgskirche hatte zerstören wollen. Aber der Heilige erschien ihm im Traum, was ihn so mit Schrecken erfüllte, daß er sie vielmehr noch beschenkte. Zahllose Sagen schließen sich an St. Georg, von der Nordsee bis nach Georgien; Kirchen tragen seinen Namen von der Themse bis nach Berlin. Kriegs-, Bürger- und Trinkgesellschaften sind nach ihm benannt, — in Belgien fast in jedem Ort.

Schön iſt die Sage aus Thüringen. Ludwig dem Milden von Thüringen hatte Gott, als er nach dem heiligen Lande fuhr, das Panier des heiligen Georg vom Himmel geſandt. Er errang den Sieg, kam glücklich zurück, und das Panier wurde im Thurm auf der Wartburg verwahrt. Da brach ein Feuer aus, und man ſah das Panier aus dem Fenſter wallend gegen Himmel fliegen. Aber es kehrte zum Himmel zurück, nicht weil ein Feuer ausgebrochen, ſondern weil ein Feuer verlöſcht war. Der Geiſt war ins Fleiſch gefallen. Das Symbol war ein äußerlicher Aberglaube geworden. Statt gegen die Ungläubigen, ſtritt man unter Georgs Namen gegen Brüder. Aus den Kriegsgenoſſenſchaften werden Biergenoſſenſchaften. Daß St. Georgens Kraft das Kreuz war, wurde ſo weit vergeſſen, daß man mit ſeinem Namen agirte, als gäbe es gar kein Kreuz.

In England hatte ein Nationalconcil ihn zum Patron erhoben. Der Hoſenbandorden ward unter ſeinem Schutz gegründet, und der Schlachtruf St. Georgs ertönte nun im Munde des heldenmüthigen Eduard III., als er ſich bei Crecy gegen die Franzoſen ſchlug. Im Kriege der weißen und rothen Roſe klang er auf beiden Seiten. Richard von Gloceſter verſchmähte ihn nicht. Shakeſpeare läßt Heinrich von Richmond rufen:

Schallt, Trommeln und Trompeten, froh zum Krieg,
Mit Gott und St. Georg — Richmond Heil und Sieg.

Aus der deutſchen Geſellſchaft zum Georgsſchild ging der ſchwäbiſche Bund hervor, der gelobte, gegen die Ungläubigen zu fechten.

Von den Georgsthalern glaubt das Volk noch, daß ſie hieb- und ſchußfeſt machen. Leipzig, was Lindenſtadt bedeutet, gilt als Stätte eine der vielen Drachenſagen in Deutſchland, wo Georg den Lindwurm erſchlug. Die Ritterſtraße war ihr Schauplatz, und das Eiſen ſeines Hufes zeigte man noch lange.

Die Mingrelier glauben, ſchon von dem Anblick ſeines Bildes gingen Schrecken aus. Ja ſeine Erinnerung wird in einem böhmiſchen Infanterieregiment dadurch gefeiert, daß an ſeinem Gedächtnißtage die Zinſen eines Legats ausgetheilt werden.

Es ging den Völkern, wie es den Kunſtkritikern geht, welche heute das großartige Bildwerk des Bildhauers Kiß im Berliner Schloßhofe beſchauen. Sie ſehen nur auf den Arm, nicht auf das Kreuz.

Freilich ſteht geſchrieben von dem ausgerecktem Arm, mit welchem Gott Israel befreit hat.

Er ſiegt mit ſeinem Arm, ſingt der Pſalmiſt.

Wem iſt der Arm des Herrn offenbar! ruf der Prophet aus.

Aber St. Georgs Siegesarm iſt eben das Kreuz. Was in ihm ſymboliſirt wird, iſt der unüberwindliche Glaube.

Die naive Meinung des Mittelalters nahm dies bildlicher. In ganz Europa wollte man den Arm St. Georgs buchſtäblich beſitzen. Schon Chlodwig, glaubte man, hätte ihn einem Kloſter bei Cambray geſchenkt. Aber was war das für ein Georgsarm, wenn man doch vor den Feinden flüchten mußte. Karl der Große ſoll einen Arm St. Georgs der Kirche des heiligen Dionyſius geſchenkt haben, das Kloſter Bern beſaß ihn vom Kaiſer Lothar. In Brixen glaubte man, ihn zu bewahren. Der heilige Anno fand ihn im 11. Jahrhundert in Cöln. Robert von Flandern beging einen heiligen Diebſtahl, indem er ihn aus dem Orient verſteckt nach Europa zu bringen vermeinte. Aber er wäre dort eben nöthig geweſen.

Man nannte vor der türkiſchen Herrſchaft den thraciſchen Bosporus von Conſtantinopel den Arm St. Georgs. Es war der Arm, mit welchem die Chriſtenheit nach Aſien hineinragte. Aber der Arm ward abgehauen. Was vor 40 Jahren in Hellas begonnen ward, iſt eher verdorrt, als aufgeblüht. Ein Mehlthau, der ſich nicht nach St. Georg nennen kann, liegt er-

ſtickend darauf. Aber in alten griechiſchen Bildern wird Georg im Kampf gegen den Drachen ſo dargeſtellt, daß die befreite Jungfrau in ihren Händen ein Gefäß hält.

Die Kunſtforſcher, denen dies unerklärlich war, haben nicht beachtet, daß auch die Jungfrau Beroe (Berytus) ein ähnlich Gefäß in den Händen trägt.

Es iſt das Gefäß der Erquickung aus dem Quell, den Chisr trank, der Wein der Hoffnung des ewigen Lebens und der Auferſtehung aus Schmerz und Leid.

In England haben ſie ein uraltes Weihnachtsſpiel. Knaben kämpfen mit hölzernen Schwertern. St. Georg erſchlägt den Drachen. Er ſteht aber immer von neuem auf, und der Kampf geht wieder los. Der Kampf hat noch nicht aufgehört. Unglaube, Habſucht, Neid, Intrigue, Lüge, Wolluſt, Nepotismus, und wie die Drachenköpfe alle heißen, ſind noch auf dem Plan. Aber ſo gewiß der Frühling immer noch nach Näſſe und Kälte Roſen und Maien zeugt, ſo gewiß der Ackersmann dem Eiſen aufgiebt, die Furchen zum täglichen Brode zu ziehen, ſo gewiß wird auch der, welcher der Weinſtock des ewigen Lebens heißt, den Kelch des Heils und Sieges füllen, daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben.

Am Tage St. Georgs und des Drachenkampfes, geht die tiefſinnige Sage, beginne die Nachtigall zu ſingen. Sie ſingt ſehnſuchtsvoll von der Auferſtehung, vom Siege des wahrhaftigen Georg auch im Orient — aber der Berliner Congreß hatte ſich nicht zu ihm bekannt, konnte daher auf ſeine Mithilfe einſtweilen keinen Anſpruch erheben.

Der Mahomed von Voltaire.

Von Shakeſpeare ſollte man nicht reden — wenn man Voltaire's Namen nennt. Zwiſchen ihnen iſt ein ſeltſamer Gegenſatz, — aber, indem wir die Namen Beider nennen, haben wir doch das glückliche Gefühl, daß wir in vielen Dingen vorwärts gekommen ſind, ſelbſt über unſere ſogenannte klaſſiſche Zeit. Es ſind keine hundert Jahre her, daß Leſſing die dramatiſche Bedeutung des engliſchen Dichters über die Voltaire's hervorgehoben hat, ohne doch den allgemeinen Geſchmack beſtimmen zu können. In den gebildeten Cirkeln und in Hofkreiſen zumal galt Voltaire weit über den Schwan von Avon hinaus. Herzog Karl Auguſt regte in Weimar ſogar ſeine dichteriſchen Freunde Schiller und Goethe zur Bearbeitung franzöſiſcher Luſtſpiele an. Antrieben des Hofes iſt es zu verdanken, daß kein Geringerer als Goethe ſelbſt den Mahomed von Voltaire überſetzte. Man darf ſagen, daß es wehe thut, Goethe's Hand am Voltaire und nicht am Shakeſpeare zu finden. Unmöglich, daß Goethe in unſeren Tagen ſeine Kraft und Muße dieſem Werke gewidmet hätte. Damals geſchah es. Am 30. Januar 1808 ward Mahomed

in Weimar zum Geburtstage der Herzogin Luiſe aufgeführt. Erklären kann man es ſich freilich, warum damals Voltaire Shakeſpeare überwog. Es war der Geiſt der franzöſiſchen Sprache, der in Europa herrſchend geworden war und beſtimmend einwirkte. Man verſtand und ſprach ſie, und die Eleganz der franzöſiſchen Phraſe bezauberte. Das Engliſche war weniger bekannt, und Shakeſpeare war nur ein großer Dichter geweſen, während Voltaire als das Haupt der aufgeklärten Literatur galt und an der Spitze des franzöſiſchen Einfluſſes marſchirte. Man kann es einen eminenten Fortſchritt nennen, daß die Dramen Shakeſpeare's in den Herzen vieler unſerer Zeitgenoſſen leben, während Voltaire ihnen unbekannt geworden iſt. Es iſt ein äſthetiſcher und ſittlicher Fortſchritt, daß von Voltaire zu reden der Menge einen ſo viel geringeren Anreiz bietet, als von William Shakeſpeare. Das Eindringen der engliſchen Literatur, ſtatt des einſeitigen ehemaligen Uebergewichts der franzöſiſchen, iſt nicht bloß ein Sieg der guten Sitte, ſondern auch des poetiſchen Geſchmacks und Gedankens. Wie anders iſt Shakeſpeare in ſeinem Leben wie Voltaire! Der Engländer war während ſeines Lebens kaum in Britannien allgemein bekannt, — Voltaire war der Literat der Könige und Höfe. Der Eine rang mit einem lokalen Publikum, Voltaire redete zu einem Parterre, ſo groß beinahe wie Europa. Aber Shakeſpeare's Genie war ſo tief wie das Meer an den Felſen ſeines Vaterlandes, während Voltaire's Geiſt mit dem Wein genährt war, der um Paris wächſt, wo der Schriftſteller getauft ward. Der Eine ſchuf Gedanken, der Andere hatte Tendenzen. Shakeſpeare hatte in einfacher Lebensſphäre die Divination der Weisheit vom Menſchenherzen aller Zeiten, Voltaire, mitten in der großen Welt, beſaß nur die zeitgenöſſiſche Klugheit, die alles nach ihrer eigenen Mittelmäßigkeit ſchätzt. Shakeſpeare *ahnt* die *wahre* Geſchichte — Voltaire *macht falſche* Geſchichte. Shakeſpeare's Formen ſind wie ein Berg-

werk von Edelsteinen, die Voltaire's gleichen einem französischen Bijouterieladen mit allerliebsten zum Theil unächten Goldsachen.

Wenn Shakespeare einen Mahomed gedichtet hätte, würde er den Propheten großartig gezeichnet haben, bei Voltaire ist er, wie dieser selbst ihn in seinen Briefen nennt, nichts als ein Gauner. In einer der letzten Wahlreden, die Victor Hugo in Paris hielt, sagte er: „Und größer als Napoleon war Voltaire." Hugo ist leider in den letzten zehn Jahren ein Trunkenbold seiner eigenen Phrasen geworden, sonst konnte er nicht so von Voltaire reden; ein Franzose, der seinen Napoleon nicht kennt, wenn er ihn auch jetzt nicht mehr poetisch anrauscht! Napoleon war allerdings ein Tyrann, aber Voltaire, wie Louis Blanc treffend sagt, ein Königsschmeichler. Napoleon war eine Tragödie, aber Voltaire war unvermögend, eine solche zu dichten. Napoleon hat Frankreich einen neuen Geist eingeflößt, aber Voltaire den, den es hatte, vergiftet. Als Napoleon 1807 in Erfurt mit Goethe sprach, sagte ihm Daru, daß Goethe den Mahomed von Voltaire übersetzt habe. Napoleon tadelte das Stück; besonders zeigte er, wie Mahomed als „Weltüberwinder" ganz falsch gezeichnet sei, und Napoleon hatte darin einige Erfahrung. Goethe wußte das auch, wenn er es auch nicht sagte. Davon zeigt seine Uebersetzung. Manche mögen den Goethe'schen Mahomed gelesen haben aber ich habe noch nicht gefunden, daß die feinen Striche, mit denen Goethe den Charakter des Mohamed verändert und seinem Publikum etwas embellirt und weniger offen abgemalt hat, bemerkt worden wäre.

Nun zum Mahomed selber.

Wer Shakespeare's Julius Cäsar liest, weiß, daß das Drama nur in Rom vorgehen kann, wie wenig auch der Dichter ein philologischer Geschichtsforscher gewesen ist, während der Mahomed von Voltaire an die arabische Stadt Mekka nicht gebunden ist. Man könnte Budha mit anderem Namen dafür

ſetzen, der Inhalt würde um keinen Schatten verändert. Es iſt darin keine Ahnung vom wirklichen Mahomed, es fehlt jede lokale Färbung. Daraus braucht ihm aber an ſich kein Vorwurf gemacht zu werden. Es iſt eine Eigenheit der franzöſiſchen Literatur, daß ſie nur eine Dinte für Orient und Occident hat. Mahomed will von Medina nach Mekka zurückkehren; er gilt ſchon als mächtiger Eroberer, doch in der heiligen Stadt ſind noch bedeutende Stimmungen gegen ihn. Vor allen Dingen iſt Zopire ſein Feind, das Haupt der Anhänger der alten Bräuche, der ihn ſchon früher aus Mekka herausgeworfen und ſeinen Sohn im Kampf getödtet hatte. Dagegen ſind zwei junge Kinder Zopire's in Gefangenſchaft gerathen. Der alte Mann glaubt ſie verloren. Jüngſt hat er nun ein Mädchen erbeutet, Palmire, ſchön und ſittſam, — es iſt ſeine Tochter, aber er weiß es nicht. Doch zieht es ihn unbewußt zu dem Kinde hin, wie dieſes ihn nicht genug ehren kann. Aber Palmire ſieht in Mahomed den großen Propheten, den Geſandten Gottes, Zopire nennt ihn Betrüger, Räuber und Tyrannen.

Mahomed will nun auch Mekka einnehmen. Er weiß, daß er, um ſein Werk zu vollenden, auch dort anerkannt ſein muß. Aber da eine Weiſſagung geht, der neue Prophet müſſe mit dem Oelzweig friedlich hineingerufen werden, ſo darf er die Stadt nicht mit Sturm nehmen. Er ſchickt Omar als ſeinen Geſandten, um Zopire, deſſen Anſehen in Mekka ihm einen kampfloſen Einzug nicht geſtatten werde, zu einem friedlichen Vertrage zu veranlaſſen. Allein Omar überredet Zopire nicht. Mahomed kommt nun ſelbſt. In ſeinem Gefolge erſcheint Seide, ein Jüngling, der mit Palmire zuſammen in Gefangenſchaft ſich befand. Die Beiden lieben ſich, aber ſie wiſſen nicht, daß ſie Bruder und Schweſter ſind und Kinder Zopire's. Niemand weiß das als Mahomed, wie Omar und der Vertraute, Hercide, der ſie erzog. Aus dieſem Umſtand entwickelt ſich die tragödiſche Wendung

des Ganzen. Palmire und Seide freuen ſich des Wiederſehens und erwarten von Mohamed ihr Glück, aber Mahomed will Palmire für ſich haben und haßt darum Seide, als er deſſen Verhältniß zu dem Mädchen erfährt. Er geſteht dies dem Omar ein und denkt, ſein blind Ergebener werde ihm auch hier zu Dienſte ſein. Mahomed ſelbſt ſucht nun Zopire zu überreden. Das iſt die bedeutendſte Scene des Ganzen. Mahomed decouvrirt ſich ganz, aber er erreicht nichts; endlich erbietet er ſich, dem Zopire ſeine Kinder wiederzugeben, — ohne zu ſagen, daß dies Palmire und Seide ſind, — wenn er nachgebe. Er will ſein Schwiegerſohn werden. Aber Zopire weicht auch um den Preis ſeiner Kinder nicht von ſeinen Grundſätzen, ſo ſehr haßt er Mahomed's Betrug. Da entſchließt ſich Mahomed zum Aeußerſten. Zopire ſoll ſterben von Meuchlerhand, aber der Thäter verborgen bleiben. Omar nennt ihm als geeigneten Mörder Seiden, obſchon er ihn als Sohn des Zopire kennt. Mahomed nimmt dies mit Lebhaftigkeit an. Der Jüngling ſoll mit falſchen Reden zu dieſer That als für Mahomed's Sache entflammt werden. Die Jugend, ſagt er, iſt die Zeit der Täuſchungen. Seide willigt ein, im blinden Vertrauen, aber nicht ohne Wehmuth, und Mahomed, der ihn zugleich verderben will, um Palmire für ſich zu beſitzen, beſtimmt dieſe, dem Seide zuzureden, den gegebenen Eid zu halten. Sie werde der Preis ſein. Und unterdeß verabredet Mahomed mit Omar, es dürfe niemals im Volke verlautbaren, wie und durch wen Zopire gefallen ſei, darum müſſe Seide ſterben. Noch vor der That ſolle er ein langſam wirkendes Gift erhalten, um bald nachher ſelbſt dem Tode zu verfallen. Auch Hercide, obſchon ein alter Genoſſe Mahomed's, ſolle gleichfalls vergiftet werden, damit er das Geheimniß, es ſei Seide Zopire's Sohn und Palmire's Bruder, nicht verrathe. Sei dies alles geſchehen, Zopire gemordet durch Seide, dieſer ſelbſt todt und auch Hercide, dann ſei das Geheimniß ſicher, Palmire

ſein und das Volk ihm in Frieden unterthan. So weit kommt es allerdings, daß trotz harter Gewiſſenskämpfe Seide den Zopire am Altar tödtlich verwundet, aber ehe Zopire ſtirbt, erſcheint ein Bote, der ihm, in Gegenwart Seide's und Palmire's das Geheimniß enthüllt. Der vergiftete Hercide hatte noch vor ſeinem Tode ſich beeilt, dieſe Botſchaft dem Zopire zu ſenden, um der That des Seide zuvorzukommen. Zopire erkennt ſeine Kinder. Dieſe werden von furchtbarem Schmerz und heftigem Grimm gegen Mahomed, an dem Seide den Vater rächen will, ergriffen. Aber ſchon wird Seide verhaftet.

Mahomed, ohne zu wiſſen, daß das Geheimniß entdeckt, will Seide als Mörder beſtrafen und ſich dem Volk als Rächer Zopire's darſtellen; zugleich erklärt er Palmire ſeine Liebe, die ihn entſetzt zurückſtößt und ihm ſagt, daß ſie alles weiß. In dem Augenblick erhebt ſich ein Aufruhr. Das empörte Volk ſtürmt gegen Mahomed, nachdem ihm alles offenbar geworden, — an ſeiner Spitze Seide. Mahomed tritt den Empörten entgegen, — Seide ſtürzt ſich auf ihn, — aber in dem Augenblick wirkt das empfangene Gift. Er ſinkt ſterbend zurück. Der Dolch fällt ihm aus der Hand, und Mahomed bezeichnet dies als ein Gottesgericht wegen ſeines Attentats auf den heiligen Propheten. Das Volk verläuft ſich, Palmire giebt ſich ſelbſt den Tod. Die Tragödie endet mit einem triumphirenden Monologe Mahomeds. — Das iſt der Inhalt einer Dichtung von der Voltaire ſelbſt ſagt, daß ſie mehr werth ſei, als der ganze Koran. Es bleibt unbegreiflich, wie Zeitgenoſſen die ungemeinen Schwächen eines ſolchen Tendenzſtückes überſehen konnten, auch wenn ſie die Tendenz theilten. Die Tragödie iſt fälſchlich „Mahomed" benannt, ſie müßte „Zopire" heißen, denn dieſer iſt es, der gegen Lüge und Trug für ſeine Sache ſtreitend, trotz Treue und Ehrlichkeit fällt. Mahomed geht ja ſiegreich daraus hervor. Man kann die Perſonen eigentlich eintheilen in Betrüger, d. i. Mahomed und Omar, und Betrogene, das ſind

alle anderen. Die Betrogenen beweiſen allerdings einen unerklärlichen Stumpfſinn, das Volk zumal, das auf einmal Mahomed zufällt, weil Seide ſtirbt, obſchon doch dadurch die empörende Thatſache, daß er den Vater durch den Sohn hat tödten laſſen, beſtehen bleibt. Man begreift ferner nicht, wie Mahomed es wagen kann, allein und mit wenig Gefolge nach Mekka zu gehen. Wer Fanatismus übt, muß ihn der nicht auch bei Anderen erwarten! Es kann auch nicht ſein, daß er durch erhabene Schwärmerei imponirte, da er ſich, ſelbſt Zopire gegenüber, nur als klugen Mann bezeichnet, der täuſchen muß, weil Täuſchung die Welt gewinnt. Weshalb Zopire ſtatt vieler Reden ihn nicht feſtnehmen läßt oder ihn erdolcht, iſt nach der Sittenlehre des Dramas gar nicht einzuſehen. Omar iſt der Vertraute Mahomed's, den er in alle ſeine Schliche und Leidenſchaften einweiht. Er zeigt ihm auch, wie man mit denen umgeht, die Geheimniſſe wiſſen, die nicht an den Tag kommen ſollen. Mußte Omar nicht auch fürchten, ſo behandelt zu werden?! Seide wird ſchon vorher vergiftet, ehe er den Mord begehen ſoll. Aber wer konnte berechnen, wie ſchnell das Gift wirken und ob Seide zur That gelangen werde. Wie, wenn er früher vom Gift überwältigt wurde! oder wenn das Gift etwas ſpäter gewirkt hätte! Palmire nimmt den Dolch, der Seiden entfallen iſt; ſie iſt in furchtbarer Erregung, daß ſie durch Mahomed nun Vater und Bruder verliert. Warum ſtößt ſie den Dolch nicht lieber dem Mörder ins Herz — ſtatt ſich!? Das erſte wäre tragiſch, das zweite iſt nur traurig.

Aber zur Hauptperſon — zu Mahomed ſelbſt. Shakeſpeare wie jeder andere wahre Dichter würden in Zopire und Mahomed die Ringer für zwei verſchiedene Weltideen haben erſcheinen laſſen. Auf arabiſchem Boden würden Naturdienſt und Gottesdienſt mit einander geſtritten haben. Zopire hätte fallen können als Held der vergangenen Welt — Mahomed ſiegen als arabiſcher Prophet des einen Gottes.

So aber hat Zopire gar keine poſitive Idee und eifert nur negativ gegen den Betrüger Mahomed. Ein Widerſtand alſo gegen einen ehrlichen Mahomed wäre gar nicht denkbar. Nun iſt die Ehrlichkeit zwar viel werth, doch nur wenn die Erhabenheit der Ideen von ihr getragen wird, — an ſich ſchließt ſie dieſelben nicht ein. Zopire iſt ein beſchränkter Mann, trotz ſeiner Ehrlichkeit, und Mahomed iſt nicht ein Schwärmer, ein begeiſterter, ein glaubensvoller, ſondern ein Comödiant, der den Propheten ſpielt, um das dumme Volk zu betrügen und dadurch zu beherrſchen. Er erklärt ja Zopire ſeine ganze Idee: In ſeiner Zeit ſeien die Völker in Perſien, Aegypten, Conſtantinopel erſchlafft, „ein neuer Cult iſt noth; und noth ſind neue Ketten; ein neuer Gott iſt noth für dieſe blinde Welt.“ „Nicht tadeln mußt du den Betrug des Vaterlandes, denn ſo zerſtöre ich ſeine Ohnmacht und ſeinen Götzendienſt.“

„Ich kenne dein Volk, es muß den Irrthum haben, — ob wahr oder falſch, nothwendig iſt mein Cult!“ Er bietet Zopire an, „Nein — helfen ſollſt du mir, die Welt zu täuſchen.“

Er ſpricht zu Seide: „Denn wer zu denken wagt, iſt nicht geboren, an mich zu glauben.“

„Man wird immer ein Ketzer, ſobald man überlegt.“ „Der eigne Augen haben will, der bleibe fern von mir.“ Später ſagt er zu Omar: „Mein Sieg iſt immer auf Täuſchung aufgebaut.“ Aber wunderbarer Weiſe wird die ganze Kataſtrophe mehr als durch ſeinen Ehrgeiz — durch Liebe herbeigeführt. Er brennt für Palmire, und aller Schmerz, den er empfindet, iſt um ihretwillen. „Ich ſehe mir entriſſen den einzigen Preis für meinen Schreckensfall.“ Aber dieſer iſt Fleiſchesluſt. Sie kommt nicht aus einem weichen Herzen. Er ſagt: „Man hat keine Eltern, wenn man ſie noch nicht kennt. Die Natur in meinen Augen iſt blos Gewohnheit.“

Er ſpricht zu Zopire: „Ich werde grauſamer ſein als du und unbarmherzig ſein.“

Als Palmire ſtirbt, bekommt er Gewiſſensbiſſe und ſpricht: „Gott, welchem ich dienen ließ, zum Unheil der Menſchen, ehrwürdiges Werkzeugs meiner gräßlichen Pläne.“ Er nennt ſein Herz zum Haß geboren, das durch Wuth in Flammen ſteht. „Sein Reich iſt zertrümmert, wenn der Menſch wieder erkannt iſt.“

Voltaire ſchreibt: „Das Stück ſei nur eine Predigt gegen die hölliſchen Grundſätze, welche den Poltrot's, Ravaillac's, Châtel's den Dolch in die Hände gegeben. Aber das iſt nicht wahr. Freilich werden wir Poltrot, den Mörder des Herzogs von Guiſe, ſowenig entſchuldigen wie Ravaillac, der Heinrich IV., von Frankreich ermordete, aber in den Rahmen von Voltaire's Dichtung paſſen ſie nicht.

Mit Seide können ſie nicht verglichen werden. Sie wollten nichts für ſich. Sie opferten ſich in trüber Verblendung für eine mißverſtandene Idee. Als Châtel den Herzog von Burgund tödtete, that er es, um ſich zu rächen. Religion kam dabei gar nicht ins Spiel. Aber Voltaire's Mahomed iſt ein Mörder aus grundloſem Eigennutz. Seide iſt ein Werkzeug ſeiner und Mahomed's perſönlicher Leidenſchaft. Außerdem ſchienen Poltrot und Ravaillac durch ihre That etwas erreichen zu können, aber der Mord Zopire's, den Mahomed veranlaßte, war unnöthig, grauſam und dadurch, daß er den getäuſchten Sohn dazu verwandte, raffinirt boshaft. Es war nicht allein die That eines Banditen, ſondern eines Tyrannen, nicht die eines Schwärmers.

Voltaire ſchreibt am 1. September 1742: Tartuffe von Molière hatte ehedem noch große Widerſprüche auszuſtehen, und doch wird er endlich an den Heuchlern gerächt. Ich hoffe einen gleichen Triumph über die Schwärmer, denn kurz: „Mahomed iſt Tartuffe der Große.“

Aber Voltaire irrt ſich. Nicht Mahomed, ſondern er iſt Tartuffe der Große. Es iſt blos Heuchelei, wenn er behauptet, „Mahomed“ gedichtet zu haben, um gegen den Fanatismus zu kämpfen. Der ganze Brief, den er am 20. Januar an Friedrich den Großen ſchrieb, als er ihm den Voltaire dedicirte, iſt heuchleriſch. Die Beiſpiele, die er darin von allerlei fanatiſchen Leuten anführt und womit er die Schrecken des Fanatismus beweiſen will, ſollen nur dazu dienen, einen, wie er hofft, dünnen Schleier über ſeine eigentlichen Tendenzen zu legen. Die Phraſen von raſender Schwärmerei und Fanatismus ſollen den Dolchſtich verbergen, den er, der große Tartuffe, nach anderer Stelle richtet.

Er wollte poetiſch daſſelbe darthun, was man einer Schrift zuſchrieb, die von den Tartuffe's und den drei Weltreligionen handelte. Das nannte man im 18. Jahrhundert Philoſophie, wenn man alle Bewegungen gläubiger Völker auf Betrügereien einzelner Führer zurückführte. Dieſe von Moſes und Chriſtus auch zu behaupten, wagte mehr als eine Schrift jener Zeit. Darauf zielt Voltaire, wenn er in der Vorrede ſagt, daß das Stück nicht blos rühren, ſondern beſſern ſolle. Man nannte das Beſſerung. Es war ſicher Verſtändniß dieſer Tendenz, wenn Friedrich der Große, der die Nachricht von dem Erſcheinen des Stückes mit ſehr höflichen Worten begrüßte, ſpäter aber, als er es empfangen, nur von den Einleitungsworten redete, ohne über das Drama ſelbſt ein Wort zu verlieren. Als, wie Voltaire behauptete, die Janſeniſten in Paris gegen die elende Tendenz des Werkes auftraten, rächte er ſich an ihnen und widmete es dem Papſt Benedict XIV., „er weihe dem Chef der wahren Religion eine Schrift gegen den Gründer einer falſchen und barbariſchen Secte.“ Und als der Papſt ihm antwortete, er habe die Schrift mit großem Vergnügen geleſen und ihm eine Bemerkung machte über die Quantität des lateiniſchen Wortes hic, — antwortete Vol-

taire: „Ich bin gezwungen, Ihre Unfehlbarkeit in literarischen Dingen wie in anderen Dingen, die ehrwürdiger sind, anzuerkennen.“ Man wird daraus ersehen, daß Voltaire mindestens so gut lügen konnte, wie sein Mahomed. Die edleren Zeitgenossen Goethe's waren keineswegs damit zufrieden, daß der große Dichter seine Kraft an Mahomed verschwendete. „Eine solche Versündigung,“ schreibt Frau von Herder an Knebel, „gegen die Historie (er macht Mahomed zum glatten Betrüger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nicht zugetraut; die glatte grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust wird gefeiert.“ Und doch hatte Goethe seinem Herzog zulieb die schärfsten Stellen gegen Tyrannei ausgelassen. Denn allerdings wird im Mahomed zumeist gegen Herrschaft und Tyrannei, wohin alle Religionen auslaufen sollen, gedonnert. Aber das Drama sündigt darum ebenso gegen die höhere Aesthetik der Menschennatur wie gegen die Wahrheit an sich. Selbst David Strauß, dessen Buch über Voltaire das schwächste ist, das er geschrieben hat, muß unter den wenigen platten Bemerkungen, die er über Mahomed macht, eingestehen, es sei undenkbar, daß ein solcher Mahomed die Welt erobert. Ja freilich ist es ein Attentat auf die Menschheit, zu glauben, daß alle Begeisterung und Gottessehnsucht nur Lüge sei und die Menschheit nur von Betrügern regiert sein will. Es ist vielmehr das Gegentheil wahr. Niemand hat in der Welt etwas ausgerichtet, ohne die Wahrheit. Auch Mahomed siegt nur durch den Keim von Wahrheit, den er seiner Lehre zu Grunde legte. Religionen sanken nur, wenn sie die Wahrheit verdunkelten. Betrüger haben sich niemals verbergen können. Man hat noch immer unterscheiden gelernt zwischen Ludwig IX. in seinem frommen Eifer und Ludwig XI. in seinem Betrug. Octavian Augustus, der sich selbst auf dem Todtenbette einen Schauspieler genannt hat —

und er war ein glücklicher — ſteht darum nicht höher als Julius Cäſar. Die Weltgeſchichte iſt ein Weltgericht!

Aber jener Voltairianismus von Mahomed iſt, ob er auch die Menſchenliebe vorkehrt, das Symptom einer verdorbenen Sittlichkeit, die, während ſie vom Guten redet, nie das Gute glaubt. Jenem blaſirten Unglauben an eine ideale Welt — an einen Gott der Wahrheit und Liebe — trat eben Jeſus gegenüber. Wie Mahomed dachten Herodes und die Phariſäer, — Jeſus iſt der Menſchheit Ideal. Darum demüthigt er mit ſeinem Wort die falſche Klugheit. — Seide ſagt einmal: „Kann ein Gott den Haß gebieten?“ aber Voltaire vergaß Jeſum, der die Liebe gebot. Die ſtolze Blaſirtheit, den Zweifel an der Menſchennatur, den Dünkel auf die eigene Kraft demüthigt Jeſus, wenn er ſagt: „Laßt die Kindlein zu mir kommen!“ Die Kindernatur, die nicht rechnen kann wie Mahomed und nicht auf die Schwäche Anderer ſpeculirt, gewinnt den Sieg. Man hat es vielfältig mit Künſten, wie ſie Voltaire's Mahomed enthält, verſucht, aber wahr iſt allein geblieben, was Jeſus ſpricht, daß in das Reich Gottes nur kommt, wer ein Kind wird. Ein alter Tyrann will Gott ſchauen, heißt es in der Legende, und ein Weiſer ſagt, dann ſchaffe erſt den Ausſatz aus deinem Lande fort. Erſt vom Hochmuth rein, wird man ihn ſchauen können. Selig ſind nur, die reines Herzens ſind, die werden Gott ſchauen, — in der Geſchichte, im Leben, in der Kirche — trotz aller Menſchlichkeit.

An dem Tage, als der Mahomed zuerſt in Lille aufgeführt wurde, erhielt Voltaire während des erſten Actes, einen Brief vom König von Preußen, daß er die Schlacht bei Molwitz gewonnen habe. Voltaire rief ſeinen Freunden zu: „Ihr werdet ſehen, daß die Tragödie von Molwitz meiner Tragödie zum Siege verhelfen wird.“ Das hat ſie nun nicht gethan. Zum Siege Preußens war Molwitz der erſte Schritt. Voltaire's Mahomed iſt weder durch Molwitz zum Siege geführt worden, noch

hat Preußen durch Voltaire seine Adler entfaltet. An der Wiege unseres Vaterlandes, — in dem Reigen seiner Völker, — in der Hoffnung seiner Söhne hat niemals die falsche Phrase gestritten, immer wird geltend bleiben: non soli cedit deo credit. Er taucht ins Licht das Haupt, wenn er an Gott geglaubt. Selig sind die reinen Herzen, die werden Gott schauen. —

Damaskus und Cordova.

Es war am 12. Februar 1502, als die Könige von Spanien, Ferdinand und Isabella, den Befehl ergehen ließen, daß alle muhamedanischen Mauren, die dem Islam nicht entsagen wollten, das Land verlassen müßten, bei Todesstrafe und Confiscation des Vermögens. Isabella, die Königin von Castilien, dachte nicht an die eigenen Leiden, als sie wenige Jahre zuvor ihren Erstgebornen und ihre erste Tochter, die jugendliche Königin von Portugal, verloren hatte. Sie dachte nicht an die Schmerzen maurischer Mütter und Kinder. Man trieb sie hinaus, wie man dies früher mit den Juden gethan hatte. Sonderbar, daß die Erfahrung eigenen Schmerzes die Menschen selten so milde macht, nie Anderen Leiden zu bereiten.

Ob es Viele waren, die vertrieben wurden, wissen wir nicht. Jedenfalls war es ein trauriger Triumph. Es war nicht blos kirchlicher Eifer, der Ferdinand und Isabella grausamer machte, als die Kalifen und Sultane, es war vielmehr Politik, die sich der kirchlichen Mittel bediente. Man thut Unrecht, alle Schuld auf den Großinquisitor Torquemada allein zu legen, die größere trifft die Könige selbst, und der Lehrer

dieſer Könige war der Islam, den nun ſein eigenes Gericht traf. Die ſpaniſchen Könige wollten ſo abſolut ſein wie die Kalifen. Ihnen widerſtanden beharrlich die ſelbſtändigen Großen des Landes nicht blos in Caſtilien, ſondern zumal in Aragonien. Mit dieſer Oppoſition wurde man durch die Inquiſition fertig. Es iſt ſchrecklich zu ſagen: dieſe ward mehr und mehr ein monarchiſches Werkzeug. Die Tyrannei befleckte auch hier religiöſe Namen. Man wiſchte das ſelbſt vergoſſene Blut an den Kirchenwänden ab, man machte aus der Inquiſition ein mit heiligen Namen behangenes Schwert für nationale Einheit und Abſolutismus. Was die Philippe Spaniens erreicht haben, verdanken ſie ſolchem Mittel. Nachdem er die Bekenner des Islam, auch die friedlichen, vertrieben hatte, wurde der chriſtliche König der chriſtliche Kalif.

Noch heute zeigt man in Granada den Platz, wo der letzte König der Mauren bei dem letzten Weggang anhielt, um von ſeiner Stadt Abſchied zu nehmen. Thränen entſtrömten ſeinen Augen. Man nennt den Ort „den letzten Seufzer des Mauren", il ultimo sospiro del Moro. Und ſeine Trauer war gerecht: Granada war die Thräne werth. Es war ein herrliches Land. Seine Berge waren reich, ſeine Ebenen friſch, an den Küſten waren gute Häfen; zumal die Vega, das Land vor der Hauptſtadt, war wegen ſeines Reizes berühmt, von Wein und Oliven geſchmückt, mit üppigen Feldern und Ernten; Canäle bewäſſerten das Land; der Acker trug vierundzwanzigfältig. Ulmen, Pappeln, Oelbäume bildeten liebliche Haine am Fluß. Jasmin- und Myrthengebüſche umkränzten die Stadt.

Es war eine große Stadt, wol auf 400 000 Seelen ſchätzte man ſie. Ritterlicher Geiſt belebte die Einwohner. Handel und Wandel blühten. Auf einer Anhöhe liegt auf einer Seite die alte Burg, auf der andern das Schloß; jene finſter und drohend, dieſes hell und freundlich. Es trägt den Namen Alhambra, das Rothe, mit luftigen

Sälen, von leichten Arkaden getragen; Luft und Duft der Gärten dringen herein. Im Hof der Bäder spiegeln sich die Bogenhallen im großen von Blumen umkränzten Bassin. Auf einem hohen Berge (Silla del Moro) lag der maurische Sommerpalast. Zwei riesenhafte Cypressen stehen davor seit 500 Jahren wie — Symbole der Trauer. An alle Pracht, die noch vorhanden ist, rückt die Zerstörung näher; die Löwen tragen noch immer die Schalen des Löwenbrunnens, aber wie lange noch? Beim Untergang der arabischen Herrschaft war Granada noch eine Thräne des blonden Königs werth, und mit ihm weinten Alle. Es ist eine rührende, echt historische Stelle, wenn Cervantes im Don Quixote (II, cap. 54) den maurischen Krämer klagen läßt: „Wohin wir uns wenden, da beweinen wir allenthalben unser Spanien, denn hier sind wir ja geboren, und unser Vaterland ist hier."

Spanien wird die 700 Jahre der arabischen Herrschaft nicht vergessen. Vieles ist anders geworden. Die Städte sind weniger volkreich. Es ist noch viel zu thun, ehe das Land wieder so angebaut sein wird, wie ehemals; aber man darf auch nicht vergessen, daß die arabischen Zeiten im Rückblicke darauf vielfach darum so licht erscheinen, weil das christliche Spanien größere Ansprüche nicht erfüllte, weil Hader und Oede ihnen nachfolgten, weil das Reich von seiner europäischen Höhe gefallen ist. Man muß sagen, daß das arabische Spanien die schönste und lieblichste Oase des Islam war; aber dem Islam ward diese Cultur nicht verdankt, so wenig wie der Niedergang Spaniens der Austreibung der Mauren an sich zuzuschreiben ist, vielmehr zeigt sich nirgends so klar, auf welchen Fundamenten und Elementen in der islamischen Wüste schöne Culturen gediehen sind.

2. Mit einem Flüchtling sind wir von Damaskus nach Europa gekommen. In Syrien war der 24. Januar 750 ein schrecklicher Tag gewesen. Der letzte Kalif aus dem Hause der

Ommajaden, Merwan, wurde von ſeinen Feinden, an deren Spitze Abul Abbas ſtand, gänzlich geſchlagen und auf ſeiner traurigen Flucht am 4. Auguſt in einer chriſtlichen Kirche in Aegypten erſtochen. Ueber das Haus der Ommajaden erging ein ſchreckliches Gericht. Neunzig von ihrem Geſchlecht wurden gleichzeitig mit Keulen erſchlagen. Auf dem Teppich, der über ihre Leichen gebreitet war, ward ein Gelage angeſtellt. Die Gräber der Kalifen wurden in Damaskus geöffnet und ihre Leichen herausgeworfen. Der Leichnam des Kalifen Heſcham, der einzige, der ſich erhalten, ward an ein Kreuz geſchlagen und verbrannt. Wenige des Geſchlechts der Ommajaden blieben übrig — unter ihnen Abderrhaman. Kaum zwanzig Jahr alt, floh er in die afrikaniſche Wüſte. Ueberall verfolgt, rettete er ſich zu einem Berberſtamm, dem der Zanaten. Aber auch hieher drangen die Verfolger. Als ſie einſt in das Zelt des Scheiks traten, wohin Abderrhaman ſich geflüchtet, verbarg deſſen Weib den Jüngling unter ihren Gewändern.

Er gedachte ſich nach Spanien zu retten. Dort waren zwar ſchon ſeit vier Decennien die Araber Sieger und das Reich der Weſtgothen lag ſeit der Schlacht von Xeres (711) in Trümmern, aber Zwietracht herrſchte unter den arabiſchen Führern ſelbſt; ein Mann aus altem Geſchlecht und Autorität fehlte. Da riefen Anhänger ſeines Hauſes Abderrhaman nach Spanien. Ein treuer Freund, Bedr, hatte zuvor für ihn gewirkt und ſeine Pläne vorbereitet. Abderrhaman kam, ein Jüngling edler Geſtalt und edlen Geiſtes, und ſiegte überall. Es gelang ihm nach vielen Kämpfen und Siegen ſich zum Herrn der Halbinſel zu machen. Die Abbaſſiden — nämlich die Kalifen Aſiens — vermochten nicht, ihn zu ſtürzen. Er wurde der erſte ſpaniſche Kalif und die Geſchichte ſeines Geſchlechtes iſt die des Ruhmes der Araber ſowol in Waffen wie in Cultur. Von den Ommajaden ſtammt, was die arabiſche Herrſchaft in Spanien auszeichnete.

Spanien hätte nie eine Blüthe erreicht ohne jene Revolution in Damaskus. Die Araber würden niemals eine ſo feſte Herrſchaft dort begründet haben, wäre dort nicht eine Dynaſtie aufgekommen, welche dem aſiatiſchen Kalifat feindſelig war.

Die Aufgabe der Ommajaden in Spanien war, ein Reich zu gründen, gleich dem ihrer Vorgänger in Damaskus. Der Wetteifer mit dem Kalifat von Bagdad war die Triebfeder aller Anſtrengung der Ommajaden in Spanien. Cordova wurde zu einem Gegendamaskus und Abderrhaman III. und ſein Sohn Hakem galten für Spanien, was Harun Alraſchid und Mamun für Bagdad waren.

Die Ommajaden in Spanien fanden ja auch, wie die Araber einſt in Syrien und Perſien, eine Cultur vor. Freilich war der Gegenſatz zu den germaniſchen Weſtgothen ein anderer, wie er den Arabern bei verwandten Stämmen in den Gebieten dieſſeits und jenſeits des Euphrat entgegentrat; aber das machte die Entwickelung nur reifer und anreizender. Doch hatte der weſtgothiſche Staat viel Aehnlichkeit mit dem neuperſiſchen, welcher ein halbes Jahrhundert früher unter dem Fanatismus der Araber gefallen war.

Das Reich der Weſtgothen hatte lange in Frieden gelebt. Es war mächtig, aber nicht mehr lebendig. Religiöſer Hader zerriß das Volk wie im Staate Kteſiphons. Es gab viel Rechtgläubigkeit, aber das Herz brannte nicht mehr. Zwietracht und Verblendung über die eigene Macht begünſtigten Verrath und Fall. Es war voller Cultur das Land, in welches die Araber einbrachen. Von der Römer Zeit her war es bebaut. Die Weſtgothen hatten römiſche Cultur und Art angenommen. Es waren große Städte, ſtarke Burgen vorhanden, es fehlte nicht an Verkehr. Geiſtiges Leben war vorhanden geweſen; was das Volk leiſten konnte, zeigt die ſpätere Geſchichte.

Die Araber, welche herüberkamen, befanden ſich noch unter

günſtigeren Verhältniſſen, als ihre Vorgänger, die Syrien und Perſien eroberten. Sie hatten ſchon ein Vorbild; ſie brauchten nicht erſt von den unterworfenen Einwohnern, wie jene, zu lernen, ſie brachten ſchon Beiſpiele mit; ſie hatten ſchon Damaskus geſehen, ſchon die Großſtädte der Perſer kennen gelernt; während die Ommajaden in Spanien ihr Reich gründeten, erhob ſich Bagdad zu großem Glanz. Die Kalifen von Cordova wußten ſchon, wie man einen glänzenden Hofhalt einzurichten hatte.

Man baute, man ſchuf Gärten, man gründete Bibliotheken, man beſoldete Dichter und Gelehrte. Man war großmüthig und freigebig, denn man hatte reiche Mittel. Freilich machen die germaniſchen Länder einen ärmlichen Eindruck, wenn man ſie mit dem orientaliſchen Leben ſchon im 9. und 10. Jahrhundert vergleicht; aber erſtens wohnten die Germanen in Gebieten, die nicht von uraltem Reichthum floſſen wie die Länder, die das ehemalige aſiatiſch-römiſche Reich bildeten, und dann waren die Germanen frei, während der Islam nur die Tyrannei kennt. Die Laſten, welche das Volk unter dem alten Kalifat trug, waren ungemein ſchwer. Es mußte vom Volk der Zehnte von allen Feldfrüchten, Heerden und Handelsobjecten, auch vom Ertrag der Bergwerke, gegeben werden; das Fünftel der im Kriege gemachten Beute gehörte den Kalifen. Man legte eine Kopfſteuer auf Juden und Chriſten. Es mußte dem Kalifen ein Achtel des Werthes der Einfuhr und Ausfuhr und ein Zehntel vom Verkaufswerth der Güter geſteuert werden. Die Bergwerke waren reich, der Handel zu Land und See lebendig. Es floſſen daher ungemeine Schätze in die Häuſer des Kalifen und der Statthalter, vielleicht noch mehr als in die Kaſſen der römiſchen Kaiſer und der Landpfleger. Was Wunder, daß die Herrſcher dann freigebig ſein konnten, daß ſie mit dem Gelde ſchalteten, als hätten ſie unerſchöpfliche Brunnen. Es gehört zum Kalifenſtolz und Königsglanz, nur mit Gold ſich zu befaſſen, wie Ahasverus gegen Eſther

that; die deutſchen Kaiſer konnten das nicht, denn Gold floß ihnen nur ſpärlich zu. Kaiſer Sigismund hatte wohl die Neigung, das Geld wegzuwerfen, aber der Brunnen war bald leer. So ein orientaliſcher Hofdichter — wir werden noch weiter davon aus Bagdad hören — hatte mehr Einkommen von ſeinen Epigrammen, als alle Minneſänger zuſammen. Wie ſollte der Landgraf von Thüringen geben, was der Kalif von Cordova wegwarf! Und doch hat all' die ſpaniſch-arabiſche Hofpoeſie kein Gedicht wie den Parzival Wolframs von Eſchenbach hervorgebracht, keins wie den „armen Heinrich" von Hartmann von Owe.

Das Geld galt zu ſehr als der Thau von Allem, was Geiſteswiſſenſchaft ſein ſollte. Dieſe war für die Höfe des Islam mehr ein künſtlicher Garten, als ein Brunnen für das Volk.

Die Araber haben aus dem Islam Feuer und Fanatismus ſich angeeignet; ſie hatten die Macht und die Anlage, ſich dienen zu laſſen und ließen den Dienſt *wie ein Eigenthum* ſich zuſchreiben, aber auch dieſe Thätigkeit ſpürte die Feſſel bald, die der Islam auferlegt.

Iſt es möglich geweſen, daß er die Aſtronomie unter ſeine Flügel nahm, die er aus der perſiſchen Sternkunde im Zuſammenhange mit der Aſtrologie entwickelte, oder das Studium der Chemie, welche aus dem Beſtreben, Gold auch künſtlich machen zu können, hervorging, zu fördern, ſo lag doch auf der Kunſt der Zügel des Dogma's. Kein Maler konnte vom Kalifen Gold und Aufträge erhalten; die Plaſtik fand ſelten eine verſchämte Gönnerſchaft und eigentlich nur *eine* Kunſt hat auch unter den Arabern Pflege und Liebe erfahren — die *Baukunſt*.

Ueber ſie einige Gedanken mitzutheilen, die, wie ich meine, unausgeſprochen ſind, möchte ich nicht verſäumen. Gewiſſermaßen gehöre ich zum Handwerk. Habe ich doch mit dem Erbauen von Herzen gern zu thun.

3. Es geſchah in der Erinnerung und im Wetteifer mit

Damaskus, daß Abderrhaman, ſobald er ſich in Spanien befeſtigt hatte, in Cordova den Bau der berühmten Moſchee begann, die freilich erſt 200 Jahr ſpäter durch den großen Hadſchib (Großvezier) Almanſor vollendet wurde.

Dieſe Moſchee iſt heute eine chriſtliche Kirche, aber im Weſentlichen noch ganz der arabiſche Bau, daher das ſchönſte Object zur Erkenntniß deſſelben. Durch einen Glockenthurm gelangt man zuerſt in den Vorhof, von Orangenbäumen ringsum bepflanzt. Ein Porticus von 72 Marmorſäulen umgiebt ihn von beiden Seiten; Fontänen plätſchern in ſeiner Mitte. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, etwa 200 Meter lang und 80 breit. 860 ſchlanke Säulen mit aufgeſetzten Pfeilern tragen die von Capitäl zu Capitäl ſchwebenden hufeiſenförmigen Bogen, die, von kleineren halbkreisförmigen, auf den Pfeilern ruhenden Bogen überwölbt, das Mauerwerk ſtützen. Die Decke, welche flach darauf ruht, iſt verhältnißmäßig niedrig, nur etwa 11,5 Meter über dem Fußboden. Es iſt die Kirche, von welcher Heinrich Heine dichtet:

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Rieſenſäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel,
Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Zieh'n von oben ſich bis unten
Des Korans arab'ſche Sprüche,
Klug und blumenhaft verſchlungen.

Nur iſt dabei etwas poetiſche Freiheit mit untergelaufen. Nicht dreizehnhundert Säulen ſtützen die Kuppel, und die ſchlanken Säulen Rieſenſäulen zu nennen, iſt wol nicht treffend.

Daß das Gebäude, wie Prescott meint, den größten Raum einnimmt unter allen Kirchen der Chriſtenheit, iſt auch nicht richtig. Allerdings iſt manche Pracht darin verloren gegangen; ſeine innere Decke von wolriechendem und künſtlich geſchnitztem Holz iſt zu Cithern und Schnupftabakdoſen zerſchnitten worden,

aber die abſprechenden Urtheile mancher Kunſtkritiker können doch nicht verhindern, daß der Eindruck ein mächtiger und eigenthümlicher für jedes Herz bleiben muß. Zumal in der Blüthezeit der Kalifenherrſchaft, wo noch kunſtreiches Erz und Goldplatten die Thüren ſchmückten, die Kuppel auf ihrem Gipfel mit goldenen Kugeln glänzte — über ihr ein Granatapfel von Gold — und etwa 4500 Lampen am Abend das Innere erleuchteten, mag ſie den Arabern wie ein Wunderwerk erſchienen ſein.

Es war Welid, der größte Ommajadenkalif von Damaskus, der die Johanneskirche zerſtören ließ und die große Moſchee aufrichtete. Unter dieſem Welid war auch Spanien erobert worden. Ihm eiferte Abderrhaman in ſeinem Bauwerk nach. Die Djami (Hauptmoſchee) Welids wird mit zu den Wundern der Welt gezählt. Sie hat denſelben Grundſtil wie die Moſchee von Cordova. Ein innerer Hofraum führt ebenſo in das eigentliche Heiligthum, das von zierlichen Arcaden mit ſchlanken Säulen umgeben iſt. Bäume ſind zu beiden Seiten gepflanzt, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen. In den Zeiten des arabiſchen Reiſenden Ibn Batuta kam man bei dieſem Brunnen zuſammen, Vorleſern und Erzählern zuzuhören und ſonſt im Geſpräch der Erholung zu pflegen, bis das Abendgebet nach Hauſe rief.

Die Moſchee wurde von einer mächtigen Kuppel gekrönt in der Form eines Kameelbuckels und erhielt den Namen einer Adlerkuppel, weil die ganze Moſchee einem Adler gliche, deſſen Kopf die Kuppel bilde.

Die Araber verſtanden an ſich weder in Spanien noch in Syrien zu bauen. Byzanz war die Kunſtſtätte, aus welcher man überallhin die Baumeiſter rief. Die Araber erzählen, Welid hätte ſogar den griechiſchen Kaiſer gezwungen, Steinhauer zu ſenden.

Aber wenn es auch überall chriſtliche Baumeiſter waren — der Grundgedanke der arabiſchen Baukunſt, der älteren und

originalen zumeiſt, war doch ein arabiſcher. Die Moſcheen in Damaskus und Cordova gehen von der Kaaba in Mekka aus; deren Vorbild ahmen ſie nach.

Und an ihrer Nachbildung erkennt man wie an dieſer ſelbſt die ſymboliſchen Gedanken, aus welchen die Kaaba dargeſtellt iſt; ſie gehen über den Islam hinaus an die arabiſche Natur ſelbſt. Wenn man ſich bei der Beurtheilung der Grundidee eines Bauſtils nicht irre leiten laſſen will, muß man von der Entwickelung der eigentlichen Technik ausgehen und von der überwuchernden Ornamentik ſich nicht blenden laſſen. Man muß die Grundeigenthümlichkeiten auch des noch elementaren und einfachen Stils ins Auge faſſen. Als ſolche treten unbeſtritten beim arabiſchen Bauſtil hervor: 1) der Hofraum, durch welchen man zum Heiligthum gelangte; 2) die Arcaden und Baumpflanzungen in demſelben; 3) die Brunnen oder Fontänen, die ſie umſchließen. Die Decke iſt faſt überall niedrig und der Hufeiſenbogen verbindet die Säulen.

Alle dieſe Eigenthümlichkeiten werden ſchon an der Kaaba bemerkt. Deshalb eben gingen ſie in alle Moſcheenbauten über. Aber ihr Urbild iſt das arabiſche Nationalleben ſelbſt. Das wird charakteriſirt durch Zelt, Palmen, Brunnen, Kameel. Arabien beſteht ja nur aus Oaſen in der Wüſte. Am Brunnen Zemzem iſt offenbar Mekka ſelbſt erwachſen. Die Palme iſt der Araber Muhme, das Kameel aus demſelben Thon wie er geſchaffen, das Zelt ſeine Heimath.

Das künſtleriſche Abbild des Zeltes am Brunnen unter den Palmen iſt die Kaaba ſo gut wie jede Dſchami. Daher ſind die Moſcheen nicht hoch — die ſchlanken Säulen ſind die Zeltſtangen. Die Arcaden bilden die Palmengruppen am Brunnen. Darum darf dieſer nicht fehlen. Wo eine Verſammlung der „Gläubigen" in einer Moſchee ſtattfand, erinnerte ſie wie der ganze Bau an die arabiſche Heimath, an die Kaaba, an Zemzem. Der Islam hat nirgends die Spuren der arabiſchen

Natur aufgegeben. Man verſteht ihn auch nur in der weiteſten Entwickelung durch dieſe. So hat er auch nirgends das Zelt am Brunnen vergeſſen, in dem er gelebt. Bäume und Säulen erinnern ihn immer an ſeine Palmen.

Die Palme ſtellt hier in ſo weiter Ausdehnung, wie ſie gedeiht, das Urbild der Säule dar. Sie war ſchon das Abbild der Sonnenſäule. Von ihrem Gebrauch im Sonnendienſt kam ihr griechiſcher Name Phönix. Von ihren Palmen und Palmenſäulen hat Palmyra (Tadmor) den Namen. Die erſten Säulen von Medina, welche Muhamed für ſeine Moſchee gebrauchte, waren Palmen. Die jetzige Moſchee in Medina iſt ganz im arabiſchen Stil mit einem Hofraum und Colonnaden errichtet. Daß die Moſchee-Säulen an die Stelle der Palmen traten, iſt auch vom engliſchen Reiſenden Burkhardt bemerkt. Ein Palmenſtamm bildete gleichſam die Naturkanzel, von welcher Muhamed gepredigt haben ſoll. Wenn man daher die Säulen in Cordova tadelnd mit einem Luſtwald verglich, ſo hat man die rechte Idee der Araber getroffen; ſie ſtellen den Palmenhain in der Oaſe am Brunnen dar, in welchem das Zelt — das Heiligthum — ſtand. Ebenſo iſt es nichts Spielendes, wenn man beim Bau der Djami ihre Kuppel als Kameelbuckel baute. Man konnte in der That das Kameel nicht vergeſſen; auch erinnert es an altarabiſche Vorſtellung der Sonne unter dem Bilde des Adlers (des Phönix, wie in Palmyra), wenn man ihr den Namen Adlerkuppel gab. Ja auch der Granatapfel, der die Kuppel oben ſchmückte, wie ebenſo das Kreuz bei chriſtlichen Kirchen, hat einen altorientaliſchen Charakter, dem das Symbol der Liebe nicht fehlt.

Damit iſt aber das, was arabiſchen Ideen wirklich gehört, abgeſchloſſen. Der Schmuck der Kuppel iſt vom byzantiniſchen Baumeiſter hieher übertragen. Daſſelbe iſt mit dem ſogenannten Hufeiſenbogen der Fall, der die Säule allerdings wie der

Zeltring verbindet, aber doch nur der Rundbogen iſt, welcher der byzantiniſch-romaniſchen Baukunſt angehört.

Ebenſowenig wird man ſagen dürfen, daß der deutſche Spitzbogen aus muhamedaniſchen Einflüſſen entſtanden iſt. Man findet in den Moſcheen des Orients, wie auch Lepſius in Cairo notirte, ſpitzbogenähnliche Formen; aber es ſind hufeiſenförmige Bildungen, bei denen in der Breite des Bogens eine kurze Spitze ſich zeigt. Letronne glaubte den Grund des Spitzbogens darin zu erkennen, daß man ſich zwei gekrümmte Palmenſtämme im oberen Winkel zuſammengeſtellt denkt; man hatte im Alterthum die Beobachtung gemacht, daß der Palmenbalken unter dem Gewicht nicht nach unten ausweiche, ſondern ſich nach oben biege. Solche Palmenbäume hatte dann die Backſteinbauart nachgebildet. Aber wäre das Bewußtſein davon im Orient vorhanden geweſen, ſo würde gerade er die Heimath des ſogenannten gothiſchen Baues geweſen ſein, nicht der Occident, wo es keine Palmen giebt. So weit man aber, wie vorhin bemerkt, an Palmen dachte, ſind ſie der eigentliche Schmuck des Islam geblieben.

Man muß es eben ſtärker betonen, als wie mir ſcheint bisher geſchehen ſei, daß die Baukunſt ihre Charaktere nicht blos äußerlichen techniſchen Nützlichkeiten und Gewohnheiten verdankt. Die religiöſe Baukunſt drückt religiöſe Gedanken aus, welche freilich bei der Stummheit der Steine durch ſpätere allein techniſche Künſtler mit techniſchen Ornamenten wie mit Laub verhüllt wurden.

Die muhamedaniſche Dſchami erwuchs aus dem arabiſchen nationalen Zelte. Die Kaaba war das heilige Zelt in der Oaſe — nicht etwa ein Abbild des Stiftzeltes in der heiligen Schrift. Das Stiftzelt war das Proviſorium des Hauſes. Der Tempel in Jeruſalem und die Kaaba in Mekka ſtehen einander entgegen wie das Haus Iſaaks und das Zelt Ismaels. Es iſt nach meinem Bedünken daher völlig un-

hiſtoriſch, wenn die modernen Juden ihre Synagogen im mauriſchen Stil bauen. Sie ſind nicht Kinder des Zeltes der Wüſte, ſondern des Hauſes Iſaaks. Sie feiern das Laubhüttenfeſt zum Andenken, daß ſie durch die Wüſte hindurchgegangen ſind. Der arabiſche Geiſt verpflanzte in ſeinen Eroberungen die Oaſe der Wüſte mitten in die Völker, zu denen er kam. Israel hat die Wüſte verlaſſen.

Die chriſtliche Kirche iſt das Bild des Hauſes, der Berg Gottes, daher die Entſtehung des Thurmes. Der Thurm bedeutete ihr etwas Anderes wie dem Alterthum, das auch Thürme hatte. Wenn ſie Rund- und Spitzbogen in ſo anerkannt verſchiedener wunderbarer Weiſe ausbildete, daß aus ihnen völlig verſchiedene, wenn auch zuweilen vermiſchte Bauſtile ſich entwickelt haben, ſo treten darin chriſtliche Ideen hervor, die nicht verborgen werden ſollen.

Der Rundbogen hat den Charakter des von oben Neigenden, der Spitzbogen des nach oben Strebenden. Der Rundbogen bildet wie die Kuppel den Horizont der Höhe ab; es breitet ſich darin überall wie in der Kuppel ein Stück Himmel über die Menſchen aus. Die Normalvorſchrift der byzantiniſchen Kirche befahl, daß in der Kuppel einer Kirche das Bild Chriſti, wie er ſegnet, als Pantokrator gemalt werde; es iſt der Himmelsthron abgebildet, von welchem Segen und Erfüllung kommt.

Man kann es verſtehen, welchen Eindruck der 22jährige Goethe empfing, als er zuerſt den gothiſchen Straßburger Münſter ſah. Der ideale Menſch wird zur Höhe gezogen, wenn er den Stein wie ſelber lebendig ſtrebend ſieht. Denn ein Aufſtreben und nach der Höhe Leben drückt ſich darin aus. „Wie das ungeheure Gebäude ſich in die Luft hebt, wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit.“ (Goethe.) Es iſt unmöglich, daß die Baumeiſter der gothiſchen Dome Deutſchlands und Frankreichs blos an techniſche Ueberwindungen des Steins gedacht.

Unmöglich, daß ihnen in dem gewaltigen Gebilde kein geiſtlicher und geiſtiger Gedanke erſchienen wäre. Sich mit dem Wortſpiel, den Dom ein „Glashaus“ zu nennen, zu begnügen, wäre eine Sünde gegen alle Kunſt, die nicht um Gurte und Pfeiler, ſondern um Gedanken willen ſchafft. Wer auch zuerſt den Spitzbogen im gothiſchen Gebäude angewendet hat, daß er immer wieder ſich in die Höhe ſchlingt an den Fenſtern, an der Wölbung, an den Pforten — ihn hat der Gedanke bewegt, dem ſtrebenden Menſchen das Ziel in der Höhe zu zeigen.

Man würde den gothiſchen Bauſtil *den abendländiſchen* nennen können; er iſt frei von den Eindrücken der *römiſchen* und der orientaliſchen Zeit; er ruht auf dem unmittelbaren Gedanken des Evangeliums ſelbſt. Den Rundbogenſtil könnte auch der Islam theilen, denn der Himmel lag auch über ihm. Er ſtellt das Herabſenken, das Geben von der Höhe dar.

Aber in dem Streben nach der Höhe unterſcheidet ſich die evangeliſche Lehre vom Islam und dem Heidenthum. Das Chriſtenthum iſt ein Ringen nach der Höhe, ein ſich nach Vorn-Strecken, ein Nachfolgen in den Himmel. Das Chriſtenthum iſt wie der gothiſche Dom, ein Sich-Aufheben und Eintauchen in die geheimnißvolle Höhe. *Daher* unterſcheidet ſich auch die Form des *Gebetes*. Der Chriſt iſt frei, er ſteht mit entblößtem Haupt — ſo iſt auch ſein Gebet; es ſoll an ſich nicht gleichen dem Gebet des Muhamedaners, der ſich niederwirft, wie der Unterthan vor dem Kalifen. Er ſollte nach alter kirchlicher Vorſchrift an den Tagen des Herrn *ſtehend* beten, nicht, als ob er Trauer hätte und faſtete, knieend. Man nahm das Wort des Apoſtels (1. Tim. 2. 1) „heilige Hände *aufzuheben*“ in voller Wahrheit. Das wiederholt Clemens in dem Briefe an die Corinther (1, 29). Clemens von Alexandrien ſagt: wir *heben* im Gebet *die Hände zum Himmel empor*; Tertullian lehrt, die Hände auf mäßige und fromme

Weiſe emporzuheben (Cap. 13); Chryſoſtomus lehrt in einer herrlichen Stelle die Symbolik des Emporhebens der Hände. Der gothiſche Dom ſtellte das Wort des Herrn dar, wenn er ſagte: Mein Haus iſt ein Bethaus. Im Spitzbogen ſtrecken ſich die beiden Arme nach Vorn und verſchränken ſich in einem, wie der Menſch die Arme zum Gebet erhebt, um ſie in einander zu legen. Es ſind die Spitzbogen das Abbild des Emporhebens der Hände zum Gebet — darum wiederholt ſie der Kirchenbau überall, als wenn das ganze betende Volk abgebildet ſein ſollte. Alles ſteigt in der gothiſchen Kirche wie ringend im Gebet zur Höhe. Das Haus iſt von heiligen Händen voll, die das Bethaus umſchlingen.

Die gothiſche Kirche hat im Ganzen ihre eigentliche chriſtliche Symbolik noch nicht gefunden. Die moderne Kunſtgeſchichte hat auf einen Gedanken wenig Acht, und doch an einem Werke wie der Halberſtädter Dom, wie der Kölner zumal, wie der Freiburger iſt ein Meer von Gedanken in Stein verborgen, wie ſie ſonſt in Dichtung und Predigt offenbar werden.

Der obige Gedanke flog mir ins Herz, als ich vom Fenſter aus auf das gothiſche Portal meiner Kirche ſchauen konnte. Man wird ihn beſtreiten wollen, indem man den Spitzbogen auch in nicht chriſtlichen Monumenten nachweiſen wollen wird; aber man wird ſchwerlich erweiſen, daß irgend einem nicht chriſtlichen orientaliſchen Bauwerk der Spitzbogen den Charakter gab, wie unſeren gothiſchen Werken. Was man dort „Spitzbogen“ nennt, iſt Beiwerk, hier iſt es Merkmal und Entſcheidung. Aber ſelbſt wenn der wirkliche Spitzbogen dort vorhanden wäre, ſo hat doch die chriſtliche Kunſt des Mittelalters demſelben eine andere Weihe und Bedeutung gegeben in derſelben Sinnigkeit, wie ſie dies mit Baſilika und Kuppel that.

4. Die Moſchee von Cordova, wie die Moſcheen überhaupt ſind, iſt mit einer Menge Arabesken und Buchſtaben geſchmückt. Es ſind dadurch die Wände gewiſſermaßen zu Teppichen geworden, welche das Gotteszelt einhüllen. Die Malerei der Arabesken war die einzige Kunſt des Pinſels und der Feder, welche die Araber noch heute üben. Sie verdankt ihre Ausbildung der Kalligraphie, mit welcher man den Koran abſchrieb. Die Arabesken ſind die Phantaſie der Buchſtaben, ihre Malerei die Poeſie der Schönſchreibekunſt. Die Arabesken umkränzen an den Wänden die Sprüche des Korans ſelbſt; ſie bilden nichts ab, ſie erinnern nur an die Schrift, welche dem Araber Kunſt und Bildung erſetzte.

Würde die Herrſchaft der Ommajaden nach der Regierung Abderrahmans III. und Hakems ſeines Sohnes ſich noch längere Zeit auf der Höhe erhalten und Herrſcher wie er hervorgebracht haben, die arabiſche Kunſt hätte manches Vorurtheil gebrochen, das bis dahin beſtand. Abderrahman that es ſelbſt, ſicher zum großen Erſtaunen ſeiner Zeit.

Er baute die ſogenannte Ayzahra (Esſchra bei Hammer), eine Reſidenz am Guadalquivir, einige Meilen von Cordova, von denen die arabiſchen Schriftſteller erſtaunliche Mittheilungen machen und benannte ſie nach dem Namen ſeiner Geliebten. Er hatte dazu 4312 Säulen von Marmor aus allen Ländern zuſammenholen laſſen. Das Dach und der Fußboden waren mit Gold und Blau eingelegt, das Gebälk und die Pfoſten waren Ebenholz und Cedern. Im Audienzſaal war in Mitte eines Jaspisbeckens ein goldener Schwan zu ſehen, während von der Decke eine aus Byzanz geſchenkte große Perle herabhing. Rund um den Springbrunnen ſtanden 12 Thiere aus gediegenem Golde, mit Edelſteinen beſetzt, welche Waſſer ſpieen, wundervolle Gärten umgaben ſie. Ein Jägerhaus war darin von weißem Marmor mit goldenen Knaufen. In der Mitte ſtand eine Rieſenmuſchel aus Porphyr mit Queckſilber gefüllt, welches ab- und zufloß. Ward das von

Sonne oder Mond beſchienene Queckſilber in Bewegung geſetzt, ſo ſpiegelte ſich der Widerſchein deſſelben auf allen Wänden wie ein ſilbernes Meer. Oberhalb des Einganges des Palaſtes ließ Abderrahman die Bildſäule ſeiner Geliebten aufſtellen, „eine im Islam vorher und nachher unerhörte Neuerung“. Das Gebäude iſt wie Abderrahmans Staat verſchwunden. Keine Spur iſt übrig.

Welch' ſonderbarer Gegenſatz, wenn man dies Gebäude mit dem Eskurial vergleicht, den Philipp II. bauen ließ. Aus Anlaß von Siegen hatte Abderrahman die Ayzahra bauen laſſen. Ein Dank für einen Sieg ſollte auch der Escurial ſein. Er wurde in Geſtalt eines Roſtes gebaut; auf einem ſolchen hatte der h. Lorenz gelitten, an ſeinem Todestage war der Sieg der Spanier über die Franzoſen bei St. Quentin erfochten worden. Es iſt ein ungeheurer Bau aus dunklem Granit mit 17 Höfen und 4000 Fenſtern, dunkel und gewaltig. Einen merkwürdigeren Gegenſatz zwiſchen den Arabern und den Spaniern unter Abderrahman und Philipp — 600 Jahre liegen dazwiſchen — kann es nicht geben. Dort Lebensgenuß, hier Lebenstrauer. Dort buntes Spiel, hier Mahnung an den Tod. Das mauriſche Gebäude trägt den Namen von einer Buhlerin — das Eskurial iſt zum Gedächtniß an das Leiden eines Heiligen gebaut. Der mauriſche Palaſt verging wie die Blume (Ayzahra), das Eskurial bewahrt noch immer Geiſt und Erinnerung. Es war Philipp II., welcher nach einem blutigen Aufſtande die letzten Morisco's aus dem Lande trieb.

Wunderbarer Wechſel der Dinge!

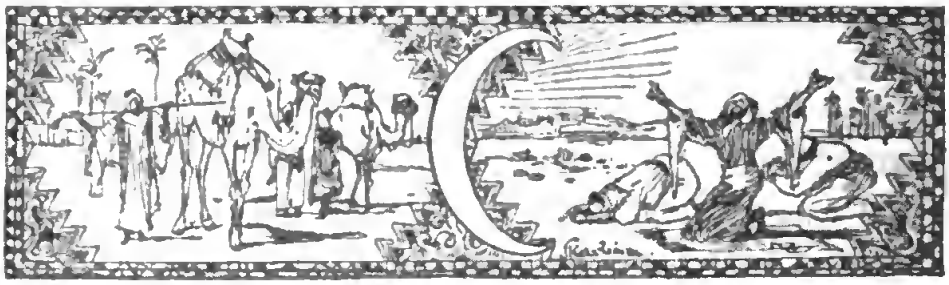
Die Bekenner des Islam hatten in Spanien durch Verkehr mit den Chriſten größere Duldſamkeit angenommen. Eine ſtrenge Ausführung des omariſchen Geſetzes kam niemals zu Stande. Aber die Spanier, die Chriſten, haben nach ihren Siegen die Härte der Lehre Osmans angenommen. Was ſonſt der Kalif ſagte: Islam oder Tod — ſagte nun der chriſtliche

König, nämlich: Entweder Taufe oder Tod und Verbannung. Es offenbarte ſich der traurigſte Einfluß des Islam auf den Spanier in dem, was die Könige von ihm lernten. Die Kunſt der Kalifen drang bis über die Pyrenäen. Ludwig XIV. war der größte chriſtliche Kalif.

Abderrahman I. war es, welcher in der Vorſtadt von Cordova die erſte Palme pflanzte, von der alle Palmen ſtammen ſollen, welche Spanien trägt. Er ſoll ein Lied an ſie, mit trauriger Erinnerung an ſein aſiatiſches Vaterland gedichtet haben:

„Dir blieb Erinnerung nicht zurück
Vom lieben Vaterland, dem Deinen;
Ich aber kann aufhören nicht
Daſſelbe traurig zu beweinen.“

Die Palme hat ein ſchönes Symbol — die Auferſtehung. Möge Spanien in Frieden und Liebe ſeine Geiſtespalmen blühen ſehen.



Bagdad und Harun.

Von Cordova nach Damaskus zurück, besteigen wir aufs Neue Salomo's Adler. Wie er die Lüfte durchschneidet und durch die Zeiten kreist! Wir sind in Bagdad, am östlichen Ufer des Tigris und zwar im Thronsaal des Kalifen; der Boden ist mit grünem Sammet bedeckt, rother Marmor glänzt an den Wänden. „Vor den Fenstern rauschen Flieder und Quellen, wir vernehmen das Lied der Nachtigallen und das Gekose der Turteltauben.“ Die untergehende Sonne blitzt durch die Fenster; ihr Schimmer trifft die purpurne Ottomane, auf der der Kalif Harun Alraschid sich wiegt. Frauen mit Schönheit und Gold geschmückt wiegen sich zu seinen Füßen, Djafar (Giafar), sein Minister und Freund, Mesrur, sein Wächter und oberster Henker, stehen vor ihm.

Der Kalif hat Langeweile. „Schafft mir Unterhaltung,“ ruft er aus. „Ach! Herr“, spricht Mesrur, „im Garten ist es wundervoll; der Himmel ist voller Sterne; die Neura gießt ihr Wasser in melodischem Rauschen aus. Bülbul flötet ihr Lied.“ Der Kalif schüttelt den Kopf. „Etwas Anderes“, ruft er — „ich habe es satt!“ Djafar sprach: „So tritt doch ans Fenster, das nach dem Tigris sich öffnet; sieh' die Schiffe mit Wimpeln

und Masten, die Nachen treiben nach Haus. Sieh' die vom Volk belebten Ufer, es trägt die hohen schwarzen Mützen zur Ehre deines Hauses, es genießt und erwirbt noch ehe die Nacht hereinbricht. Es ist deine Stadt, Herr!" Harun murrt. „Nichts davon, sage, es sind meine Sklaven. Was sehe ich am Sklavengewimmel?" Mesrur bittet: „Laß dir Musik machen, das ist allenthalben Fürstenbrauch, laß deine Sklavinnen kommen, die Laute zu spielen mit weißem Arm und blitzendem Aug'. Laß dir Ischak Damen, Dichter kommen, oder weise Erzähler, dich zu unterhalten. Dein ist Alles — auch der Geist deiner Sklaven." „Heute nicht", lehnt der Kalif ab. „Ich will Neues haben, etwas Neues sehen; wir wollen durch Bagdad wandern!" Und verkleidet geht er mit Djafar und Mesrur durch die nächtig gewordenen Straßen Bagdads. Es fehlt nicht an Abenteuern. Der Kalif, welcher durchaus Neues haben wollte, bleibt wol hängen am alten Vergnügen einer buhlerischen Sklavin. Endlich am Morgen ziehen sie heim, dann richtet am nächsten Tag der Kalif darüber, was er in der Nacht erfuhr, oder belohnt mit reicher Hand. Das ist Harun Alraschid, wie ihn die Kinder kennen, wie ihn das Volk sich denkt, der Kalif von „Tausend und eine Nacht". Aber der Kalif der Geschichte ist weniger gekannt. Die Geschichte des mittelalterlichen Orients liegt noch sehr im Argen. Es fehlt noch an Kritik der Quellen, an weltgeschichtlichen Gedanken. Die arabischen Erzähler werden mehr sprachlich als historisch behandelt. Es reicht aber nicht aus, daß ein Geschichtschreiber des Kalifen blos arabisch versteht und die Anekdoten oder Urtheile der muselmännischen Chronisten wiedergiebt. Es ist in der That nicht leicht, mittelst muhamedanischer Erzählungen, die sehr wenig objectiv sind, sich ein klares Urtheil zu bilden. Selbst das äußerliche Material ist spröde zu behandeln, die chronologischen Angaben klar zu stellen macht Umstände. Es reicht nicht aus, zu wissen, daß die Zeitrechnung des Is-

lam vom Jahre der Hedſchra, die in das Jahr 622 n. Chr. geſetzt wird, beginnt; denn das arabiſche Jahr hat nur 354 Tage. Nach ungefähr 33 Jahren unterſcheidet es ſich ſchon um ein Jahr von der chriſtlichen Aera. Es iſt verſchlungene Rechnung nöthig, ein Datum der Hedſchra auf unſere Jahresrechnung zu übertragen. Ein kurzes Beiſpiel wird vielleicht nützlich ſein. Es wird angegeben, daß Harun im Jahre 170 der Hedſchra die Regierung antrat. Um im Allgemeinen zu finden, in welches Jahr nach chriſtlichem Datum dieſes trifft, reicht es aus, die Zahl der Tage feſtzuſtellen, welche 170 Jahre zu 365 Tagen ausmachen und von dieſen die Zahl der Tage abzuziehen, welche 170 arabiſche Jahre ergeben. Der Reſt drückt die Zahl der Tage aus, um welche das arabiſche Datum kleiner iſt als jenes, welches, 170 chriſtliche Jahre von der Hedſchra im Jahr 622 an gerechnet, geben würde; 170 Jahre zu 365 Tagen geben 62050 Tage, und zu 354: 60180 Tage. Der Unterſchied iſt 1870 Tage. Zählt man 170 Jahre nach unſerem Datum von der Hedſchra weiter, ſo kommt man auf das Jahr 792 n. Chr. Zieht man davon 1870 Tage ab (zu Jahren von 354), ſo erhält man 5 Jahre 100 Tage und gelangt in das Jahr 786, in welchem Harun zur Regierung kam. Wenn man freilich etwa einen arabiſchen Monatstag in unſere Aera übertragen will, muß man, um völlig genau zu rechnen, nach der obigen von Ideler angegebenen Methode verfahren. (Handbuch der Chronol. 2. 488.)

Harun war der fünfte Kalif aus dem Geſchlecht der Abbaſſiden. Er war der Sohn Mahdi's und folgte ſeinem Bruder Hadi nach. In derſelben Nacht, in welcher dieſer ſtarb und Harun den Thron beſtieg, wurde dieſem ſein Sohn Mamun, der ſpätere Kalif, geboren, ſo daß man nach arabiſchem Sprichwort, welches ſolche Spiele liebt, ſagte: „In einer Nacht ſtarb ein Kalif, ward ein Kalif, wird ein Kalif geboren.“ Sein Name Alraſchid heißt der Gerechte.

Man verliert oft um Anekdoten, Verse und Spiele, die man von den Kalifen erzählt, die eminente Bedeutung aus dem Auge, welche das Haus der Abbassiden für das mittelalterliche Asien und für den Islam hatte. Es läßt sich damit die Wirkung und Fügung keiner andern muhamedanischen Dynastie vergleichen. Wenn heute der Islam, obschon wie ein erschöpfter Krater, noch über Asien liegt, so dankt er es der Gründung und Regierung des Kalifats von Bagdad, die von den Abbassiden ausging. In derselben Zeit, in welcher in Europa der germanische Staat sich bildete, geschah in Syrien die größte Revolution des Abul Abbas gegen die Ommajaden. Nicht blos, wie schon auf dem Ausflug nach Cordova erwähnt ward, veranlaßte sie die Entfaltung des arabischen Reichs in Spanien, vielmehr erst durch sie ward der Islam in Asien die herrschende Macht. Wie Abul Abbas die Ommajaden bis auf den flüchtigen Abderrahman mit Stumpf und Stiel ausrottete, so legte seine Dynastie die islamische Lava über Mittelasien in manchmal glänzender landesüblicher Tyrannei, überall aber mit so erdrückender Gewalt, daß ein Auferstehn unmöglich schien. Die Ausbreitung des Islam hing von der Eroberung des neupersischen Reichs ab. Wäre diese nicht gelungen, gäbe es keine Herrschaft des Islam, nicht einmal in Syrien und Kleinasien. Die Länder am Euphrat und Tigris sind Stätten uralter Herrschaft und uralter Cultur. An ihren Strömen standen die großen Residenzen der alten Welt. Es zeugt von dem genialen Geiste Alexanders des Großen, daß er Alexandrien gegründet und Babylon zur Residenz erhoben. Es war einer der unglücklichsten Tage Asiens — ein wahrer Gerichtstag, als 636 die Neuperser von den Arabern über den Haufen geworfen wurden. Um in ihrer mythischen Sprache zu reden: Agramainjus (Ahriman) errang einen Sieg, von dem sich Ahuramazda niemals erholt hat. Die schöne Cultur, die der Perser uns geschaffen und zwar nicht blos für den König, sondern für das ganze Volk,

hat den Sieger gelockt aber nicht gehindert; ſie hat ihn auf die Dauer auch nicht ertragen können.

Die Eroberungen der Araber gleichen nicht denen der Römer. Dieſe wurden die Beförderer der Cultur, weil ſie zwar die Herrſchaft des römiſchen Staates erzwangen, aber der Individualität des Volkes in Leben und Gottesdienſt nicht entgegentraten. Die Römer waren die Meiſter aller Nationen, denen ſie ihre Geſetze dictirten, allen durch Staatsordnung, Zucht und Geiſt überlegen. Sie konnten herrſchen, obſchon ſie die beſonderen Volkseigenthümlichkeiten duldeten.

Die Araber waren das nicht im Stande. Sie kamen von keinem Centrum aus; ſie ſuchten erſt ein ſolches. Sie waren kein Culturvolk, ſondern ſuchten bei den Culturen ihre Beute. Blos eine religiöſe Miſſion des Friedens auszuüben, wie die chriſtlichen Apoſtel, dazu waren ſie zu arm. Muhamed iſt nicht als Geiſtesbote, ſondern als nationaler Meſſias aufgetreten. Den nationalen Arabismus warfen ſie wie einen Wüſtenmantel über die Völker. Was ſie erobert hatten, mußte arabiſch werden. Der Arabismus ſaugte die vorhandene Eigenthümlichkeit des unterworfenen Volkes ein. Der Ausſpruch des Kalifen Osman hat dieſen Sinn: „Entweder ſind die Völker Grade (d. h. Gläubige) oder das Schwert wird ſie grade machen.“

Nun war zwar das neuperſiſche Reich wie durch einen Sandſturm der Wüſte niedergeworfen, es gab darin keine freien Völker, die auch nach dem Verluſt einer Schlacht ſich zum Widerſtand erhoben hätten, aber ein völliger Sieg auch über den Geiſt der Nation war nicht errungen. Der Staat war ein alter Culturſtaat, die Städte waren reich, das Land wolangebaut; es gab eine Literatur, es herrſchte ein Sagenkultus von altem Glanz. Der große Name der ehemaligen perſiſchen Schahs war nicht vergeſſen. Der Contraſt gegen das arabiſche Weſen ging durch das ganze Volksleben hindurch. Eine Re-

action gegen daſſelbe hat niemals aufgehört. Und wie viel glühte an Haß und Widerſtand in der erſten Zeit! Die Ommajaden hätten das Reich auf die Dauer nicht behaupten können; von Damaskus aus ließen ſich dieſe großen Lande nicht beherrſchen. Freilich hatte der Kalif Welid über die Gebiete des neuperſiſchen Reichs einen Statthalter geſetzt, Haddjadj (Hadſchach), der alle Regungen nationalen Lebens unterdrücken ſollte. Seine Energie und Grauſamkeit waren ſprichwörtlich. Man muß die Anekdoten von ſeiner Perſon nicht blos hören, ſondern in die Abſicht eindringen, welche den Statthalter bewegte. Er ſuchte mit Feuer und Schwert allen Widerſtand zu bemeiſtern; er war das perſonificirte Islamiſche Schwert. Man erzählt, er habe als Kind die Muttermilch nicht nehmen wollen, er habe mit Blut genährt werden müſſen. Nach des Kalifen Welid Tod ließ Suleiman, ſein Nachfolger, 300 000 Menſchen frei, die Haddjadj eingekerkert hatte. Einmal hatte der Statthalter verboten, in der Nacht auszugehen, wer betroffen würde, ſolle auf der Stelle ſterben. Da fand ſein Polizeiagent drei junge Leute. „Wer biſt du?“ fragt er den Erſten; dieſer ſprach:

„Ich bin der Mann, vor dem ſich alle Nacken beugen,
Den jedes Haupt entblößet grüßt;
Ich heiße Könige und Königsſöhne ſchweigen,
Ich bin's — der Fürſtenblut vergießt.

Der Agent erſchrak. Er führt ihn zu Haddjadj und ſiehe da — es war ein Barbier. Und der Gebieter, über den Witz erheitert, ließ ihn leben.

Er hielt in Kufa eine Rede, in welcher er drohte: „Bei Gott! wenn ihr nicht zum Gehorſam zurückkehrt und in Eurer Schlechtigkeit verharret, ſo mähe ich Euch ab wie das Salamgeſträuch und ſchäle Euch wie ein Rohr und ſchlage Euch durch wie den Rücken eines Kameels. Bei Gott, ich führe ſtets mein Vorhaben aus und drohe niemals umſonſt.“

Ob nun grade die Ermordung von 70000 Perſonen, die er in Folge ſeiner Rede verüben ließ, hiſtoriſch ſei, was bezweifelt wird (Weil, Kalifen 1, 431), ſo entſpricht ſie doch ſeinem Geiſt und der Energie ſeiner Verwaltung in dem dauernd empöreriſchen Druck. Aber ein nachhaltiger Erfolg wurde noch nicht erreicht.

Ein halbes Jahrhundert ſpäter ſtürzte Abul Abbas die Ommajaden. Es war das mehr als ein bloßer Dynaſtienwechſel. Es war ein Sieg der öſtlichen Provinzen. Es klang ein religiöſer Widerſtreit durch, indem man an den Ommajaden den Tod der Aliden rächen wollte. Aber mit der Verehrung des Ali, den man als einen Märtyrer der Ommajaden anſah, verband ſich die alte Gegnerſchaft der perſiſchen Provinzen. Der wahre Sieger, welcher die Abbaſſiden auf den Thron brachte, war Abu Moslim. Dies war der Warwick, der Königsmacher des neuen Geſchlechts. Ohne ihn wäre Abul Abbas nicht Kalif geworden. Es iſt noch viel über ihn zu forſchen. Er ſtammt aus Choraſan, dem eigentlichen Sitze perſiſchen Lebens; von dem alten mythiſchen Helden Isfendiar leitet man ihn her. In ſeiner Heimath war der Sitz des alten Feuercultus. Mit ihm war verbunden jener Mokanna „der Verhüllte", an den ſich alle dem Islam feindlichen Secten anſchloſſen. Abu Moslim hatte eine Macht gewonnen, die ſelbſt dem Kalifen nicht wich, und grade darum fiel er. Die Politik der Abbaſſiden war es, die Kräfte der einzelnen nationalen Strömungen auszunutzen, um ſie dann ſelbſt zu zerſtören. Es war ein Triumph für die Länder am Euphrat und Tigris, daß der erſte Abbaſſide ſeine Reſidenz nach Anbar verlegte, und Manſur der zweite Bagdad am Tigris zur Reſidenz erkor. Die Abbaſſiden verſtanden, daß ſie von da ihr Reich beſſer regieren könnten. Hier konnten ſie mit den alten perſiſchen Königen rivaliſiren, hier die alten Gegnerſchaften entweder für ſich gewinnen oder zerſtören. Hier war der Sitz eines Weltreichs

geweſen. Die weſtlichen Länder waren ſchon mehr dem Islam gewonnen. Manſur hatte Geiſt genug, die Wichtigkeit der perſiſchen Literatur zu ſchätzen, aber er wollte — das war der Sinn ſeiner Herrſchaft in Bagdad — das altrömiſche Element einſaugen und amalgamiren, aber nicht zur Herrſchaft kommen laſſen. Darum mußte Abu Moslim fallen. Unter falſchen Vorſpiegelungen wurde er zum Kalifen geladen. An deſſen Bruſt, an die er ſich vor den Mördern geflüchtet, erſchlugen ſie ihn am 25. Mai 755. Daß ſein Tod mit Befürchtungen zuſammenhing, die der Kalif vor nationalperſiſchen Empörungen hegte, ſieht man aus den Folgen der Gewaltthat. Sindbad, ein offenbarer Magier und Feuerdiener, pflanzte die Fahne der Empörung auf. Er ließ die Sage verbreiten, daß der Geiſt Abu Moslims als weißer Vogel ihm Befehle gebe, daß das alte Königshaus der Saſſaniden wiederhergeſtellt und die Kaaba in Mekka zerſtört werde. In einer furchtbaren Schlacht wurde er überwunden. Hätten die Perſer bei Cadeſia ſo gekämpft, wäre ihr Reich nicht untergegangen. Der ſeltſamen Secte der Rawendi wäre der Kalif faſt zum Opfer gefallen.

Was die Ptolomäer im Auge hatten, durch Einführung griechiſcher Literatur und griechiſcher Götter mit den gebietenden Erinnerungen Altägyptens zu wetteifern, daran ſetzten auch die Abbaſſiden große Anſtrengungen. Aber ſie hatten nichts mitzubringen; vielmehr mußten ſie das Vorhandene zurichten, um dem Volk einen Glanz zu offenbaren, der mit alter Herrlichkeit wetteifern konnte. Es war ſymboliſch genug, daß es Manſur nicht gelang, die Ruinen der alten Reſidenz der neuperſiſchen Schahs völlig zu zerſtören, aber ihm und ſeinen Nachfolgern gelang es doch, allen Widergeiſt gegen den Islam in dieſen Landen zu erſticken, wenn auch auf Koſten des Landes ſelbſt; denn das Abbaſſidenreich verging, andere Reiche folgten nach; der moderne Perſerſtaat bildete ſich, die perſiſche Sprache wurde neu lebendig; doch der Islam ward nicht erſchüttert. Der falſche

Glanz des Kalifats verging, aber die Kaaba in der Wüſte blieb. Mit Strömen von Blut wurde der Boden getränkt, daß er noch heute ſtumm auf eine Erlöſung hofft.

Harun Alraſchid war kein ſo harmloſer Müſſiggänger, wie ihn das Märchen ſchildert, er hatte noch andere Dinge im Kopf, als blos Begier nach kindiſchen Abenteuern. Er ſetzte die Politik ſeines Großvaters mit Nachdruck fort und duldete nicht den geringſten Widerſtand gegen den Islam. Darauf beruhen die Erzählungen von ſeiner ungemeinen Strenge, wenn Einer von der Tradition des Islam abwich. Man trug ihm einmal die Legende vor, daß Adam und Noah vor Erſchaffung der Welt mit einander geſtritten haben. „Wo denn?“ rief etwas ſpöttiſch der Oheim Haruns aus. „Wie!“, fuhr der Kalif auf, „willſt du die Ueberlieferung bezweifeln, ſo harret dein der Henker und das Schwert!“ Mit Mühe bewog man ihn, den Schuldigen zur Kerkerhaft zu begnadigen. Mit eigner Hand hieb Harun einen Mann nieder, der geſagt, es ſei der Koran von Gott geſchaffen. (Die orthodoxen Muhamedaner lehren, er ſei ewig.)

Daß dieſe ſeine Strenge politiſchen Grund hatte, erſieht man auch daraus, daß er ſelber ſich Manches verzieh, was verboten iſt, wie das Trinken des Weins.

Es iſt eine allerliebſte Hiſtorie, die ſein Hoflautenſpieler Ibn Iſchak berichtet: „Ich war,“ ſo erzählt dieſer, „einſt allein zu Haus und langweilte mich; da trat ein Gaſt zu mir herein unangemeldet und ungefragt. Es war ein ſtattlicher Greis. Er wollte, daß ich ihm etwas vorſpielte. Ich that es und meinte, er müßte entzückt ſein. Er aber ſprach: „Ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten.“ „Ich war unmuthig, denn wer wollte ſich erdreiſten, nach mir zu ſpielen. Da ſang er wie ich Geſang noch nie gehört hatte. Es ſchien als ob Thüren und Wände lauſchten:

„„Ach, mein zerbrochnes Herz, wer will es kaufen,
Seit es mit meinem Kopf davon gelaufen;

Die Menſchen kaufen oft für's Geld, für's Baare
Den Trug für Recht, das Falſche für das Wahre;
Um die Begier, die mich verzehrt, zu ſtillen —
Will weinend ich mit Wein den Becher füllen.""

So und noch Anderes ſang er und forderte mich dann auf, es zu wiederholen und Andre zu lehren. Dann war er plötzlich verſchwunden, Niemand hat ihn kommen und gehen gehört, nur ſüßen Klang hatte man vernommen. Da hörte ich eine Stimme, die ſprach: „„Ich war es, Abu Marra, ſonſt Satan genannt, ich kam, dir Geſellſchaft zu leiſten."" Ich eilte zum Kalifen und berichtete ihm den Vorgang. Er wollte das Lied hören. Wunderbarer Weiſe konnte ich alles auswendig. Der Kalif hörte aufmerkſam zu und als ich ſchloß:

„„Will weinend ich mit Wein die Becher füllen,""

forderte er ſogleich Becher und Wein und trank mit wahrer Luſt. Da erkannte ich denn die Wirkungen des Satans, der mich das Lied gelehrt — „der Kalif trank Wein". — Der Dichter hätte ſich tröſten können, denn Harun hätte keinen Wein trinken können, wenn er nicht ſchon lange einen Weinkeller gehabt hätte.

Daſſelbe, was man vom Verhältniß Abu Moslims zu den Kalifen Abul Abbas und Manſur erzählt, das wiederholte ſich in noch tieferer Weiſe zwiſchen Harun und dem Hauſe der Barmekiden.

Die Barmekidenbrüder ſind ſeine getreuen Feldherren, wie die Söhne Zeruja in Davids Zeit. Sie ſchlagen für ihn die Schlachten, ſie ſind ſeine Räthe. Die Königin im Schach, das iſt eigentlich der Großvezier — Harun ſpielte das Spiel gern — hatte nicht ſo viel Macht, als Djafar, des Kalifen Freund. Wie Haman bei Ahasver, hatte er den eignen Siegelring dieſem ſeinem Großvezier gegeben. Was dieſer beſchloß, genehmigte er und mochte es auch das Wichtigſte ſein. Man erzählt, daß als ein vornehmer Muſelmann, ſonſt ſehr orthodox,

es ſich einmal gefallen ließ, mit Djafar Wein zu trinken, dieſer ihm 4 000 000 Derhem aus dem Schatze ſchenkte, ſeinem Sohne die Statthalterei Aegyptens und eine Tochter des Kalifen zur Gemahlin verſprach. Der Kalif war mit Allem zufrieden. Er und Djafar theilten mit einander Tiſch und Bett, ſie tranken mit einander bei den Gelagen, die ſie gaben. Endlich bildete ſich ein Liebesverhältniß zwiſchen Djafar und Abbaſa (Einige nennen ſie Maimune) der Schweſter Haruns aus. Sie verheiratheten ſich heimlich.

Aber der Sturz Hamans konnte nicht ſchneller erfolgen, als der Djafars und der Seinen; die Urſache konnte nicht blos in der Vermählung mit Abbaſa gelegen haben, denn dann brauchte doch Djafar nur allein zu leiden. Aber plötzlich brach Harun los. Djafar wurde enthauptet, ohne daß er gehört wurde; ſein Leichnam wurde verſtümmelt und auf das Thor gepflanzt. Die beiden Kinder Djafars, Haruns eigne Neffen, die Kinder ſeiner Schweſter, ſoll er in Mekka, wo dieſe verſteckt waren, in's Feuer haben werfen laſſen vor ſeinen Augen. Andere berichten, er habe ſie mit Thränen in den Augen lebendig begraben laſſen. Alle Verwandten des Vezirs wurden getödtet und ihre Güter eingezogen. Harun kann nur tiefer liegende politiſche Gründe gehabt haben. Es ging den Barmekiden, wie es Abu Moslim ging. Man traute ihnen perſiſche Ideen und Pläne zur Reſtauration eines ſelbſtändigen Reiches zu. Ihr Ahu Barmak wird ein Feuerprieſter genannt. Man hatte ſeine Söhne Jahja und Djafar noch während ihrer Macht als Ungläubige und Zendiks, das iſt Ketzer, angeklagt. Harun habe entdeckt, ſie ſeien innerlich Magier. Man warnte ihn, Djafar möchte nach ihm regieren wollen, zumal er mit Abbaſa verbunden war. Im Allgemeinen war es echte Kalifenart, die Geſchöpfe der Macht aus Mißtrauen wieder zu zertrümmern, hier aber wirkte offenbar ein Verdacht mit, der uns beweiſt, daß auch dem Kalifen die Decke, die der Islam

über dieſe Gebiete legte, noch zu dünn erſchienen ſein muß. Der Grimm Haruns über die Barmekiden war ſo groß, daß er einen edlen Mann, Ibrahim ben Othman, zu ſich laden ließ und mit ihm trank. Bei dieſer Gelegenheit ſtellte ſich der Kalif, als reuete ihn der Tod Djafars. Ibrahim, der dies für Ernſt nahm, vom Wein offenherzig gemacht, ſtimmte ein und ſagte, daß ihm Djafar leid thäte und daß er nicht leicht zu erſetzen ſei. Da fuhr ihn Harun an: „Gott verdamme Dich!“ und ließ ihn tödten.

Allerdings war der Glanz um Harun ſehr groß. Er wirthſchaftete dabei immer noch mit dem Gelde ſeiner Unterthanen beſſer, wie mit ihrem Leben. Auch war er mit Dichtern umgeben, die er nach Laune reichlich beſchenkte. Ismail, Sohn Saleh's, ſollte vor ihm ſingen; er hatte aber geſchworen, es nicht zu thun, weil ſein Bruder im Kerker Haruns lag. Harun gab nun nicht nur ſeinen Bruder los, ſondern ließ auch durch eine Sklavin des Harems ihm eine Schnur Perlen um den Hals hängen, deren Werth 30 000 Derhem betrug. „Kauf Dich damit vom Schwure los!“ rief er. Ismail that's und ſang und ward dafür mit der Statthalterſchaft Aegyptens belohnt, die 500 000 Ducaten eintrug.

Harun ließ einmal ſeinen Dichter Asmai kommen. Der Kalif ſaß auf dem Thron, neben ihm auf dem Tabouret ein kleines Mädchen. Außerdem war der Dichter Merwan anweſend. „Haſt du gehört“, rief er, wie Merwan die Freigebigkeit eines Andern beſungen hat:

„Der Letzte der Freigebigen war Zaides Sohn
Und ſeine Erben ſitzen heute auf dem Thron.“

Das iſt eine Lüge; er muß gegeißelt werden!“ — und Merwan wurde grauſam von Sklaven gehauen. „Ach Herr!“ rief er aus, „wenn dieſe meine Verſe Lüge ſind, ſind es denn auch die, welche ich Dir zu Lob geſungen?“ „Laß hören,“ ſprach der Kalif.

Merwan recitirte ein Lobgedicht, es gefiel, und nun empfing er 30 000 Derhem.

Als er weggegangen, fragte Harun den Asmai: „Kennſt du dies Mägdlein?“ „Nein“, ſpricht er. Harun ſagte: „Es iſt meine Enkelin, die Prinzeſſin, geh und küſſe ſie!“ Was ſollte Asmai thun? Gehorchen mußte er, ſonſt fiel er in Ungnade und doch durfte er ſie nicht küſſen, denn ſie war eine Prinzeſſin. Da nahm er den Kaftan über ſein Geſicht und küßte das Mädchen durch den Kaftan. „Gut gemacht!“ ſagte Harun, ſonſt war es um Dein Leben geſchehen; ſo nimm noch 10 000 Derhem!“

Harun ſah auf dem Feld einen Greis, der Bäume pflanzte. „Wie alt biſt Du?“ fragt Harun; „30 Jahre,“ antwortete jener. „Du lügſt,“ rief der Kalif. „Nein Herr! denn ich rechne mein Leben erſt ſeit dem Sturz der Ommajaden.“ Er empfing 1000 Ducaten. Das Vermögen, das Harun hinterließ, war ungeheuer. Es wird von einem Schriftſteller auf 900 000 000 Denare, 900 000 000 Derhem, 100 Ladungen Edelſteine, 30 000 Laſtthiere, 20 000 Sklaven, tauſende von Sklavinnen angegeben. Aber wo kam das Geld her? Die Kalifen regierten nicht für ihr Volk, ſondern für ſich. Sie waren nicht die erſten Diener ihres Vaterlandes, ſondern die Herren ihrer Sklaven, das Land war ihre Beute. Und wie die Kalifen, ſo machten es die Statthalter. Ein freier Mann ſchrieb einmal an Harun: „Vom Sünder Sofjan, dem ſtolzen Harun, der die Religion ihrer ſüßeſten Güter beraubt hat. Du haſt Kirchengüter angetaſtet und Schätze verſchwendet, auf die Du kein Recht hatteſt. Die Armen, Wittwen und Waiſen ſchreien um Rache gegen Dich zum Himmel . . . . . O Harun! Du ſitzeſt auf dem Thron in Gold und Seide gekleidet, Kämmerer umrauſchen Deine Thüren, Garden bewachen Deinen Palaſt, aber Dein Volk ſchreitet auf dem Wege des Verderbens.“

Einem Witzbold hatte man erlaubt, an Haruns Hof,

als noch die Barmekiden lebten, über jeden Anweſenden eine Gloſſe zu machen. Unter ihnen war auch ein reicher Herr aus Aegypten zu dem ſprach er:

„Dein Geiz iſt ohne Maß und Ziel,
Denn biſt du gleich der Herr vom ganzen Nile,
So gönnſt du des Waſſers nicht ſo viel,
Daß man darin den Leib abſpüle.“

Zu den Barmekiden ſprach er:

„Die Barmekiden ſind
Der Wohlthat Quell, wie Jeder weiß,
Doch was aus dieſer Quelle rinnt,
Iſt Völkerſchweiß.“

Und zu Harun ſelbſt:

„Du meinſt, daß Deine Hand die Welt regiert,
Da irrſt Du in der That;
Du biſt nichts als die Puppe, deren Draht
Die Hand der Großen führt.“

Dieſe ſcharfen Epigramme hätten ihm das Leben gekoſtet, wäre es ihm vorher nicht gewährleiſtet worden. Und was er ſagte, war die Wahrheit.

Wenn wir beabſichtigt hätten, eine Geſchichte Haruns zu ſchreiben, ſo müßte eine Schilderung der endloſen Empörungen in den verſchiedenen Provinzen in den Vordergrund treten. Die Abbaſſiden unterdrückten Alle, befriedigten Keinen. Dort brannte das Feuer der Empörung alter Anhänger der Ommajaden, hier erhoben ſich die Einwohner von Choraſan. Nur durch das Zerſprengen der Empörungen erhielt ſich der Staat. In Folge ihrer Beſiegung wurde viel Staatskraft vergeudet, doch der Islam immer tiefer in das Volk geſenkt und die Eintönigkeit ſeiner Lehren auf den Gräbern der nationalen Eigenthümlichkeiten verbreitet.

Von einer etwas weiter ſchauenden Politik zeugt der Verſuch Haruns, mit Karl dem Großen in gutes Einvernehmen zu treten.

Eine Parallele zwiſchen dieſen beiden Fürſten in Europa und Aſien iſt lehrreich genug. Karl war kein Schachkönig, hatte keinen Großvezier, erſchlug ſeine Freunde nicht, und in ſeinem Hauſe fehlte es nicht an Leidenſchaft, aber auch nicht an reiner Frömmigkeit. Da war kein Harem, keine Schatzvergeudung, kein Uebermuth und kein Mißtrauen. Er war ein ritterlicher Mann, der auch gegen die Sachſen in Wildheit gerathen konnte, aber nur einmal riß ihn die politiſche Wuth hin. Was hatte aus dem gewaltigen Franken das Chriſtenthum gemacht? Was hatten die Abbaſſiden dagegen aus ihren Ländern gemacht! Auch um Karl den Großen ſammelten ſich die Gelehrten der Zeit, nicht zum Spielen, ſondern zum Lehren. Karls Regierung waltete für ſein Volk, die Harons war Beute aus dem Volk. Karl ließ keine Schätze zurück, aber er ward doch der Begründer des abendländiſchen Reichs. Seine Stiftung hat ſelbſt der Bürgerkrieg und entfeſſelte Wildheit nicht zerſtören können.

Harun wollte Karl den Großen gewinnen, als den Feind ſeiner Feinde, der Ommajaden in Spanien. Er genehmigte darum die Bitte Karls, die Chriſten ungeſtört nach dem heiligen Lande pilgern zu laſſen und ſandte ihm einen Elephanten, ein koſtbares Zelt, Rauchwerk, zwei große Leuchter und eine Waſſeruhr.

Harun hatte wol Recht, mit Karl Frieden zu halten. Die Sagen erzählen von Kreuzzügen Karls des Großen nach dem Morgenlande. Die Sage ſpiegelt oft den Wunſch des Volkes wieder, ſie drückt Gedanken aus, welche verdient hätten, wahr gemacht zu werden. Karl der Große war damals gebietend über die ganze Chriſtenheit. Seine Verbindungen reichten von den Angelſachſen bis nach Byzanz. Das Oſtrömiſche Reich zeigte damals noch mehr von alter Zucht. Wäre Karl in Verbindung mit Europa und mit Byzanz unter ſeiner einen gewaltigen Leitung auf den Orient damals losgebrochen — germaniſche Kraft vereint mit byzantiniſcher Erfahrung — hinein in

den Bagdadſtaat mit ſeiner Zerriſſenheit und Parteienverwirrung — es wäre damals gewonnen worden, was ſpäter mißlang.

Aber nur in der Sage lebte die Vollendung, wie in der Sage nur die Verſöhnung.

Harun ſtarb nicht in Bagdad, er hatte ſich nie darin wol gefühlt. Er war in der Bevölkerung nicht populär, zumal ſeit dem Barmekideumord und ſuchte anderswo Reſidenzen; er ſtarb in Tus am 23. März 809, nach einer Regierung von 23 Jahren, noch nicht 50 Jahre alt. Ueber ſeinen Tod gehen verſchiedene Meinungen. Einige erzählen, ſein Arzt hätte ihn auf Geheiß ſeines Sohnes Emin vergiftet. Es wird ſchwer ſein, heute noch die Stätte zu finden, wo das Schloß Haruns ſtand. Der Flieder rauſcht nicht mehr, die Nachtigallen ſingen höchſtens über Ruinen. Denn alle Tyrannei vergeht, nur die Liebe beſteht ewiglich.

Mahmud von Ghazna.

1. Wir folgen nur den Zügen des mohamedaniſchen Schwertes, wenn wir uns plötzlich nach Vorderindien verſetzt finden, an die weſtliche Küſte, auf die Halbinſel Guzerate. Wir weilen aber nicht vor den jetzigen Trümmern, ſondern vor alter Herrlichkeit.

Es war im Jahre 1024 — in Deutſchland ſtarb Kaiſer Heinrich der zweite — da ſtand nordweſtlich von Dia, am Meeresufer, die Stadt Somnath, durch ihren Tempel berühmt.

Es war ein prachtvoller Bau, von mächtigem Umfang, in Stein aufgeführt, ſein Dach war von 56 Säulen getragen. In der Mitte der Halle ſtand das Götzenbild, fünf Ellen hoch, davon drei über der Erde. Mit Edelſteinen, Hyacinthen, Smaragden, Perlen war es wunderbar geſchmückt; täglich wurde es zweimal mit friſchem Waſſer aus dem Ganges gewaſchen, was keine geringe Mühe war. Für den Cultus des Bildes hatten die damaligen Hindufürſten die Einkünfte von 2000 Ortſchaften feſtgeſetzt. Außer dem großen Bilde fanden ſich noch viele kleinere in merkwürdigem Glanz. Der Tempel ſoll von einer Lampe erleuchtet geweſen ſein, der tauſende von Juwelen ihr Licht gaben. Eine große Glocke hing an einer

goldenen Kette vom Dome des Tempels. Ihn bedienten 2000 Brahmanen, 200 Musiker, 500 Tänzerinnen und 300 Barbiere, da jeder Andächtige erst geschoren werden mußte, bevor er eintreten durfte. Selbst Fürstentöchter hatten sich dem Dienste des Tempels geweiht.

Schon am Namen der Stadt erkennt man, daß der Tempel altbrahmanischem Cultus geweiht war. Es wurde darinnen Soma, das ist der Mond, als Welthüter verehrt. Es wurde in Soma dieselbe Gottheit der Fruchtbarkeit der Erde und der Menschen angebetet, wie in Ephesus, wo der Tempel der Artemis geweiht war. Wenn die arabischen Autoren sagen, es habe das Idol ursprünglich und vor Muhamed in Mekka gestanden, so liegt dem ein richtiger Gedanke zu Grunde, denn, was uns von einem Gotte Alilat der alten Araber vor Muhamed erzählt wird, geht auf Verehrung des Mondes. Mit der Mondgöttin wurde auch bei den Griechen später die Liebesgöttin (Venus) verbunden. Wie nach Ephesus kamen unzählige Pilger aus ganz Indien nach Somnath. Zumal in den Nächten der Mondfinsternisse sollen Hunderttausende versammelt gewesen sein. Daher häuften sich dort unzählige Schätze an, und diese zogen, wie das Aas den Geier, auch den langjährigen Streiter gegen Indien, den Sultan Mahmud von Ghazna an.

Es war das 12. Mal (Andere sagen das 13. Mal), daß er mit seinen siegreichen und beuteluſtigen Schaaren von Norden herunterkam — stark und raubgierig wie ein Geier; drei blutige Tage wurde vor Somnath gestritten. Keine Expedition war Mahmud schwerer geworden. Er hatte 20 000 Kameele mit Wasser beladen müssen, um mit seinen Truppen durch die Sandwüste zu kommen. Aber er kam und schlug und erwarb nun eine unermeßliche Fülle Goldes. Mahmud von Gazna war ein eifriger Muselmann, der Götzenbilder verabscheute. Mit seiner Keule schlug er dem Idol die

Naſe ab. Zwei Bruchſtücke nahm er an ſich, zwei ſandte er nach Mekka und Medina.

Die indiſchen Prieſter boten Gold über Gold, wenn er ihnen das Idol ließe, aber Mahmud ſprach: er ſei ein Idolzerſtörer aber kein Idolverkäufer. Und als ein Schlag den hohlen Bauch des Götzenbildes traf, da fand man eine Fülle von Diamanten, Rubinen und Perlen, und Mahmud verſchmähte dieſen Inhalt des Idoles nicht, denn ein Idolzerſtörer war er, aber noch mehr ein Idolſchatzliebhaber, wie die Tyrannen aller Zeiten. Unzählige Schätze nahm er in die Heimath mit. Somnath blieb in Trümmern; die alte Herrlichkeit kehrte nie wieder. Wer aber war Mahmud von Ghazna?

2. In dem Bürgerkrieg, der zwiſchen den beiden Söhnen Harun Alraſchids, Emin und Mamun, ausbrach, offenbarten ſich die Folgen der Politik, die von den Abbaſſiden, um Herren im Kalifat zu werden, befolgt worden war.

Es war ein Anhänger Emins, Naſſir Ibn Schebeth, welcher das merkwürdige Wort ſagte: „den Abbaſſiden gehört die Herrſchaft, aber ich bekämpfe ſie, weil ſie die Perſer über die Araber herrſchen laſſen.“

Emin hatte ſich, wie es ſcheint, auf die arabiſchen Elemente geſtützt. Mamun wurde Sieger, weil er die Perſer begünſtigte. Tahir, deſſen Mitwirkung er das Kalifat verdankte, war ein Perſer. Bei Mamun kam noch perſönliche Neigung dazu. Die perſiſche Literatur zog ihn an. Religiöſe Anſichten führten ihn zu der Philoſophie, die damals von Perſern im Islam gefunden und entwickelt wurde. Er war von Djafar, dem Barmekiden, erzogen. Haſan Ibn Sahl, ein Perſer, hatte ein Buch „von der ewigen Vernunft“ geſchrieben, und als Mamun es las, rief er aus: „Hier iſt wahre Weisheit.“ Er heirathete auch die Tochter deſſelben, Buran. Alles dies trägt dazu bei, die Befürchtungen Haruns, ſeines Vaters, gegen die Barmekiden

zu erklären. Es war eine der Hauptfragen der Theologie des Islam, ob der Koran geschaffen sei? Harun hatte einen Menschen niedergehauen, der dies behauptete, und Mamun bekannte öffentlich, er sei geschaffen. Man muß nicht vergessen, daß aus der christlichen Theologie und ihren Kämpfen manche Ideen in den Islam, der ja lange einer Dogmatik entbehrte, eingeflossen waren. Mamun gehörte zu der Secte der Mutazaliten, die eine freiere Richtung vertraten; er starb 833. Unter seinem Nachfolger Mutassim (der bis 842 regierte) wurde Aschin, ein verdienter Mann, gerichtet, dem man nachsagte, daß sein Bruder in dessen Namen Folgendes geschrieben habe: „Unser Glaube (der altpersische) konnte nur durch Babek, durch Dich und mich gehoben werden. Babek ist durch seine Dummheit zu Grunde gegangen, denn er hat meinen Beistand von sich gewiesen. Empörst Du Dich, so wird kein Anderer als ich gegen Dich geschickt werden; gehe ich dann mit meinen Kriegern zu Dir über, so können wir nur von Arabern, Afrikanern und Türken bekämpft werden. Die Araber sind wie Hunde, denen man einen Brocken hinwirft und die man dann auf das Haupt schlägt. Die Westländer sind im Augenblick aufgerieben; die Türken widerstehen nur so lange, bis sie ihre Pfeile abgeschossen, dann werden sie von der Reiterei leicht zusammengeworfen — und so könnte sich unser Glaube wieder wie zu der Zeit der Perserherrschaft erheben.“ Man wollte nach Aschin's Tode ein Götzenbild und persische Religionsbücher in seinem Hause gefunden haben, „so daß man seine Leiche noch hängen ließ und sie dann verbrannte.“ (Weil, Kalifen 2, 829.)

Die Politik der Abbassiden erreichte ihren Zweck, indem sich der Islam — wenn auch literarisch beeinflußt und von theologischen Wandlungen und Doctrinen berührt — überall verbreitete und des Volkslebens bemächtigte, aber die Regierung selbst hätte eine lange Reihe so energischer Männer, wie Mansur war, haben müssen, wie zur Zeit des Erwachens der Nationali-

täten innerhalb des Islams, um beſtehen zu können. Doch die Nachfolger Mamuns unterlagen ihrer Aufgabe. Sie regieren meiſt kurze Zeit: Mutaſſim von 842—49, Alwathik noch kürzere Zeit. Mutawakkil trug zwar elf Jahre den Namen des Kalifen († 861), wollte die Sunna wiederherſtellen, neigte ſich zur Ommajadiſchen Politik und dachte an Damaskus als Reſidenz — aber grade unter ihm begannen die Loslöſungen der einzelnen Länder des Kalifats mit ſelbſtſtändigen Gebietern, die kaum nominell den Kalifen als Herrn anerkannten. Während ſeiner Regierung erhoben ſich die Saffariden in Sedjeſtan; unter Almutaz, der 869 ermordet ward, kamen die Tuluniden in Aegypten auf. Unter Mutamid, der 892 ſeine Regierung ſchloß, bildeten die Samaniden einen mächtigen Staat jenſeit des Oxus. Unter Muktadir († 932) gründeten die Nachkommen Fatime's ein mächtiges Reich in Aegypten, nachdem die Söhne Tuluns geſtürzt worden. Unter Kahir traten die Bujiden auf, deren Macht in Bagdad ſelbſt ſo angewachſen, daß die Kalifen nur noch Namenherrſcher waren. Radhi († 940) war der letzte Kalif, der noch den Schein der Herrſchaft hatte, die Emire noch nominell einſetzte, noch jede Woche von der Kanzel einen Vortrag hielt und einen Hofſtaat und die alten Ceremonien bewahren konnte. Von da an war der Kalife nur ein *geiſtlicher* Würdenträger. Es war offenbar eine Rückwirkung der Stellung des Papſtes in Rom, die dazu beitrug, ihn noch als geiſtliches Oberhaupt zu betrachten, von dem man Tadel annahm und dem man von den Erfolgen des Islam berichtete, ſelbſt wenn ihm wirkliche politiſche Macht fehlte.

Es bildete ſich dieſe Stellung als eine unfreiwillige Folge der Politik der Abbaſſiden heraus. Nur der Islam verband noch die loſen Glieder des Kalifats und den Islam vertrat es in Perſon. Je weniger der Kalif bedeutete, deſto ſchärfer traten die islamirten Nationalitäten heraus, aber nicht blos die *Iranier*, ſondern auch die *Turanier*, die Türken.

Die bedeutendsten Geschlechter dieser Zeit leiten sich auf persische Traditionen zurück. Die Bujiden leiten sich von alten Perserkönigen her, die sich in die Provinz Gilan zurückgezogen und später den Islam angenommen hatten. Auch Asad Ibn Saman wollte von alten Perserkönigen abstammen. Sebuktegin, der Vater Mahmuds von Ghazna, wird auf den letzten König der Sassaniden, auf Jezdegerd zurückgeführt.

Ghazna (Siegesstadt) oder Ghizni liegt auf einer Hochebene, eine starke Tagereise von Kabul. Von ihrer Geschichte ist vor Sebuktegin nicht viel bekannt, doch war sie eine reiche Handelsstadt, sonst schlecht genug für eine Residenz gelegen, mit kaltem Klima, wenn auch auf gutem Boden. Ein gewisser Alptegin hatte im Dienste der Fürsten von Bochara, dem Sohne Samans gestanden. Um seiner Einmischung in der Thronfolge halber mußte er fliehen und machte sich zum Herrscher von Ghazna. Sebuktegin war in seinem Dienst, hatte seine Tochter geheirathet und wurde nach seinem Tode, als ein tapferer Mann, sein Erbe in Ghazna. Dessen Sohn, also der Sohn eines Sklaven, der Sklave eines ursprünglichen Vasallen des Kalifen gewesen, war der weltgebietende Mahmud. Er regierte von 997—1030.

3. Es würde von Mahmud so wenig berichtet sein, wie von seinem Vater Sebuktegin oder von dem tapferen Ilekchan, der das Samanidenreich von Bochara niederwarf, wenn er nicht der Eroberer Vorderindiens gewesen und durch seine Kriegszüge wider die Indus- und Gangesgebiete in ihrem mittelalterlichen Zustand bekannt wäre.

Vorderindien hat eine ähnliche Stellung zu Asien, wie Italien zu Europa. Es ist die mittelste der drei vorgestreckten Halbinseln des Welttheils und ist wie jenes eine Heimath eigenthümlicher Größe geworden.

Es drangen nicht wie aus Italien die Römer als Eroberer *heraus*, aber es drangen wie in jenes, gelockt durch Reich-

thum und Genuß Eroberer hinein. Wie die Germanen am Ende des Römiſchen Reiches einen unwiderſtehlichen Drang nach den ultramontanen Reichthümern Italiens, welche die Sage die Schätze Laurins genannt hat, offenbarten, um dort in romaniſchen Formen neue Staaten zu gründen, ſo drangen vor dem Beginn unſerer Geſchichte die Arier in Indien ein, erniedrigten die dunkeln Stämme, die ſie beſiegten, zu unteren Kaſten und nahmen für ihr eigenes Denken und ihren Glauben das bunte indiſche Kleid an. Indiſche Natur und Gedanken charakteriſirt die Ueberfälle. Von der Natur iſt die Kunſt das Abbild. Die Bildſäulen ſind coloſſal, der Schmuck unmäßig; Maßloſigkeit in Gold und Perlen; ein Wirbel von vielen Worten und Bildern, wenn auch die ſchönſten Gedanken aus ihnen durchleuchten; Alles, wie das hervorragende Thier des Landes, elephantenmäßig. Aber die Kraft, mit welcher die Arier hereinkamen, hat darin nicht ausgedauert. Die Elephanten im Walde und in den Heeren hatten noch ihren klugen Kopf auf dem gewaltigen Leibe, der auf mächtigen Säulen ruhte, die Nationalkraft aber war zuweilen nicht ſtärker als der ausgeſtopfte Elephant, von der Ferne ſchrecklich, in der Nähe ſchadlos.

Ghazna liegt in dem heutigen Afghaniſtan, eine Handelsſtraße geht vorbei — damals brachte ſie ſicher auch die indiſchen Producte herauf. Aus dem letzten Kriege wiſſen wir, daß Britiſch-Indien, deſſen Grenzen ſich bis nach Kabul ausdehnen, auf die Afghanen, ſeine Nachbaren, ſorgſam Acht hat.

Der Muhamedanismus war bis in die Gebiete von Kabul und Ghazna gedrungen. Sebuktegin machte Eroberungszüge bis an die Grenzen der indiſchen Fürſten im Norden des Indus. Es regte dies die Befürchtung der Inder auf und unter der Führung von Diaya Pala griffen ſie die Muhamedaner an. Sebuktegin ſiegte. Die Inder verloren ihre Gebiete weſtlich vom Indus; doch der alte Fürſt von Ghazna verfolgte ſeinen Sieg nicht. Erſt als Mahmud nach ſeinem Tode und der

Beſiegung ſeines Bruders Ismail, mit dem er um die Erbfolge ſtritt, zur Regierung gekommen war, dachte dieſer daran, die alten Feinde ſeines Vaters im eigenen Lande anzugreifen. Der Erfolg des erſten Feldzuges und ſeine Beute lockten zu ferneren. Zwölfmal zog Mahmud nach Indien; er erfüllte dadurch auch das islamiſche Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen, und der Lohn ſchon auf dieſer Welt war dafür ſehr groß. Auf dem erſten Kriegszuge (1001) beſiegte er den Fürſten von Lahore, der die Niederlage nicht ertragen konnte, ſeinem Sohne die Krone übergab und den Scheiterhaufen beſtieg. Unter der Beute befand ſich ſein Halsgeſchmeide von Juwelen, das auf 180 000 Denare (Dirham), das iſt etwa 81 000 Pfund Sterling, geſchätzt ward. Im vierten (1008) plünderte Mahmud den Tempel von Nagrakote und ſchleppte 700 000 Golddenare (313 333 Pfd. St.), 1400 Pfund Gold- und Silberplatten, 400 Pfund Gold, 4000 Silberbarren, 40 Pfund Gewicht an Perlen, Korallen, Rubinen und Diamanten davon. Es wird dabei von einem erbeuteten Hauſe aus Silber erzählt, 30 Ellen lang, 15 breit.

Im Jahre 1011 plünderte und zerſtörte er den Tempel von Thanuſar am Sarasvati. Das Idol darin wurde nach Ghazna geſchickt, um zu Pflaſterſteinen zu dienen. Die Schätze waren unermeßlich. Vom 9. Feldzug kehrte er 1016—17 mit 20 Millionen Gold und Silber (Derhems), mit 53 000 Gefangenen, 350 Elephanten und großen Schätzen zurück.

Die größte Bedeutung hatten dabei die Elephanten, denn mit ihrer Hülfe beſiegte er ſeine Feinde und Neider im Norden. Ohne ſie hätte er ſeinen Schwiegervater, den Eroberer von Buchara, Ilekchan, den Herrn von Turkeſtan, nicht zu überwinden vermocht. Es gelang ihm in der That. Er ſiegte über Elephanten und durch Elephanten. Aber ſeine Eroberungen hatten auch etwas von der Art des zornigen Elephanten. Er zertrat Alles mit gewaltigen Füßen, um es zu

zerſtören. Man hat ihm den Alexander von Macedonien verglichen, der auch bis Indien vordrang — aber wie weit bleibt er hinter dieſem Vorbild, ſo fern, wie ein rohes Idol, das er zerſtört hat, vom Zeus iſt, den Apelles dargeſtellt hat. Freilich erfahren wir durch ſeine Eroberungszüge Vieles von Indien, was ſonſt vielleicht unbekannt geblieben wäre, aber viel mehr ging verloren. Er öffnete die Pforte zu indiſchem Wiſſen durch Zerſtörung und Vernichtung. Nach vielen Menſchengeſchlechtern noch konnten ſich die Länder am Indus und Ganges nicht erholen. Was mag auch von indiſcher Literatur dabei untergegangen ſein. Und Erſatz hat Ghazna dafür nicht gewährt.

Mahmud hieß freilich der erſte unter den Fürſten des Islam „Sultan“. Schon längſt nannte er ſich Jemin Addawlah, die Rechte des Reichs. Er hatte Ghazna zu einer prächtigen Stadt gemacht. Prachtvolle Moſcheen und Paläſte wurden gebaut; es ſoll 2000 Bethäuſer darin gegeben haben. Jeden Tag ſollen auf den Märkten 10 000 Vögel verkauft worden ſein. An ſeinem Hofe herrſchte eine unerhörte Pracht. Als er die Geſandten Ilekchans und ſeines Bruders Poghan empfing, um den Schiedsſpruch zwiſchen ihnen abzugeben, entfaltete er, nach der Schilderung ſeines Geſchichtſchreibers, eine unerhörte Pracht. Mirkhond erzählt: „Er ließ ſo große Vorbereitungen treffen, wie Niemand vorher geſehen hatte. In dem Gemache, wo der Thron aufgeſtellt war, ſtanden zu beiden Seiten deſſelben 2000 türkiſche Sklaven mit bemalten Gewändern, in der Nähe waren 500 Trabanten aufgeſtellt mit vergoldeten Gürteln von Rum, die mit Edelſteinen geſchmückt waren, indiſche Schwerter auf den Schultern tragend mit vergoldeten Scheiden. In der Nähe ſtanden 40 Elephanten mit Decken aus vergoldetem Tuch von Rum und mit goldgeſchmücktem Kopfputz. Hinter einem Zelte ſtanden 700 Elephanten mit gemalten Decken, koſtbarem Geräth und vielem andern Schmuck. Vor dem Throne des Sultans war ein Zelt aufgerichtet, deſſen

Wände und Ecken von goldenen Nägeln und Heften zusammengehalten wurden. Alle, die es sahen, gestanden mit einem Munde, daß weder die persischen Könige, noch die römischen Cäsaren, noch die arabischen Hakems, noch die indischen Radschah je so kostbare Dinge gehabt haben." Das war nur bildlich gemeint, denn der Geschichtschreiber hatte Rom und Byzanz nicht gesehen. Mahmud war dennoch im Stande, einen Gold- und Juwelenschmuck zu zeigen, wie kaum ein anderer Fürst.

4. Aber Mahmud hatte — man sagt nach dem Beispiele seines Vaters — sich noch mit anderm Glanz umgeben, mehr wie irgend ein anderer Eroberer, nämlich mit dem Geistesglanz der Dichter. Es erschien seit den Zeiten Harun Arraschids und Mamuns kein Königsthron in rechtem Licht, ohne den Kranz der Hofdichter, welche den König und sein Haus verherrlichten und ergötzten.

Mahmud, der aus einer Vasallenstellung zu den Samaniden hervorgegangen war, suchte den Thron von Bochara weit zu übertreffen. Er setzte über die Hofdichter Einen, der den Namen des Königs trug, wie Asmai am Hofe Haruns. Die Dichter bildeten gewissermaßen ein Collegium, eingesetzt und erhalten zum Lobe des Herrschers. Je mehr diesem das Lob gefiel, desto mehr empfing der Dichter. Der Dichter Asairi aus Rei erhielt für ein Gedicht zur Ehre Mahmuds 14 000 Silberstücke. Dagegen fielen die Poeten in Ungnade, wenn sie andere Geschlechter und Herrscher verherrlichten. Ansfari, der officielle König der Dichter, sagt in einem Liede an Mahmud (nach Hammer):

Du bist der Schah, für den im Ost und West
Mit Psalm und Send und Hallelujah beten
Der Jude, Perser, Muselmann und Christ,
O Herr! laß lobenswerth sein Ende sein.

Vor Allen war der Ruhm seiner Zeit der Dichter Abul Kasim Mansur, genannt Firdusi aus Tus, wo Harun

Arraſchid geſtorben war. Das Bedeutungsvolle an dieſem Dichterkreis am Hofe Mahmuds, war der Umſtand, daß Alle perſiſche Dichter waren.

Der perſiſche Staat mit all' ſeinen Traditionen war vor 400 Jahren zuſammengebrochen, aber, was Völker und Menſchen eindringlich lehren kann, ſein Geiſtesleben ging nicht unter. Die Schwerter der Cosroes waren gebrochen, aber Lied und Sage pflanzte ſich fort. Die poetiſchen Erinnerungen an das alte Perſerreich unterſtützten den nationalen Widerſtand gegen den Einfluß der Araber, wie er unter den Abbaſſiden nach der von ihnen befolgten Politik emporkam. Die Bildung der Staaten, welche ſich vom Kalifat loslöſten, wie die Saffariden und Samaniden, war nicht gegen den Islam, aber gegen den Arabismus gerichtet. Man ſah in der Begünſtigung der perſiſchen Erinnerungen eine geiſtige Waffe gegen die Macht der arabiſchen Staaten. Das Erwachen des perſiſchen Geiſtes erſchien wie eine Befreiung vom Joche der Fremden. Es legte auch einen größeren Glanz um das Haupt der Herrſcher, Abkommen und Ebenbilder der großen mythiſchen Schahs zu ſein, von welchen die Perſerſage berichtet. Schon die Herrſcher von Bochara, die Samaniden, intereſſirten ſich für die perſiſche Literatur. Man überſetzte die Fabeln Bidpai's ins Perſiſche; dem Dichter Dakiki wurde aufgetragen, alle Sagen der alten Perſer in ein Heldengedicht zu verweben. Aber nur 1000 Verſe brachte er zu Stande, bis zu ſeiner Ermordung. Anſſari und Eſſedi wagten ſich nicht an dieſes Werk, als Mahmud es ihnen auftrug. Da unternahm es Firduſi. Man erzählt, daß der Dichter, als er aus ſeiner Heimath nach Ghazna gekommen ſei, Mühe gehabt habe, bei dem Dichterkönig Anſſari vorgelaſſen zu werden, denn außerhalb des Collegiums, das dieſer leitete, konnte kein Dichter emporkommen. Dunkele Anfänge umgaben Firduſi's Leben, Neid ſuchte ſein Aufkommen zu hindern. Endlich gelangt es ihm. Anſſari erkannte ſeine Begabung. Als er ihn fragte, ob er ſich

getraue, den Schahnameh zu dichten, antwortete er: „Will's Gott!" Als er Mahmud vorgestellt ward und dieser ihm einen Vers aufgab, improvisirte er:

„Noch liegt das Kind am Mutterherzen traut,
So bald es spricht: Mahmud sein erster Laut."

Was Mahmud sehr gefiel. Als dieser sein Gedicht Rustem und Isfendiar kennen lernt, giebt er ihm den Namen Firdusi, der Paradiesische, und wies ihm ein Gemach im Palaste an und reicher Pension.

Die Dichtkunst wurde als eine Staatssache angesehen. Mahmud wollte durch sie verherrlicht sein. Auf dem Relief der großen alten Helden sollte sein Ruhm und sein Staat beruhen.

Denn Mahmud war allerdings nicht blos ein glücklicher und kühner Feldherr, er war auch von umfassender Staatsklugheit. Obschon er die persische Sprache aus ihrem Banne löste und sie, was bisher noch nie geschehen, zur amtlichen Staatssprache erhob, so ging er doch nicht in den Wegen vieler früherer Parteihäupter. Er wich nicht von der Sunnitischen Lehre. Harun Arraschid scheint vielfältig sein Vorbild gewesen zu sein. Er ehrte den Kalifen in Bagdad als das geistliche Oberhaupt und theilte demselben die Siege mit, die er über die Heiden in Indien erfocht. Er wollte aber nicht blos als Sieger überhaupt, sondern als Islamheld gegen den Unglauben erscheinen. Grade wie im Schahnameh die persischen Helden gegen die bösen Geister und Diwe kämpfen, so wollte er die Heiden und ihre Idole niedergeworfen haben.

Der Kalif ließ seine Berichte in Bagdad von der Kanzel vorlesen und Gebete für ihn anstellen. Mahmud wollte nichts mit den Freigeistern und Schiiten zu thun haben. Als ihm der Sultan von Aegypten ein kostbares Kleid als Zeichen der Anerkennung schickte, nahm er es nicht an, sondern sandte es dem Kalifen, der es verbrennen ließ, als von einem ägyptischen Ketzer stammend. Auch Firdusi fiel in Ungnade bei

Mahmud, weil Feinde und Collegen des Dichters dieſen ihm als Ketzer angegeben hatten. Er drohte, ihn durch ſeine Elephanten zerſtampfen zu laſſen. Firduſi war kaum im Stande, durch einen Fußfall ihn zu beſchwichtigen, denn Mahmud erklärte, die Vaterſtadt des Dichters ſei von jeher ein Ketzerneſt geweſen. Man darf überhaupt den Einfluß der Poeſie auf die Machthaber im Islam nicht zu hoch ſchätzen. Für Mahmud waren ſeine Dichter eben nur ein Schmuck, wie ſeine Juwelen und ſein Gold, da ſie ihm eben um des Goldes willen dienten. Den Schahnameh wollte er haben als eine Verherrlichung ſeines Ruhmes. Die Dichter waren ihm nur poetiſche Sklaven. Sie kamen daher ebenſo gut unter des Elephanten Fuß, wie der in Ungnade gefallene Trabant.

5. An Mahmud läßt ſich deutlicher wie irgendwo die Unfähigkeit des Islam zu wirklicher Culturbildung erkennen. Hätte er ſeinen Sitz nach Lahore oder Multan verlegt, ſo würde er aus indiſcher alter Cultur ſich ein Relief zurecht gemacht haben; in Ghazna blieb ihm nur die Annahme der Herrlichkeit, die Schahnameh ſchildert, als idealer Hintergrund. Es war nur ein goldener Mantel der Eitelkeit und Prunkſucht eines glücklichen Afghanenfürſten, den er über ſeine innere Rohheit und Habſucht warf. Die Gier, mehr Gold und Edelſteine als Alle zu haben, war die eigentliche Triebfeder ſeiner ganzen Kraft und Politik.

Man erzählt, daß als er ſich einſt in Gegenwart ſeines Weſir im Spiegel ſah, er traurig zu dieſem ſagte: „Iſt's nicht betrübend, daß mein Geſicht, welches die Welt erleuchten ſoll, vielmehr Alle, die es anſehen, zurückſtoßen muß?“ Sein Geſicht war voller Pockennarben. Der Vezier antwortete freimüthig genug: „Liebe das Gold nicht, ſo wird der Glanz deſſelben Dich in allen Augen vergolden.“ Einen reichen Mann ließ er vor ſein Gericht ſtellen wegen Unglaubens. „Ich bin reich,“ ſprach Jener, „aber weder ein Götzendiener

noch ein Ungläubiger; nimm mir mein Vermögen, aber laß mir meinen guten Namen." Und Mahmud ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er nahm ſein Vermögen und ſtellte ihm ein Zeugniß über ſeine Rechtſchaffenheit aus.

Er fragte einmal ſeinen Weſir, wie viel Schätze wol das Haus Saman beſeſſen habe. Jener ſprach: „Blos an Edelſteinen beſaßen ſie ſieben Rotl." „Dank ſei Gott," rief Mahmud aus, „der mir deren 100 verliehen hat." Zwei Tage vor ſeinem Tode ließ er alles Gold und alle Edelſteine ſeines Schatzes vor ſich bringen und weinte bitterlich, daß er Alles das verlaſſen müſſe, ſchenkte aber Niemandem etwas. Auch ſeine Pferde, Kameele, Elephanten und Kriegswagen ließ er vor ſich aufziehen — und war betrübt.

Ein orientaliſcher Monarch wie Mahmud regiert nicht, ſondern er beſitzt. Als ein ſolcher Beſitzer giebt er und nimmt er. Seine Gerechtigkeit iſt ſo ſubjectiv wie ſeine Grauſamkeit. Man erzählt zu ſeinem Ruhme, daß als er der Wittwe des Bujiden Fachr eddaidleh gebot: „Laß für mich das Kanzelgebet halten und mit meinem Namen die Münzen prägen, wo nicht, ſei zum Kriege gerüſtet," und Saideh antwortete: Wenn der Sultan ſiegte, ſo würde er dadurch ſeinen Ruhm nicht ſehr vermehren, indem er nur eine Wittwe überwältigt hätte, und wenn er von mir eine Niederlage erlitte, ſo würde eine ſolche Schande bis zum jüngſten Tage nicht auf der Tafel der Geſchichte gelöſcht werden können — Mahmud ſie in Frieden ließ. Aber dieſe Geſchichte iſt nur, was die Erzähler überſehen haben, eine Nachahmung einer der Sagen Alexanders des Großen. Als er zu den Amazonen kam, ſie zu bekriegen, ſchrieb die Königin an Alexander: „Wenn wir die Feinde überwinden oder dieſelben fliehen, ſo bleibt ihnen für alle Zeit ſchimpfliche Schmach; wenn ſie aber uns beſiegen, ſo werden ſie eben nur Weiber beſiegt haben." Trotz ſeiner Strenge im rechten ſunnitiſchen Islam verſchmähte er, gleich

ſeinem Vorbild Harun, den Wein nicht. Einmal hatte er ſeiner Sklavin im Rauſch die ſchönen Locken abgeſchnitten; das brachte ihn am andern Tag in Verzweiflung; Alles zitterte. Da half ein Hofdichter durch einige Schmeichelverſe aus der Noth. „Eine Cypreſſe," ſagte er, „iſt noch ſchöner, wenn ihre Zweige abgeſchnitten ſind." Der Dichter ward dafür mit Juwelen beſchenkt. Der Sultan vertrank ſeine Betrübniß mit ihm in Wein.

Mahmud beſaß auch einen weißen Elephanten, der, wie man erzählt, gegen den Willen ſeines indiſchen Beſitzers zu ihm gelaufen war und daher den Namen Chodadadl erhielt. Einen ſolchen hatten nur ein Fürſt Abyſſiniens und ſpäter Kutbeddin Ibek, der tapfere Gründer einer neuen Dynaſtie in Delhi, beſeſſen. Aber weder ſeine Schätze, noch der weiße Elephant garantirten Mahmud den Beſtand ſeiner Schöpfung. 1028 fing er an zu kränkeln, er ſoll an der Steinkrankheit gelitten haben, und ſtarb 63 Jahre alt, am 30. April 1030, nach einer dreiunddreißigjährigen Regierung.

Ihm folgte ſein Sohn Mahmud nach, der aber nach fünf Monaten geblendet wurde; ſein Bruder Meſud, der ihm folgte, wurde Ruſtem der Andere genannt. Er war von ungemeiner Leibesſtärke. Seine eiſerne Keule konnte kein Anderer mit einer Hand aufheben. Seine Pfeile drangen durch die Haut des Elephanten und den ſtärkſten Panzer. Er ließ einen neuen Palaſt in Ghazna bauen und darin einen goldnen Thron mit Juwelen in einem prächtigen Saal aufſtellen. Eine goldene Krone mit Edelſteinen hing von der Decke an einer goldenen Kette herab. Hier gab der Sultan Audienz.

Meſud war ein tapferer Mann, aber ſchon begannen Unruhen und Unfälle. Er fiel zuletzt in die Hände ſeines Bruders Mahmud, des Geblendeten, der ihm, dem nun Gefangenen, zur Stillung der Noth 500 Derhems auszahlen ließ. „Ach," rief er aus, „o wunderbarer Wechſel des Glücks. Geſtern war

ich noch ein mächtiger Fürſt und 3000 Kameele waren mit meinen Schätzen beladen; heute muß ich betteln und mich in meiner Dürftigkeit verſpotten laſſen.“ Er borgte dann 1000 Dirhems und gab ſie dem Manne, der ihm die 500 Dirhems gebracht hatte, als Botenlohn, mit der Bitte, dieſe 500 ſeinem Bruder wiederzubringen. Man erzählt, ſein Neffe Ahmed habe ihn lebendig begraben laſſen.

Sein Sohn Modud rächte ihn, indem er alle Angehörigen ſeines Onkels nach ſiegreicher Schlacht erſchlug bis auf Einen. Er war der dritte Nachfolger Mahmud's. Mit der Schwäche des Reiches Ghazna wuchſen wieder die Kräfte der Inder. Der Fürſt von Delhi nahm die Stadt Nagracote, wo der große Tempel ſtand, den Mahmud Ghazi (der Siegreiche) geplündert hatte, wieder in Beſitz. Er erzählte, der Götze ſei ihm erſchienen und habe ihm geſagt, er ſei an Ghazna gerächt. Das Reich verlor immer mehr an Macht unter den folgenden Sultanen, unter Meſud II., der ſechs Tage, Ali der etwa drei Jahre, Reſchid, der ein Jahr regierte. Ferooch Zaaid regierte ſechs Jahre. Lang und ruhig herrſchte Ibrahim der Erſte. Zwei und vierzig Jahre trug er den Namen des Sultans; er hatte 36 Söhne und 40 Töchter.

Unter Meſud III. wurden noch tapfere Thaten vollbracht, allein die Reſidenz war nicht mehr Ghazna, weil die Seldſchucken die meiſten perſiſchen und nördlichen Provinzen erobert hatten, ſondern Lahore.

Auf ihn folgte Arſilla, dieſem Behram (1119). Unter dieſem Sultan brach der Zwiſt mit den Fürſten von Ghur (oder Ghawr) aus, die aus dem Gebirgslande zwiſchen Herat und Ghazna ſtammten. Durch die Grauſamkeit, mit welcher Behram den Ghuriden Seiffedin behandelte, ward der Bruder deſſelben Alaeddin Huſein, ſo erbittert, daß er an Ghazna eine furchtbare Rache nahm. Die Stadt wurde in Brand geſteckt, ſieben Tage dauerte das Morden. Die Angeſehenſten führte er nach

Ghawr (Prieſter, Dichter, Bürger aller Art), ließ ihnen dort die Köpfe abhauen, vermiſchte Erde mit ihrem Blut und beſtrich damit die Mauern ſeiner Stadt. Nicht mit Unrecht trägt er den Beinamen: „Mordbrenner.“ Alle Denkmale bis auf die von Mahmud dem Großen, Meſud und Ibrahim wurden zerſtört und alle Inſchriften ausgelöſcht (1155). Damit war die Geſchichte von der Herrlichkeit Ghazna's aus. Die beiden letzten Fürſten Kosroes I. und II. endeten in Lahore 1186.

Nicht ein Nachfolger Mahmuds hat ſich auf der Höhe des Gründers erhalten können. Ghazna iſt nie wieder ein Mittelpunkt des Sieges und der Macht geworden, wie unter ihm. Keine Stadt hat ſpäteren Eroberern ſo ſehr die Luſt erweckt, ſie immer aufs Neue zu zerſtören, wie ſie. Unter Dſchingiſchan, dem Mongolen, verlor ſie Alles, was noch übrig geblieben war. Als ſie ſich wieder erhoben hatte, verwüſtete der mongoliſche Perſer Emir Huſein, der den damaligen Herrn von Ghazna geſchlagen hatte, die Stadt, ließ Korane und Bücher von den Hufen der Pferde zertreten, die Hüter am Grabe Mahmuds als Sklaven fortſchleppen und das Grab des großen Sultans aufbrechen und plündern. Das geſchah 1326. Als Sultan Baber 1525 nach Ghazna kam, fand er nur einen elenden Ort, von dem er nicht begreifen konnte, wie er je hatte eine Reſidenz ſein können. Man zeigte damals noch Mahmuds Grab, auch noch vier große Waſſerbecken aus ſeiner Zeit. Später ſoll man noch die Thürflügel von Somnath aus Sandelholz gefunden haben, die Mahmud aus Somnath entführt, indeß haben ſpätere Reiſende wie G. Forſter nichts davon entdeckt.

Was neuere Reiſende von Ghazna erzählen, betrifft zumal ſein Klima, ſeine Lage. Es ſoll dort ſchrecklich kalt und zweimal die Stadt durch Schneefall untergegangen ſein. Den kalten Stürmen im Winter erliegen viele Menſchen. Es kann dies doch früher nicht bemerkt worden ſein. Wie hätten Elephanten dies ausgehalten! Nach dieſen Berichten trug die

Umgebung allerdings nur Disteln und Kameelfutter, wenig Gerste und war nackt und dürr.

Palmyra hat bei weitem nicht so lange geblüht, und, obschon 800 Jahre älter, ragen doch mitten in der Wüste prachtvolle Ruinen aus dem Sande.

In Ghazna ist alles zerstört, vergessen, verkommen. So künstlich sind die Islamstädte gebaut. Heute prachtvolle Zelte mit Edelsteinen geschmückt, morgen Wüste ohne Ruinen und ohne Grab.

Was haben Mahmud seine Juwelen geholfen, um die er weinte. Niemand weiß, wo sie sind. Aber länger wie seine Schöpfung hat die des Dichters gewährt, der ihm wie ein Sklave erschien. Samaniden und Gazneviden, Seldschucken und Mongolen überlebte Firdusi's Schahnameh.

6. Es ist eine merkwürdige Sage, welche an deutsche Legenden des Mittelalters erinnert, daß der Sultan Mahmud nach seinem Tode einem Scheich erschienen sei, aber seine Gestalt war in Graus und Moder zerflossen und nur seine Augen leuchteten wie Fackeln unter Ruinen. Als der Scheich über diesen Anblick erschrak, erklärte ihm der Sultan, daß über seine Person das Gericht gekommen sei, nur die Augen seien darum erhalten, weil er über das Recht gewacht habe. Eine bessere Deutung wäre gewesen, die Augen seien ihm geblieben, damit er sehen könne, wie das durch Blut und Gewalt zusammengefügte Reich in Graus und Moder zerflossen sei. Mahmud hielt in seinem Reich, wie ein gewaltiger Soldat, die Disciplin aufrecht gegen Jedermann und nur durch diese war er im Stande, dasselbe bis zu seinem Tod in Frieden zu halten. Es war nicht Recht des Landes, absolutes Recht, das herrschte — es hat das nirgends in den Staaten des Orients gewaltet — sondern die Kraft und der Wille einer mächtigen Persönlichkeit, die Niemandem einen Bruch der Pflicht gestattete, als dem Herrscher allein. Auch gegen die Dichter hat Mahmud nach Willkür gehandelt. Mit Abul

Kaſim, den er ſelbſt den Paradieſiſchen nannte, iſt er nicht nach dem Rechte umgegangen. Das haben ihm nicht blos die Dichter übel genommen, auch ſein Nachruhm hat darunter gelitten.

Der Dichter Dſchami ſingt:

„Groß iſt der Schah, dem Weltenherrſchaft ward zu Theile,
Doch ſchnellt auf ihn zuletzt das Schickſal ſeine Pfeile;
Hin iſt der Glanz Mahmuds, es blieb von ſeinen Schätzen
Nichts als der Ruf! Den Dichter wußt' er nicht zu ſchätzen."

Aber daran, daß Firduſi nicht ſo gut behandelt wurde, wie andere Poeten, war nicht allein der Sultan ſchuld. Firduſi litt, wie Alle ſeines Gleichen, unter dem Neide ſeiner Collegen. Die ganze Poeſie war ja Hofpoeſie. Das Streben ging danach, Hofpoet zu werden. Daher war es kein Wunder, daß Neid und Geiz ſich regten. Es ſind das die Giftpflanzen, die unter den Aehren des Hofes wuchern. Aber Firduſi war kein Hofmann. Es ſteckte in ihm etwas von der Freiheit des Genies. Wahre Fähigkeit iſt nicht ohne Charakterſtolz. Es hieß überdies, daß Firduſi ſich aus königlichem Stamme leitete, nur daß ſeine Vorfahren in Armuth gerathen waren; ſein Vater war ein Gärtner. Andere würden vielleicht zufrieden geweſen ſein, wenn ſie, wie er, nach Vollendung des Schahnameh, für 60,000 Doppelverſe 60,000 Silberſtücke erhalten hätten. Doch Firduſi verſchmähte ſie, nicht aus Habgier, ſondern aus Stolz. Für die erſten 1000 Verſe hatte er 1000 Goldſtücke erhalten! Warum jetzt Silber? Sultane zahlen mit Gold. Gold war das Symbol des Königthums. Das Gold, das Andern zufloß, die am Hofe dichteten, hätte auch dem zu Theil werden ſollen, der das größte Werk vollendet und altes Gold der Sage mit dem Golde der Poeſie gehoben hatte. Er war im Bade, als ihm die Sendung kam. Da nahm der Dichter die 60,000 Silberſtücke, gab 20,000 dem Beſitzer des Bades, 20,000 dem Boten und 20,000 einem Verkäufer von Sorbet — und verbarg ſich in Ghazna. Er hätte das Geld wol beſſer verwenden können, aber dieſe Ver-

theilung an die zufällig ihn umgebenden Perſonen ſollte die Verachtung ausdrücken, mit der er es empfangen. Aber noch mehr; er war kühn genug, eine Satire auf Mahmud zu ſchreiben und fand Mittel, ſie in das Handexemplar des Sultans vom Schahnameh zu legen. Darin hieß es (nach Hammer):

„Dreißig Jahre ſchrieb ich, daß zum Lohne
Mir der Schah verehre Thron und Krone.
Wenn ein Schah des Schahes Vater wäre,
Hätt' er mir erwieſen goldne Ehre.
Aber nicht aus edlem Blut entſproſſen,
Iſt er würdig nicht des Ruhms der Großen,
Schah Mahmud! dem Länder zu Gebot,
Fürchteſt du mich nicht, ſo fürchte Gott;
Einen Baum von bitterer Natur
Magſt ihn pflanzen hier auf Erdens' Flur,
Magſt ihn von des Paradieſes Flüſſen,
Magſt mit Milch und Honig ihn begießen;
Seinem Weſen kann er nicht entſagen,
Wird zuletzt doch bittere Früchte tragen*."

Es war kein Wunder, daß Mahmud, als ihm dieſe Verſe zu Geſichte kamen, das Firduſi ſchon einmal Angedrohte nun in Vollziehung ſetzen wollte, nämlich, ihn von Elephanten zertreten zu laſſen. Doch Firduſi entkam. Mahmuds Schergen trieben ihn zwar aus Bagdad, Herat, aus Tus, bis ihm ein edler Mann Schutz verſprach, wenn er die Satire aus dem Schahnameh entfernte. Er that es. Darauf wurde er, verborgen lebend, in Tus vergeſſen. Mahmud hatte in Indien zuviel mit Brahmanen, Juwelen und Elephanten zu thun.

Nach langen Jahren citirte ein Vezier im Geſpräch mit Mahmud einen Vers Firduſi's. Der Sultan erinnerte ſich des Dichters. Sein Zorn war verraucht. Der Vezier nahm ſich ſeiner an und erzählte, daß er alt und ſtill in Tus lebe. Da ließ Mahmud 12 Pferde mit Schätzen (Indigo nach Hammer)

* Vollſtändig von Schack in der Einleitung zu den Heldenſagen des Firduſi überſetzt.

beladen nach Tus für Firduſi abgehen; aber während die Gabe zu einem Thor hineinfuhr, trug man aus dem andern den Dichter in ſein Grab. Firduſi, als er durch den Bazar ging, hatte ein Kind einen Vers aus ſeiner Satire gegen den Schah ſingen hören, das hatte ihn in Aufregung verſetzt und er ſtarb, 1020 n. Chr. Die Tochter des Dichters wies den Schatz zurück; auf den Rath einer Schweſter des Dichters verwendete man ihn, einen Kanal davon zum Beſten der Stadt zu bauen, den ſchon Firduſi gern angelegt geſehen hätte. Als der engliſche Reiſende Fraſer Tus paſſirte, fand er an einem der Thore einen kleinen Kuppelbau in der Größe eines Privatgebäudes, aber aus bunten, glaſirten Backſteinen aufgeführt; er wurde ihm als das Grabmal Firduſi's genannt. Es wird erzählt, daß der Scheich von Tus bei dem Begräbniß Firduſi's ſich geweigert habe, die üblichen Gebete zu ſprechen, weil dieſer im Rufe eines Ketzers geſtanden und im Schahnameh die Feuerdiener verherrlicht habe. Da träumte ihm in der Nacht, er ſehe den Dichter im Paradieſe mit einem grünen Gewande bekleidet, eine Krone von Smaragden auf dem Haupt. Als der Scheich fragte, was einen Irrgläubigen zu ſolcher Ehre im Paradieſe bringen konnte, antwortete der Pförtner des Himmels, „weil er die Verſe gedichtet:“

„Das Höchſte in der Welt, ſo wie das Tiefſte biſt du —;
Ich weiß nicht, was du biſt — doch was du biſt, das biſt Du.“

Freilich werden uns dieſe ſchönen Verſe nicht befriedigen. Der, von dem der Dichter redet, iſt nicht blos ein Wiſſender, es iſt ein Gebender, der aus dem Weltenbecher Sonnenſtrahlen ſendet. Wir würden noch hinzufügen:

„Das Feinſte und das Reinſte — Sonnenſtrahlen übſt du —
Dich weiß allein das Herz — den Meeren Perlen giebſt du.“

In der That hat die Beobachtung des Islam eine von uns zumal gefühlte dunkle Seite. Es iſt darin das Haus

kein Heerd der Familie. Leidenſchaft ruht darauf. Es fehlt die ſanfte Liebe der Häuslichkeit. Die Frau iſt darin oft ein Opfer und eine Flamme; es fehlt der ſtille Hausaltar, an dem ſie waltend ſteht. Wie gern fügen wir hinzu:

„Das Klarſte und das Wahrſte — der Menſchen Liebe liebſt du;
Dich kennt das kranke Herz, der Biene Honig giebſt du.“

Auch in der Dichtung Firduſi's fehlt ein zarter Schmelz. Im Schahnameh iſt nicht nur Liebeskampf, auch duldende Liebe, wie die von Meniſche, und Trauer genug, wie über den Tod von Sohrab, aber Troſt und Hoffnung fehlen. — Die Oſterblumen fehlen auf Ruſtems Grab. Wir dürfen darum ſtatt ſeiner ſchreiben:

„Das Reichſte und das Weichſte biſt du,
Auf Mooſen Roſen giebſt du.
Du ſtillſt der Thränen Sehnen und wenn du giebſt, ſo liebſt du.“

Die Engländer in Delhi.

1.

Von dem armeniſchen Hochgebirge herab ſtrömen zwei Flüſſe, deren Mittelland (Meſopotamien) ein ſeltſamer Schauplatz von Herrſchaft und Weisheit, Kampf und Leiden geworden iſt. Zwiſchen dem Euphrat und Tigris baut die Geſchichte Vorderaſiens all ihre königliche Herrlichkeit auf. An dieſen Flüſſen waren die Metropolen einer jetzt neu aus ihren Gräbern ſteigenden Cultur erbaut, Ninive und Babylon. In Seleucia hat ſich der Hellenismus, der Alexanders Eroberungen folgte, ein gigantiſches Denkmal gegründet. Als Trajan es zertrümmerte, triumphirte in Kteſiphon die neue Monarchie der perſiſchen Saſſaniden. Das muhamedaniſche Bagdad ſchien Alles verdunkeln zu wollen. Aber in den Fußſtapfen des Koran geht die Verwüſtung. Wie Meſopotamien trotz aller Pracht ein Schauplatz ſtreitender Kriegsluſt war, ſo ruht es nach dem Siege des Islam in Oede und Glanzloſigkeit. Die Erweckungen ſeiner alten Erinnerungen aus dem Schooße der Trümmerlava verſteht das alte Volk kaum, welches ihnen zuſchaut.

An dieſen Flüſſen ſchien im Morgenlande die Weisheit zu gedeihen. Die prieſterliche Deutungskunde der Chaldäer iſt weltbekannt. Vor Daniels göttlicher Begeiſterung erbleichte ſie. Alexander ſuchte ſie zu ehren. Cicero ſpricht von ihrer pro-

phetiſchen Kunde. In Borſippa war eine altberühmte aſtronomiſche Schule. Selbſt den zerſprengten Bekennern des Gottes Iſraels wurde Babylon ein zweites „heiliges Land“. In Sura, Nehardea, Pumbeditha, an den Flüſſen ſchufen ſie das Rieſenwerk, hinter welchem ſie gegen die Sünde, aber auch gegen die Liebe ein Bollwerk ſuchten. Beide Ströme rannen aus dem Quell des Lebens, aus dem Gau Eden; in ihren Wellen ward nicht blos der Leib, auch die Seele gereinigt[1]; aus des Euphrat Schaume ergab ſich nach Tacitus' Bericht dem gläubigen Tiridates ein glücklich Omen[2]. Aus ſeinem wie aus des Nachbarſtromes Waſſer läßt im Parzival Amfortas ſchöpfen, um wie Naeman rein und heil zu werden, der im Strom des heiligen Landes — im Jordan — badete.

Das Meſopotamien Weſtaſiens erſcheint nur als ein großartiges Wiederbild in Natur und Leben des großen Mittellandes jenſeits des Indus. Von den Schneegipfeln des Himalaya ſtürzen über Felſen herab in die reiche Ebene Yamuna und Ganges und ſchließen in ihrem parallelen Laufe bis zur Vereinigung das indiſche Meſopotamien ein, das heilige Duab, das Centrum indiſcher Pracht und Weisheit. Fruchtbarer als alle anderen Flußländer Indiens iſt ſein unerſchöpflicher Boden auch an altindiſcher Tradition und Lehre. Hier iſt das eigentliche Bramarſchideça, das Land der Brahmanenweisheit, deren Ruhm bis zu den Abendländern drang und in Philoſtratus' Reiſebeſchreibung eine ſo wunderliche Verherrlichung empfing. Wofür ſie ſich hielten, hatte er die Weiſen gefragt[3]: „Für Götter“, war die Antwort, und warum? weil ſie gute Menſchen ſeien. „Es iſt“, ſo ſagt auch das indiſche Geſetz, „dieſes Land,

[1] An beiden Flüſſen wird die heilige Luſtration mit Menippus von dem Zoroaſterdiener Mithrobarzanes vorgenommen, wie Lucian ſchildert. (Nekyomantia 7. ed. Reiz. I. pag. 465 etc.)

[2] Annal. VI. 37. 1.

[3] Philoſtrat. Vita Apollnii 3, 18.

von deſſen eingebornen Brahmanen alle Menſchen auf ihren Wandel ſehen lernen ſollten[1]." Darum trägt es auch noch ſpäterhin den Namen des Altares des Innern, Antarvêdi, d. h. der heiligen Mitte. Wie das Land, ſo iſt die Flut des Waſſers heilig und ſegenbringend. Es fließt aus dem Quell des ewigen Lebens. Die Brahmanen, berichtet ein muhamedaniſcher Geſchichtsſchreiber, glauben ihren Ruhm der Heiligkeit dadurch zu vermehren, daß ſie ſich in ſeine Wellen ſtürzen. Auch die Aſche der Todten warfen ſie hinein, denn er ſpült die Sünde ab[2]. Sein Waſſer heilt und läutert, und wird in Krügen weit und breit verſandt. Ganga iſt eine Göttin, wie Sarasvâti, der heilige Rubicon des indiſchen Madhyadêça, und ihre Waſſer vermiſchen ſich in geheimnißvoller Weiſe.

In dieſem Mittellande entfalteten ſich alle Geſchicke Indiens ſeit undenklicher Zeit. Wie der Sitz ſeines Geiſtes, war es auch der ſeiner kriegeriſchen Entſcheidungen. Gleich dem weſtlichen Meſopotamien war es der Schauplatz aller Kämpfe, die von Nord und Weſt gegen das reiche Land ſich erhoben. Auf ſeinen Ebenen ſchlug man ſich um die Geſammtherrſchaft Hindoſtans. Die poetiſche Sage läßt hier den Kampf der Pandu und Kuru ſich entſcheiden; auf den Feldern von Paniput, dem Circeſium dieſes Landes, rettete Alaeddin Khiljy Indien vor dem erſten Einfall der Mongolen (1297), und hier ſiegte der unwiderſtehliche Timur ein Jahrhundert ſpäter (1398). Auf dieſen Feldern gründete Sultan Baber 1526 das Reich des Großmoguls und hier wurden in verzweiflungsvoller Schlacht die ſüdlichen Räuber Indiens, die Mahratten, von den nördlichen, den Afghanen, zu weltbedeutender Folge zerſchmettert (1761).

Wo der Kampf um die Herrſchaft entbrennt, thront auch ihr Sitz. Im Duab der Yamuna und Ganga erheben ſich die

[1] Vergleiche Laſſen, Indiſche Alterthümer 1, 127.

[2] Mirchondi, Historia Gaznevidarum, ed. Wilken, cap. 16, pag. 212.

Babylone und Kteſiphons Indiens. Die indiſche Phantaſie, die von ihnen erzählt, ſchimmert von Gold und Edelſteinen. Die älteſte Sage der Indier weilt in den Capitalen, welche die Ufer dieſer Ströme ſchmücken. Hâſtinapura an der Ganga war der Hauptſitz des Herrſchers der Kuru, der wie Troja unterging. Krishna, der herakleiſche Held des indiſchen Mythos, thronte in Mathura an der Yamuna. Alle ihre Marmorpaläſte und Idole zerſchmetterte und plünderte Mahmud von Ghazna. Aber auch die muhamedaniſchen Dynaſten kounten dieſen geheiligten Boden nicht verlaſſen.

Es war ein vergeblicher Verſuch der afghaniſchen Toghlucks, ihre Capitalen außerhalb deſſelben zu gründen. Der milde Feroze Toghluck kehrte wieder dahin zurück. Dort lagen ſeine verſchollene Reſidenzen Ferozeabad und Depalpur. In Agra am Yamuna richtete der weiſeſte muhamedaniſche Herrſcher Indiens ſeinen Thronſitz auf, er wurde ſeit der Zeit ſo mit dem Glanze des Großmoguls verbunden, daß ſeiner ſelbſt die Spottliteratur Deutſchlands im 17. Jahrhundert nicht vergißt[1].

Dort an der Yamuna liegt auch die glorreichſte aller indiſchen Capitalen alter und neuer Zeit: Delhi. Indiens Geſchicke haben faſt immer vor ſeinen Thoren, auf ſeinen Ebenen ſich entſchieden. Gegründet mit dem Namen Indraprastha von dem Siegervolke der Pandu, ward es ihre ruhmvolle Hauptſtadt. Als die Häuptlinge aus den Gebirgen Khoraſans den Thron von Ghazna zertrümmerten, gründete der kriegeriſche Sklave Mohamed Ghuri's, ſein Feldherr in Delhi, das mohamedaniſche Kaiſerreich Hindoſtan. Unter Geiſeddin Bulbun (1226—1286), ſagt Ritter[2], war Delhi der glänzendſte Hof der Welt. Luxus, Poeſie und Muſik floſſen dort zuſammen; fünfzehn unterworfene

[1] Schelmufsky iſt in Agra geweſen und hat ſeine „Wahrhaftige, curiöſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung zu Waſſer und zu Lande“ dem großen Mogul, ... Kaiſer in Indien zu Agra gewidmet.

[2] Erdkunde 5, 561.

Könige umgaben ſeinen Thron. Eine Art Akademie der Wiſſenſchaften wurde eingerichtet. Gelehrte und Dichter von überall her eingeladen und über Königen und Brillanten nicht ganz vergeſſen. Unter den Toghluks ſank die Stadt von dieſer Höhe. Ibn Batuta, der ſie in der Erniedrigung ſah, die ſie durch Mahmud Toghluck erlitten, nennt ſie die größte Stadt mit den wenigſten Einwohnern, er, der die Stadt noch in ihrer Blüte kannte und als die erſte Capitale des Islam bewunderte. Nachdem ſie ſich wieder erholt, zerſtörte ſie Timur völlig. Ein Aſchenhaufen ward die rieſenhafte Stadt. Erſt 1631 gründet Schah Djehan das neue Delhi. Welch ein Uebermuth von Pracht dabei verſchwendet war, erſieht man aus der Notiz eines Briefes des Prinzen Waldemar von Preußen vom 6. Mai 1845. Er ſchreibt: „Man tritt in den Dewankoß mit ſeiner Marmorhalle, in deren Mitte der berühmte Pfauenthron ſtand. Oben an den Bogen, welche den Thronhimmel tragen, ſteht in perſiſchen Lettern die ſtolze Inſchrift: „Wenn ein Paradies auf Erden iſt, ſo iſt es hier — ſo iſt es hier — ſo iſt es hier.“ —

Noch unter Schah Aurengzeb ſoll die Stadt an 200,000 Einwohner gehabt haben. Aber die Verwüſtung und Metzelei, welche Schah Nadir in ihr anrichtete (1738), iſt unbeſchreiblich. Die Schlöſſer wurden zerſtört, die Gärten verwüſtet, die Kunſtwerke, wie der prachtvolle Pfauenthron, geplündert; Koſtbarkeiten, 200 Millionen an Werth, davongeſchleppt. Delhi hat ſich nie wieder erholt*. Nachdem ſeine Herren ein Schatten alter Herrlichkeit geworden waren, ward es ſelbſt nur ein Schatten früherer Pracht, größer durch ſeine Trümmer, als durch ſein Leben. 1806, als der blinde Schah Allum nach der Schlacht

* Prinz Waldemar ſchildert unter Anderem den prachtvollen Pavillon von Delhi: „Alles öde und einſam; Bad und Springbrunnen liegen trocken; die Moſaik iſt mit allerlei Geräth und Gartenkehricht bedeckt und die Mauern durch Vögel und Fledermäuſe verunreinigt.“

bei Delhi in die Hände der Engländer fiel, ward es ein Theil der britiſchen Beſitzungen. — So iſt, wie Meſopotamien zwiſchen Euphrat und Tigris, auch Madhyadêça ein Land voll Ruinen. Die großen Erinnerungen lehren die Völker weder hier noch da. Sie verſtehen weder die Zuſtände, in welchen die Wurzeln der Zerſtörung ruhen, noch ahnen ſie den Geiſt, der die neue Erweckung aus den Gräbern und aus ihren Herzen zu locken beginnt.

Denn noch einmal entbrannte der Kampf in dem alten Lande. Um Delhi ſtanden vor einem Vierteljahrhundert wiederum Völker in Waffen. Der blutige Aufruhr des Fanatismus rang mit den neuen Mächten des Weſtens, ſeinen Geſetzen, Gewalten — und ſeinem Segen.

2.

Auf den Denkmälern, welche aus vergeſſenen Jahrhunderten in Meſopotamien und ſeinen Nachbargebieten Weſtaſiens entdeckt worden, ſteht eine räthſelvolle Sprache. Aber reiche Kunde auch aus Keilſchrift begann ſich zu enthüllen, als die Wiſſenſchaft mit der Springwurzel der Sprachvergleichung ſie berührte; durch das Sanskrit erſchloß ſich ein großer Theil weſtaſiatiſcher Sprache und Inſchrift. Die Sprachkunde verband wie mit Brückenbogen des Geiſtes die beiden weltbedeutenden Flußgebiete, Aram, Naharaim und das heilige Antarvêdi. Denn die Sprache gleicht dem Meere; es ſcheint zu trennen, die fern von einander an der Küſte wohnen, und doch iſt es die große Verbindungsſtraße der Völker. Die Sprachwiſſenſchaft iſt das bewimpelte Boot, das auf den Wellen dahinfliegt, vermittelnd verbindet, verſöhnt und vereinigt. Es iſt ein wunderbares Wort der heiligen Schrift von der Verwirrung der Sprachen, durch welche die Nationen zerſtreut wurden.

Die ſprachvergleichende Wiſſenſchaft drückt in großen Zügen

die Sehnſucht nach der Sammlung aus; ſie bahnt die Straßen wieder, um den einen Nationalquell zu finden. Sie hat auch den helleniſchen und germaniſchen Geiſt wieder verſchwiſtert mit der heiligen Sprache von Madhyadêça. Nicht blos Bergkuppen und Ströme, ſondern Jahrtauſende überſtieg ſie mit beflügeltem Schritt, um den indo-germaniſchen Bund zu ſchließen. Gar mancher iſt in die Ferne gezogen und es iſt ihm in fremden Thälern, unter fremden Zungen, bei guten Menſchen wohl ergangen; aber wie fröhlich iſt ihm zu Muthe, wenn ihm ein heimathlich Wort begegnet, ein Laut aus der Flur, wo ſeiner Eltern Haus ſtand, wo er ſelber kindlich lebte und liebte. Wie ein Kirchenglöcklein in das ſtille Thal, rührend bis zu Thränen, muß ſolche Stimme reden. Eine verborgene Sehnſucht tritt quellend hervor. Daß in der Sprache das Herz, die Liebe, die Erinnerung zittert, hat er empfunden. Dies Begegniß hat die Sprachkunde den ſchauenden Völkern bereitet. Nationen, die ſich längſt nicht mehr erkannt, hören durch ſie heimathliche, brüderliche Laute; verſchlagen irrt der deutſche Geiſt um die Trümmer von Delhi und in den Klängen, welche im Flußgebiet der Yamuna und Ganga ſeit Jahrtauſenden heimiſch ſind, hört er forſchend heimathliche Rede. Schon mit dem Namen Indraprastha, der Wieſe, dem Pratum des luftheiterſtrahlenden Gottes iſt ihm eine erinnerungsvolle Heiterkeit geworden. Denn Indra (idhra) entſpricht der deutſchen Bildung von heiter.

Alles, was ſein deutſches Herz bewegt, Gott und Geiſt, Vater und König, Mutter und Liebe, Sohn und Tochter, Bruder und Schweſter, Wiſſen und Lehre hört er in verwandten Tönen wieder. Sonne und Mond, Licht und Schatten, Tag und Nacht, Wind und Waſſer, Fluß und Bach erſcheinen wie in nachbarlichem Laut. Es ruht eine Völkerpoeſie auf den ſprachwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, wie ſie nur der Fernſtehende nicht kennt. Aus ihren mühſam gewonnenen Formen, aus ihren lexicaliſchen Mühen, aus ihren grammatiſchen Lehrbüchern geht der

Odem einer Sehnſucht aus, die bei den Völkern nach jenem Quell laut wird, der, oft verborgen und eingedämmt, plötzlich hervorbricht und die ſeit undenklichen Zeiten Zerriſſenen eins macht und wieder ſammelt.

Die Hellenen haben von dieſer Verbrüderung des Sprachgeiſtes keine Ahnung gehabt. Sie waren mehr verarbeitende Bildner, als daß ſie ſuchten, ſammelten, verglichen. Allerdings ging durch ihre alte Sage die Sehnſucht nach einer öſtlichen Heimath. Ihre Sonne ſtieg ja nach dem ſchönen Verſe des Steſichorus täglich in den Lichtbecher, um ſchwimmend durch den Ocean heimzukehren zur Mutter, Gattin und zu theurem Vaterhauſe. Die Aethiopen ſind es, die Weiſen und Glücklichen, zu denen Helios heimkehrt. Daß mehr an Indien als an das heut genannte Aethiopien gedacht werden müſſe, iſt richtig bemerkt. Auf dieſem Becher fährt Herakles dahin bis an den Anfang, er, der Alles für die Menſchen wie ein Gott vollendet. In Dionyſos, dem Indienfahrer, iſt die uralte Verſöhnung der Völker durch ſeinen Culturgeiſt farbig dargeſtellt. Nicht wie ein Erobererkönig, wie Dionyſos, zog Alexander dahin auf ſeinem wunderbaren Zuge, nicht den Menſchen, ſondern dem Gott ahmte er nach. Sein Schmerz iſt daher von ſeinen Geſchichtsſchreibern ſinnig ausgemalt, daß der Hyphaſis ſeine Grenze, daß ihm ſelbſt kein Blick in das ferne Land der ariſchen Gangesvölker geſtattet ſein ſollte. Bis dahin drang kein griechiſcher Laut, der haften geblieben wäre. Alexanders Aufgabe war am Indus gelöſt; das, was er vorbereiten ſollte, war anderm Geiſte für Madhyadêça aufbewahrt. Auch nicht den nachfolgenden Epigonen der Griechen und der Römerwelt war mehr vergönnt. Keines römiſchen Bürgers Mund ſprach hier das ominöſe Wort: „Hier wollen wir bleiben!“ und kein römiſch Ohr verſtand die verwandten ariſchen Laute.

Der Muhamedanismus, die Geißel Gottes für die indogermaniſchen Völker, deckte bald Alles vom Euphrat bis über

den Ganges hinaus mit ſeiner verzehrenden Lava. Zwar gedeiht auch auf dieſem Boden manch blühende, prächtige Oaſe, wie am Krater des Veſuv, aber Dauer hat nichts, was auf Lava geſäet iſt. Immer bricht alle Pracht wieder zuſammen unter ſeinen fanatiſchen Feuerſtrömen. Es lagert ſich Wüſte auf Wüſte, Trümmer auf Trümmer, Grab auf Grab. Indo-Germanien aus ſeinem Schutte aufzugraben, das vermochte nur ein germaniſches Volk. Die Nachkommen der ſueviſch-weſtgothiſchen Völker in Südweſt-Europa, die ſo lange von dem Islam zerſprengt waren, entdeckten beide Indien. Die deutſchen Völker ſuchten wieder wie zu Zeiten der alten Wanderung die fernen Küſten auf. Zu Albuquerque's Grab wanderten die Inder wie zu einem Gott. Aber wer ſich ſelbſt nicht regieren kann, wird die gebietende Hand über Andere nicht behaupten können. Portugal verlor an Philipp ſeine Selbſtſtändigkeit, an Holland ſein Indien. Die ſeekundigen, nüchternen Frieſen und Morſaten, Hollands alte germaniſche Heldenbewohner, beherrſchten die Meere und drangen in Indiens Küſten und Inſeln ein. Van Broek zeigte vor Jacatra den Muth eines Regulus, aber auch der Holländer Erfolge fanden ein ſchnelles Ziel.

Der holländiſche und portugieſiſche Nationalgeiſt widerſprechen ſich völlig. In Indien traf ſie daſſelbe Geſchick und dieſelbe Sünde. Die Macht und der Genuß ſind Beiden gleich gefährlich, der zügellos ſüdlichen Phantaſie, wie der dürren kaufmänniſchen Nüchternheit. Die Tyrannei der Letzteren wird ärger als die der Erſteren. „Wann werdet Ihr wiederkehren", fragte ein Holländer in Indien den beſiegten Portugieſen. „Wenn Eure Verbrechen größer ſind als die unſrigen." Colbert, der Franzoſe, lernte von den Holländern, die ſein König nicht überwand. Mit der Erlaubniß, die es vom Kaiſerthum Delhi empfing, in Pondichery Geld zu münzen, fangen Frankreichs Erfolge an. Bald verbreiteten Labourdonnais und Düpleix in Indien franzöſiſchen Muth und Uebermuth. Dupleix ritt daher

wie ein muſelmänniſcher Nabob. Ueber dreißig Millionen regierte er mit beinahe abſoluter Gewalt. Aber bald fiel ſeine nach Art öſtlicher Machthaber gegründete Stadt „Dupleix Fatihabad“ und die geſammte franzöſiſche Herrſchaft unter den Siegen eines engliſchen Commis aus Shropſhire, des ſpätern Lord Clive.

3.

Der Wanderzug in die Ferne characteriſirt die germaniſchen Völker von jeher, und wunderbarer Weiſe iſt er mit der tiefſten Anhänglichkeit an den Boden verſchwiſtert, auf dem ſie leben. Der Kosmopolitismus der That und der Idee iſt nirgends wie bei ihnen mit der Gemüthlichkeit verbunden, die ſie an das geſonderte Eckchen Landes feſſelt, auf dem ſie heimiſch ſind. Den Kosmopolitismus der That haben mehr als die anderen Bruderſtämme die Angelſachſen (um dieſen nun einmal ſchwer trennbaren Ausdruck zu gebrauchen) entwickelt und doch auch die Kraft vaterländiſchen Gefühls und Stolzes faſt bis zum Seltſamen ausgebildet. Kein anderer deutſcher Wanderſtamm hat ſo erobert und erworben wie ſie. In Spanien und Portugal ſpricht man romaniſch, wie in dem durch die Franken beherrſchten Gallien, deſſen moderner Name wenigſtens an ſeine Eroberer erinnert. Gegen römiſche Sprache und Literatur konnte ſich die ungelenke Zunge der Gothen und Longobarden in Italien nicht behaupten. Wie die Angelſachſen nach England, wurden die Söhne Rurik's, die normänniſchen Warägerruſſen, nach Rußland berufen, und nur dieſer Name mit wenigen mühſam erhaltenen Worten iſt eine Erinnerung an ſie in dem ſlaviſchen Lande. Nur die Angelſachſen haben Britannien ſo erobert, daß Sprache, Sitte, Name ihr Eigenthum ward; trotz aller Einflüſſe ſpäterer Geſchicke iſt die Sprache Shakeſpeare's, die angelſächſiſche, in ihrer Kraft, Bildung und Wortfülle

größtentheils die in zweien Hemisphären die herrſchende geblieben. Es iſt ein vergeblicher Verſuch neuerer Schriftſteller, ſkandinaviſche Einflüſſe als mitwirkend darzuſtellen; ſelbſt die Orts- und Gaunamen-Bildung iſt die ſächſiſche geworden. Nur die Griechen und Römer in den Zeiten ihrer höchſten Bildung haben zuweilen ſo coloniſirt wie dieſes germaniſche Eroberervolk auf der von den Römern lange behaupteten Inſel. Ein anderes Factum iſt nicht minder merkwürdig. Das geſammte römiſch-chriſtliche Europa hat die römiſch-chriſtliche Sprache in ſeine Kirche und Liturgie übertragen. Die Angelſachſen ſind die Einzigen, welche ihre Sprache auch im heiligen Verkehr mit ihrem Erlöſer feſthielten. Die Bibel und die Homilien waren angelſächſiſch verbreitet. Nicht einmal die Meſſe ward ganz lateiniſch geleſen. Das angelſächſiſche Trauformular gilt ſeinem Geiſte nach noch heute in der engliſchen Kirche. Aber neben dieſem treuen Feſthalten an ſich ſelbſt offenbart ſich ein Drang in die Ferne, der bei keinem anderen Stamme ſo mächtig wieder erſcheint. Die Angelſachſen hatten damals den Völkern nichts anderes zu bringen als das Chriſtenthum, und den Sendboten des Glaubens, die von ihnen ausgingen, verdankt halb Germanien ſein chriſtlich Heil. Die Erſcheinung, von einer kaum gewonnenen Inſel Schaaren von Männern ausziehen zu ſehen, um ihren Glauben in alle Welt zu tragen, gehört zu den wunderbarſten der Weltgeſchichte. Ein Angelſachſe war Bonifacius, der Bekehrer Mittel-Deutſchlands, der Erzbiſchof von Mainz. Ein Angelſachſe der erſte Biſchof von Utrecht, von Bremen, von Eichſtädt. Es iſt der kosmopolitiſche Zug des Volksſtammes, der im Chriſtenthum das volle und ganze Ziel ſeiner Sehnſucht gefunden. Daraus, wenn auch nicht immer in dieſer erhabenen Weiſe, ſondern oft von mancherlei Uebeln befleckt, geht der den Angelſachſen faſt eigenthümliche Zug zur Pilgerſchaft hervor. „Zu pilgern," ſagt Beda, „ſind in dieſen Zeiten Unedle und Edle, Laien und Geiſtliche, Männer

und Frauen gewohnt.“ Auch der König Ina von Kent, der Gönner Winfried's, wird nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung durch seine Gemahlin zur Thronentsagung und Pilgerschaft nach Rom bewogen. In den angelsächsischen Frauen lebte derselbe Geist. Mehr als eine deutsche Aebtissin war eine Angelsächsin, aber in schmerzlich tadelnder Weise rügt es Bonifacius, daß nur wenige Städte in Italien und Gallien seien, wo man nicht englische Frauen träfe.

Eine Geschichtsschreibung gleichzeitig und kraftvoll zu entwickeln, ist nur Sache solcher Völker, welche weit über die Welt wirken wollen. Auch an den Angelsachsen hat sich dies bewährt. Kein deutscher Stamm hat eine Darstellung, wie Beda sie gab, und wie in der angelsächsischen Chronik so zeitig erhalten. Schon ihr König Alfred, der britische Karl der Große, beweist durch den Eifer, die Berichte der Walfischfänger über nordische Länder zu sammeln und seinem übersetzten Orosius beizulegen, diesen tiefgeschichtlichen Sinn. Von demselben Könige berichtet auch die vielfach ausgeschmückte Erzählung seiner Gesandtschaft nach Indien, um an die Kirchen der indischen Apostel Thomas und Bartholomäus Weihgeschenke zu bringen.

Es sind nun über 800 Jahre seit der Schlacht bei Hastings verflossen, wo der Thron der Angelsachsen in die Hände der französischen Normannen fiel, aber der angelsächsische Character ist nicht verblichen, sondern er hat nur in weltumfassenden Dimensionen die Schwingen heben müssen. So wie die Angelsachsen bei Senlac standen, eine lange unüberwindliche Mauer, haben sie, nur glücklicher, bei Waterloo ausgehalten. Was eine Zeitung vor längeren Jahren treffend von den englischen Pionieren sagte, „daß sie eine Geschichte hätten, wie kein anderes Regiment,“ läßt sich in Beziehung auf die Weltausdehnung, in der sie fochten, von den englischen Truppen überhaupt sagen. Crecy und Azincourt, Delhi und Assye (1803), die Linien von Torres Vedras und Vittoria, überall zeugen die Schlachtfelder beider

Hemisphären von dem eiſernen Muth ihrer Ausdauer, der, wenn nicht immer zum Siege, ſtets zum Ruhme führte.

Die angelſächſiſche Pilgerluſt iſt ſich treu geblieben. Nicht etwa blos in den Weltfahrten des Vergnügens und des Reichthums, auch in der Pilgerſchaft des Kampfes und der Eroberung, mit der England den Erdball bis an die polariſchen Grenzen umzog. Die engliſche Flotte iſt der Weltpilger, der über alle Meere fliegt, deſſen Flaggen in allen Häfen flattern, deſſen Donner Gewalt und Trotz, aber auch Geiſt und Wiſſen, Reichthum und Bildung in alle Zonen trägt. Sie trägt die engliſchen Entdecker auf ihrer Pilgerfahrt wiſſenſchaftlichen Dranges in das eisſtarrende Meer, wie in die brennende Wüſte und an die öde Inſel; ſie iſt der ruhmvolle Bote, der die aufgegrabenen Schätze des verſunkenen Alterthums in die Heimath überführt. Sie iſt der große Dolmetſch, durch den die Sprachen des alten und neuen Erdballs aus unermeßlicher Ferne über Fluten und Steppen zu uns reden.

Nicht blos unbewaffnete, harmloſe Sendboten gehen mehr nach ihres Königs frommen Gebot nach Indien; ganz Indien vom Meer bis an den Indus, bis an das Herz von Madhyadêça, bis in das heilige Antarvêdi durchzog und unterwarf das engliſche Schwert.

Was kein indo-germaniſcher Stamm erreicht, haben die Nachfolger der Angelſachſen ausgeführt, und der Sieg, der ſie zu Herren über die Gefilde von Haſtinâpura und Paniput machte, der ihnen Indraprastha zum Beſitz gab, war nicht blos ein Sieg des kaufmänniſchen Gelüſtes, das in ſelbſtſüchtiger Gewinnſucht blind iſt für Vor- und Nachwelt, auch nicht blos ein Triumph des Schwertes, das wie Mahmud von Gazna zu zerſtören und zu plündern gekommen iſt, — es war auch ein Sieg des germaniſchen Geiſtes und ſeiner Sprache, die in der tief verborgenen Ferne Quelle und Brüderlichkeit gefunden.

In der Erkenntniß altindiſcher Sitte und Sprache haben

Portugiesen und Holländer fast nichts gefördert, auch die Franzosen, obschon weiter vorgedrungen, haben damit kaum begonnen, selbst Anquetil de Perron war von englischen Vorgängern angeregt und wurde freiwillig Kriegsgefangener, nur um seine Schätze in Oxford zeigen zu können, — aber eben so emsig wie die englische Handelslust die Schätze Bengalens ausbeutete, vergrub sich der englische Forschungsgeist in die Erkenntniß der Sprachen Indiens. Das Sanskrit ist eine Wiederentdeckung englischer Gelehrter. Alles, was vor ihnen davon gewußt war, ist ganz ohne Bedeutung. Und diese Entdeckung ist mehr werth, als die von tausend steinernen Monumenten. Denn die Sprache ist das Seelenabbild der Nation, die sie spricht, die Sammlung der unzähligen Symbole ihres Geistes, die Verkörperung der tiefsten und verborgensten Stimmungen ihrer individualen Natur. Durch sie überflog man die fast tausendjährige Lava, welche der Muhamedanismus aufgeschüttet hatte. Das indische Leben älterer und jüngerer Zeit that sich auf in unerwarteter Fülle und Pracht. Ein neuer Welttheil des Geistes, wie er sich in Amerika nicht offenbart hat, öffnete sich durch die Lösung des Siegels der Sprache. Man gewann eine Literatur, die quantitativ nach dem Urtheil eines Kenners den klassischen Sprachen nicht nachstand und dem germanischen Drange nach Wissen und Forschung einen neuen und eigenthümlichen Reiz verlieh.

Denn in der Erkenntniß des Sanskrit fand man den wunderbaren Schlüssel, der das Geheimniß der Sprachen von vier anderen Hauptvölkern der Welt aufthat, durch den das Mysterium des persischen Alterthums sich lockerte, durch welche der germanische Geist gewissermaßen ein gut Theil der tiefen Sympathie erklärt fand, welche ihn an die Erforschung von Hellas und Rom und an das Kunstwerk ihrer Sprachen band.

Bald gewährte in dem forschenden Geiste denkender Köpfe das Studium des Sanskrit ein großartig seltenes Bild. Ein Stück uralter Sprachentrennung war aufgehoben. Einige köst-

liche Glieder der alten Zungenkette hatten ſich wiedergefunden. Zu dem einen Quell ſah man im Geiſte wieder zuſammenſtrömen die Eroberer Europas, die ſich zerfleiſcht hatten in tauſendjährigen Kämpfen. Hellenen und Perſer, Perſer und Römer, Römer und Deutſche, Deutſche und Kelten reichten ſich brüderlich die Hand; ſie erkannten ſich in ihrem Dichten, in ihrem Mythus, vor allen Dingen in den Klängen ihrer Sprache wieder.

Ein großes Werk wiſſenſchaftlicher Liebe war begonnen worden, eindringlich genug, um auf allen Gebieten ſcientifiſchen Lebens eine heilſame Anregung zu geben, die bis in die Umfriedung heiliger und chriſtlicher Anſchauung verſpürt ward. Freilich gebührt die Erkenntniß des Sanskrit und namentlich der ſprachvergleichenden Wiſſenſchaft, zu der es den Anlaß gab, in ihrer heutigen Blüte den Engländern nicht allein, erſt in Deutſchland iſt Grammatik und Sprachvergleichung zur rechten Wiſſenſchaft geworden. Wie in Deutſchland wird das Sanskrit weder in London noch in Paris ſtudirt. Das Intereſſe an indiſchem Wiſſen nahm bei uns den geiſtvollen Aufſchwung, wie jeder Kosmopolitismus der Idee. In Erfurt ſchrieb Dalberg eine Abhandlung über die Muſik der Inder (Erfurt 1812), die von den Indologen rühmlich erwähnt wird. Die Deutſchen können überall gerecht und dankbar ſein, wie lernende Schüler und ſelbſtändige Nachfolger immer ſind, und darum ſind William Jones und Colebrooke nicht vergeſſen. Als Friedrich Schlegel 1803 Sanskrit in Paris lernen wollte, war es ihm nur durch den Engländer Hamilton möglich; der erſte philologiſch klare Abdruck einer indiſchen Epiſode, die des Nalus, mit der Bopp ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit begann, war 1819 in London mit geborgten Typen erſchienen. Es war das zweite Buch in Sanskrit, welches in Europa gedruckt wurde. Aber noch vor Jahren widmet der Verfaſſer der erſten indiſchen Alterthumskunde, Chriſtian Laſſen in Bonn, ſein Werk „der Aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen“

„für die ihm gewährte huldvolle Unterstützung seiner Bestrebungen.“ Um so viel weniger konnte die deutsche Wissenschaft ihre Sympathien unterdrücken, als sie von den Gräueln vernahm, welche gegen die Engländer zum Theil von denen verübt wurden, die ihnen das Beste verdanken, die tiefe Erkenntniß ihres alten Geistes und denen sie die Lehre von dem näher gebracht haben, der mehr als Jona war. Die deutsche Wissenschaft, die in allen ihren Vertretern von dem neuen Aufschwunge sprachvergleichender Kunde berührt worden ist, mußte lebendig erregt sein von den Gefahren, mit denen die europäische Cultur in Indien bedroht schien, denn sie hat mit erobert und Beute heimgebracht aus dem großen Feldzuge. Die Anstrengungen sind auch ihr zu Gute gekommen, welche ein Jahrhundert ausfüllen. Sie hat in stiller Zelle verarbeiten und überdenken können, was als Abfall von den Trophäen Lord Clive's und seiner Nachfolger heimgetragen ward. Die deutsche Wissenschaft hat ein Recht und eine Pflicht, ihre Sympathie laut und klangvoll bis über das Meer auszusprechen. Denn ein Herz, das Wissen liebt, ist überall von Dank und vergisset nie. Die Wissenschaft trifft in diesem Interesse mit der großen Politik zusammen, der einzigen nämlich, die diesen Namen verdient, deren Anfang und Ende das Christenthum ist.

Die geflügelten Stiere von Persepolis.

Mit einleitenden Kunstgedanken.

Zu Jupiter war einst, wie der geistreiche Lucian erzählt, Menippus, ein alter Philosoph, aufgestiegen, um sich im Olymp über alle die Dinge zu erkundigen, die er von den Gelehrten seiner Zeit auf dieser untern Erde zu erfahren verzweifelte. Der Vater aller Götter nahm ihn nicht unfreundlich auf und fragte nach Vielem, was auf der Erde vorgehe, besonders nach den Kunstwerken, die für ihn errichtet würden. Dabei schaute er mit huldvollem Lächeln ihn herablassend an und sprach: „Sage mir offenherzig, lieber Menippus, was denken die Menschen von mir?“ Der Philosoph antwortete natürlich: „„Was anders, Herr, als das Ehrfurchtsvollste, daß Du König aller Götter bist.““ Der Gott erwiederte: „Du scherzest, Freund; ich weiß, wenn Du es mir auch nicht sagst, wie neuerungssüchtig man da unten auf Erden ist. Es gab eine Zeit, wo ich der Menschen Wahrsager, ihr Arzt, ihr Alles in Allem war; da waren alle Straßen, alle Märkte Jupiters voll; Dodona und Pisa glänzten über alle Tempel; es wurden mir der Brandopfer so viele gebracht, daß ich vor Rauch kaum die Augen öffnen konnte. Jetzt ist es anders. Du wirst finden, daß Plato's Gesetze und Chrysipp's Philosopheme nicht kälter

ſind, als meine Altäre.“ So ſprach er. Seit der Zeit ſind lange Jahrhunderte vorübergegangen: der alte Zeus iſt geſtürzt und verbannt. Vielleicht ſcheuen neue Philoſophen gleichfalls nicht, den weiten Weg in ſein Exil anzutreten, um dem alten Kronion, wenn ſie könnten, beſſere Nachrichten zu bringen, als er einſt vor Jahrtauſenden empfing. Denn voll ſind wieder die Straßen und Märkte von Jupiter und ſeinen Göttern. Durch alle die fernen, reichen Länder, die er einſt den Barbaren zutheilte, ſind Bildſäulen, Denkmäler, Vaſen, Altäre und Lampen für ſie verbreitet; von der Themſe bis zur Newa und vom äußerſten Scanzien in Stockholm bis an das mittelländiſche Meer erheben ſich Prachtgebäude, um die Erinnerungen an Zeus und ſeine Weihgeſchenke, ſeine Anathemata und Agalmata zu ſammeln, zu ordnen, zu bewundern. Wo niemals der künſtleriſche Fuß eines Hellenen Spuren zurückließ, im märkiſchen Sande, ſpiegeln herrliche Muſeen die ſchöne Götterzeit zurück. Apollen und Minerven, ſeine Lieblingskinder, ſieht er auf allen Königsſitzen; niemanden vermißt er von allen ſeinen Genoſſen an der olympiſchen Tafelrunde, weder Herkules noch die Amazonen, und mit Genugthuung könnte ihm von der Inbrunſt und Treue erzählt werden, welche die ihm gewidmeten Werke pflegt und ſchützt. Ganz Europa trägt wie einſt in der Fabel den Gott, und es iſt einig wie ein Volk im Muſeenbauen und im Anhäufen alter Monumente.

Freilich die alten Nebenbuhler von ehemals würde er auch nicht vermiſſen, die ägyptiſchen und aſiatiſchen Götter, denen ebenfalls viele Dienſte geweiht ſind, aber er könnte dennoch zufrieden ſein mit dem, was nur für ihn und die Seinen gethan wird. Für einen abgeſetzten und vertriebenen Gott empfängt er Cultus und Dampf genug. Ich fürchte nur, er würde dieſen neuen Tröſtern, welche ebenfalls Vieles verſchweigen werden, auch jetzt nicht glauben. Wenn die Großen, aller Macht und Herrlichkeit entkleidet, in Einſamkeit und Trübſinn auf einem

Felſen der Vergeſſenheit ausruhen, fangen ſie an, ungläubig zu werden; Schmeichelſyſteme finden keinen Eingang mehr, und Jupiter würde zweifelhaft das greiſe Haupt ſchütteln, ob ihm wirklich alle die Herrlichkeiten gelten, von denen ihm erzählt wird. „Wenn dies Alles für uns geſchähe," hören wir ihn ſagen, „warum rufen ſie mich denn nicht zurück! warum geben ſie mir meinen Thron nicht wieder, ſtellen meinen goldenen Blitz mir nicht zurück! Erſt durch mich und meine Verehrung würde Leben in die Hallen der Kunſt, in die Muſeen, in die Bildſäulen zurückkehren. Was durch den Glauben an mich entſtanden iſt, würde erſt durch die Ausrufung meiner Gottheit Reiz und Zuſammenhang erhalten. Sollten die Menſchen, welche mich vertrieben, weil ſie nicht länger Holz und Stein verehren wollten, mich deshalb auf ein Felſenland verſetzt haben, um nun erſt recht dem Marmor und der Cypreſſe zu dienen!"

„Du täuſcheſt mich, Philoſoph, wie mich die Philoſophen bereits vor Jahrtauſenden in den Tagen meiner Macht getäuſcht haben. Es mag ſo ſein, wie Du ſagſt, aber dem Hellenengotte gilt das nicht; es muß ein neuer Geiſt über die Menſchen gekommen ſein, der ſie Dinge thun heißt, die ich nicht begreife. So viel Gott bin ich noch, um zu wiſſen, daß es Dinge giebt, die ein helleniſcher Gott nicht wiſſen kann. Es wird wol ein anderes Weltverhältniß eingetreten ſein. Drum weiche von mir und ſchone eines Vergeſſenen!"

Alſo ſprechen wird Kronion und nicken dazu mit den ſchwarzen Augenbrauen.

Und in der That es liegt eine neue Weltanſchauung zwiſchen griechiſchem Leben und Schaffen und unſerer Zeit. Die Continuität der Poeſie, der ſchaffenden Macht auch im Künſtler, iſt unterbrochen worden mit dem Untergange der alten Welt. Es ſind nicht blos die Staaten — Athen, Corinth, Rom — zuſammengebrochen, auch der geiſtige Athem, der ihre Lebensdauer mehr oder weniger erfüllte, iſt vergangen. Und die Kunſt

der Griechen, welche wir uns als das Muſter von Schönheit und Reiz vorſtellen, war nicht blos ein aggregirter Theil ihres Lebens, ſondern in ihrem ganzen Auffaſſen und Erzeugen organiſch zu ihm gehörig, das ihren Hauch davon entlehnte und wiederum rückwirkend auf daſſelbe ausgoß. Götterlehre, Staatslehre, Menſchenlehre, Schönheitslehre befanden ſich in einer unlösbaren Einheit, aus der die Kunſt wie die griechiſche Poeſie gleich Athene, die bildende und dichtende, aus dem Haupte des Zeus hervorſprang. Sie gingen aus dem ganzen Leben hervor, für das ſie ſchufen und von dem ſie verſtanden wurden. Mittelbar oder unmittelbar iſt die Volksanſchauung vom Weſen und Zuſammenhang der Welt mit den göttlichen und ſittlichen Kräften die eigentliche Grundlage, von der aus die dichteriſchen Gedanken des ſchaffenden Künſtlers ſich erheben. Im griechiſchen Weltalter war es unmöglich, Gedanken, die außerhalb der Geſammtheit der Volksanſchauung lagen, unvermiſcht mit den eigenen zu faſſen oder zu würdigen. Der Grundton der alten Zeit bleibt auch für das Kunſtleben das Nationale, nur in einer weiteren Bedeutung, als es nicht die Grenzen des einen oder anderen Volkes, ſondern der Weltanſchauung, in welcher ſich verwandte Völker wiederfinden, bezeichnet. Ja, gerade das, was den zauberiſchen Reiz der Kunſtwerke der Hellenen ausmacht, geht aus dieſer Einheit hervor, in welcher ſich alle Punkte des ſittlichen und gedanklichen Lebens zuſammenfinden. *Denn aus der Einheit quillt die Schönheit.* Daher geht auch von jedem griechiſchen Meiſterſtück ein Eindruck aus, in dem wir gleichſam typiſch den ganzen griechiſchen Cultus in Harmonie mit ſich erkennen. Das Volksleben und Wiſſen war nicht unbetheiligt beim Schaffen und blieb nicht unberührt von dem Eindruck des Geſchaffenen. Wenn alle Straßen und Märkte Jupiter's voll waren, d. h. voll von Säulen und Bildwerken und heroiſchen Darſtellungen, wenn wir, nach *Otfried Müller's* Ausdruck, den Reichthum helleniſcher Kunſtdenkmäler uns nicht

groß genug denken können, ſo ward hierdurch in den Geiſt der Nation, der ſie verurſacht hatte, wieder ein neues und belebendes Element eingepflanzt, durch welches Kunſt und Künſtlergedanken in einer tragenden und getragenen Tradition fortlebten. Göthe meint allerdings: „Laokoon bliebe ebenſo ſchön, wenn man den Gegenſtand der Darſtellung nicht kennete;“ er würde das Denkmal erklärt haben: „Ein Vater ſchliefe neben ſeinen beiden Söhnen; ſie würden von Schlangen umwunden und ſtrebten, ſich zu befreien.“ Das mag zugegeben werden. Aber Laokoon iſt nur geſchaffen worden in derſelben Atmoſphäre geiſtigen Lebens, in welcher die Sage ſelbſt ſich bildete. In dem Schaffenden können die Gedanken nicht getrennt werden, aber in der Kunſtkritik wird es der Fall ſein können. Gerade dabei bekundet ſich die große Scheidung unſerer Weltanſchauung von der alten. Denn wenn es unmöglich ſcheint, daß die neue Welt helleniſche Meiſterwerke voll alten Gehaltes ſchaffe, ſo iſt doch gewiß, daß ſie dieſe dafür in ihrer Schönheit zu würdigen ganz beſonders geeignet ſei. Sie wird nicht wie Phidias einen olympiſchen Jupiter, Skopas die Niobe, Ageſander den Laokoon, Lyſippus den Herakles hervorbringen, aber dieſe Werke in ihrer vollen künſtleriſchen Bedeutung zu beurtheilen, zu erläutern, zu bewundern verſtehen. Die Wiſſenſchaft der Kunſt, welche wir üben und die gleichſam das Alterthum noch einmal reproducirt hat, die ſich in die Seele des meißelnden und zeichnenden Künſtlers hineindenkt und daran keinen Anſtoß hat, ob dieſer wie ſeine Interpreten: Winkelmann in der Mark, wie Leſſing in Kamenz, wie Göthe in Frankfurt, wie Heyne in Chemnitz, oder wie Zoega in Dänemark, wie die Visconti in Oberitalien, wie Millin in Paris ihr Vaterland haben, — dieſe Wiſſenſchaft iſt nur bei einer Weltanſchauung möglich, welche nicht in irgend begrenzten Regionen ihre Heimath hat, und es iſt die, welche aus Zion über den Erdkreis ging, geht und gehen wird. Der Künſtler, welcher in einen Belvederiſchen Apoll ſich ſo vertiefen kann, um außer Hellas Alles zu vergeſſen, dem

Philologen gleich, der vor lauter griechiſchen Tributliſten und Inſchriften die Gegenwart zu würdigen vergißt, hat dieſe Kraft, ſich ſo zu verſenken und den Geiſt eines Kunſtwerks einzuathmen erſt aus der Atmosphäre des kunſt- und bilderloſen Landes jenſeit des Jordan geſchöpft und eingeſogen. Wenn wir im Stande ſind, das klaſſiſche und unklaſſiſche Alterthum ſo zu würdigen, daß es zum Studium, zur Folie, zum unvergleichlichen Bildungsapparat unſeres inneren und äußeren Auges anwendbar iſt, ſo verdanken wir dies nur der univerſalen Anſchauung, welche voranging und die Völker trotz Natur- und Sprachſcheidungen an einander ſchließt. Wenn wir Muſeen bauen für Ueberreſte längſt verſunkener Geſchlechter, unſere Hauptſtadt ſchmücken mit Trümmern verloren geglaubter Denkmäler tauſendjährigen Alters, nicht blos Hellas und Rom, ſondern auch Aſſyrien und Perſien lebendig werden laſſen und wie ein exotiſches Gewächs in unſerem Bildungselemente hegen, ſo geſchieht das nicht gegen die Weltanſchauung, welche wir haben und pflegen, ſondern durch dieſelbe, die allein jene wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Intereſſen möglich gemacht hat. Wer nicht über nationalen Anſchauungen erhaben iſt, wird Außernationales nicht zu ſchätzen und zu verſtehen ſuchen. Deſſen aber ſich ſtets bewußt zu ſein, iſt auch eine Aufgabe. Alsdann vermag man auf der ganzen Breite einer weltgeſchichtlichen Anſchauung, welche das Chriſtenthum oft unſichtbar und unbewußt unter die Völker gebracht hat, wie Winkelmann, Leſſing und Göthe, die Schönheit zu faſſen und zu deuten, und zwar in Kunſtwerken, mit deren Conception uns nichts als die Kritik der Schönheit verbindet. Wir haben das voraus, daß wir jedes Erzeugniß der Kunſt auf der Tafel einer und derſelben Betrachtung liegen ſehen, was den Alten unmöglich war. Wie alle Menſchen ſo univerſell ſind, um für die Schönheit der Natur überall, ob in tropiſchen oder arktiſchen Gegenden, ob ſie durch heimathliche Bezüge mit uns verbunden iſt oder nicht, zugäng-

lich und empfänglich zu werden, alſo iſt es der modernen Welt gegeben, die Schönheit jedes Kunſtwerks nach ſeinem eigenen Weſen und Inhalt zu faſſen.

Ueberall offenbart es ſich, daß die Aeußerung des Wahren und Schönen auf einer weiteren Grundfläche geiſtigen Lebens, wenngleich daran nicht mittelbar erinnert wird, kund werden muß. Es gab weder früher noch ſpäter Künſtler, welche außerhalb oder oberhalb deſſen ſtehen, was man den Zeitgeiſt oder Weltanſchauung nennt; denn die Fäden mögen ſo fein ſein wie die, an welchen nach alter Anſchauung die Parzen jegliches Weſen halten und beſtimmen, — ſie ſind vorhanden und von wechſelſeitiger Bedeutung. So iſt auch die moderne Wiſſenſchaft der Kunſt, welche das Schöne erkennt und dies bewußtvoll ausſpricht, die, ohne Jupiter zu ehren und auf Altären Weihrauch aufgehen zu laſſen, das alte Kunſtwerk prüft und anſchaut, bewundert und pflegt, gerade *aus dem Geiſte hervorgegangen*, welcher den Jupiter von ſeinem morſchen Thron ſtürzte. Denn dieſe Anſchauung löſet die nationalen Schranken in Vorwelt und Gegenwart, und der auf ihr ruhende Geiſt verſteht, wenn auch nicht immer zu ſchaffen, doch Alles zu faſſen, was Vorwelt und Gegenwart geſchaffen hat.

In den Unterſchieden, welche zwiſchen Production und Kritik vorhanden ſind, läßt ſich auch die Differenz in der Volkstheilnahme an den Kunſtgewerben erkennen. Die Production der helleniſchen Kunſtdenkmäler war gezeitigt durch das geſammte Volksleben, darum lebte die alte Zeit mit ihnen und von ihnen. Was die *Kritik* der neuen Zeit in der Kunſt hervorbringt, iſt zwar ein Reſultat eines weltgeſchichtlichen Studiums, ſteht aber darum dem eigenen Volksleben ferner. Die größten Meiſterſtücke, welche die Wiſſenſchaft der Kunſt hervorbringt, dringen in das populäre Bewußtſein nicht ein. Die Amazone von Kiß hat im Berliner Volk nichts erweckt, während die Statue Friedrich's II. ihm ſchon näher ans Herz rückt.

Die Schönheit, die wir in den alten Meiſterwerken bewundern, iſt auch nicht ſowol nachzuahmen, als aufzunehmen. Die Aufgabe der modernen Kunſt iſt nicht, mit der alten in ihren Stoffen zu wetteifern, was ein ungleicher Kampf wäre, ſondern aus der unendlich viel bunteren, wechſelvollen, gedankenreichen Weltanſchauung, die ſich nicht aus einem Jahrhundert und aus einer Landesgrenze ergiebt, heraus zu denken und, die herrlichen Muſter eines ähnlichen Schaffens im Auge und in der Seele, der eigenen Zeit ein Denkmal zu ſetzen. Denn die Arbeiten der alten Kunſt ſind ſolche Zeugniſſe der Geſchichte; die Völker ſetzen ihrem Geiſt, ihrem innerſten und tiefſten Leben Denkmäler durch Meiſterwerke, welche ausdauern bis in eine ferne Zukunft. Dieſe Wahrzeichen des Hellenenthums ſind darum wunderbare Archive für die Erforſchung des Lebens und Waltens der Geſchlechter, aus denen ſie hervorgingen; ſie eröffnen oft ein Verſtändniß, für welches alle ſchriftlichen Nachrichten nur einen dürftigen Erſatz bieten würden; ſie geben zahlreiche Auskünfte über Momente, von denen es natürlich iſt, daß Philoſophen und Redner, Geſchichtsſchreiber und Poeten über ſie ſchwiegen; ſie laſſen Schlüſſe zu über eine allgemeine Volksbildung und ein öffentliches Verſtändniß, alſo nicht blos, wie Bücher thun könnten, über den eigenen Geiſt der Gelehrten und Schriftſteller. Eben weil im helleniſchen Alterthume Kunſt und Lebensanſchauung homogene Dinge waren, das Eine durch das Andere lebte und ſich aufklärte, waren die Kunſtwerke, welche jene Meiſter ſchufen, entweder aus dem Geiſte des öffentlichen Wiſſens hervorgegangen oder wirkten auf die Bildung der Zeitgenoſſen und Nachwelt ein. In demſelben Maße wie Homer der Dichter eines Lehrbuchs des griechiſchen Geiſteslebens wurde, an deſſen Schönheit man ſich nicht blos erbaute, ſondern deſſen Inhalt und Seele die Norm für griechiſche Bildung wurde und blieb, in demſelben Verhältniſſe ſtanden die Künſtler und ihre Kunſtwerke zu dem helleniſchen und helleniſirenden Volke. In der That waren,

wie Winkelmann ſchon nicht überſieht, Laokoon und die Gedichte des Homer, beide unvergleichbare Kunſtwerke, nur daß der Fülle der bildenden Gedanken Homers, Laokoon nur als ein Bildwerk gegenüberſteht. Aber Werke wie Laokoon und tauſend andere, welche die Hallen und Straßen der Alten erfüllten, waren nicht minder in die Seele der Generationen eingegangen und nicht blos Gegenſtände der Bewunderung ſondern der Phantaſie geworden. Was ſie darſtellten, wurde nicht blos angeſtaunt und erklärt, ſondern wurde und blieb ein Element des helleniſchen Seelenlebens ſelbſt. Wie bei ihnen Religiöſes und Nationales verſchwamm, ſo daß, wie beim Centauren zwiſchen Menſch und Thier, die Grenzen nicht zu erkennen waren, wo Götter- und wo Heldengeſchichte ſich trennte, ſo gingen durch die Kunſt des zeichnenden Meiſters beide — Heroen und Götter — in das Bewußtſein des Volkes über. Während aber Homer und Heſiod die Einen blieben, arbeitete der ſchaffende Geiſt der Künſtler fort und fort durch die Jahrhunderte, immer geſtützt auf die bewegungsvolle Zeit und die Bildungsſtände der Geſchlechter, und ſtellte ſo auf Wänden von Marmor und auf Gemälden neben einander, was der griechiſche religiöſe Geiſt durch lange Zeiten nach einander gedacht, gefühlt, geſchildert und geglaubt hatte. Durch die Kunſt entſtand demgemäß ein Synkretismus von Göttergedanken und Syſtemen, ein Vermengen von früheren und ſpäteren, von fremden und einheimiſchen Ideen, durch welche die Dunkelheit in dem ganzen Getriebe des mythologiſchen Staats nicht wenig vermehrt worden iſt. Das Nebeneinander des Künſtlers ging in ein Nebeneinander des Gedankens über; die Kunſtwerke wurden eins nach dem andern Eigenthum der Nation auch dadurch, daß der Künſtler wie der Poet der Anreger und Schöpfer einer neuen mythologiſchen Anſchauung ward. Denn für das Volk war die künſtleriſche Ausführung allerdings auch im Alterthume nicht das Erſte, ſondern die Wahl des Stoffes, welcher, lebendigen

Anſchauungen entnommen, durch den Künſtler eine neue geniale Combination und Compoſition erhielt. Lucian erzählt, daß, als Zeuxis, der Maler, eine Centaurin, die ihre Jungen erzieht und ſäugt, mit bewundernswerther Kunſt gemalt hatte, alle Zuſchauer über das ſchöne Sujet erſtaunt geweſen ſeien, niemand aber Geduld genug gehabt habe, auf die verſtändige und meiſterhafte Behandlung der Einzelheiten Acht zu geben. Gleichwie jener Talus, ein Diener des Königs Minos, welcher nach einer platoniſchen Erzählung die ehernen Tafeln der kretiſchen Geſetze durchs Land trug und davon der Eiſerne hieß, ſpäterhin ſagenhaft zu einem blos eiſernen Diener des Minos umgeſtaltet wurde, ſo wurden viele hunderte von Bildern durch ihre populäre Verbreitung Urſachen ſolcher ſpäterer im Volksgeiſt lebendigen Anſchauungen. Wenn Lucian den Jupiter auslacht, daß er ſich habe in Olympia ſeine goldenen Locken abſchneiden laſſen, während er einen zehn Ellen langen Blitz in der Hand hatte, ſo verſpottet er vielmehr das Publikum, welches ſich den Gott nach Bildern und Bildſäulen ſo darſtellte; anderswo knüpft derſelbe Lucian, wenn er Venus und Luna vom Endymion, dem reizenden Schläfer, ſich unterhalten und den letzteren ſchildern läßt, offenbar gleichfalls an Bilder an, die zur Zeit die Augen Aller bewunderten. Amor, der Gott der Liebe, erzählt mit Stolz von ſich, daß Löwen vor ihm gezähmt niederſinken, daß er auf ſie ſteige und ſie am Zügel führe, ganz wie er auf Bildern und geſchnittenen Steinen abgebildet wird. Deutlich drückt ſich Lucian darüber in ſeinem Aufſatz „wie man Geſchichte ſchreiben müſſe," aus. „Denn," ſagt er zu einem angehenden Geſchichtsſchreiber, „willſt du deine Geſchichte pikant machen und ausſchmücken, was hätteſt du anderes aus ihr gemacht, als einen Herkules bei der Omphale, wie du ihn vermuthlich irgendwo gemalt geſehen haben wirſt; ſie mit ſeiner Löwenhaut um die Schultern, mit ſeiner Keule in der Hand;

ihn hingegen, wie er im gelben und rothen Weibergewand, das in weiten Falten um ſeine nervigen Glieder ſchwimmt, unter ihren Mägden am Spinnrocken ſitzend, von ihr mit dem Pantoffel um die Ohren geſchlagen wird." Inſofern ſind auch die Periegeten oder Ciceronen, die Bildererklärer, als Vermittler und zugleich Erzeuger vieler an die Bilder ſich anknüpfenden Meinungen zu betrachten, welche von Jugend auf in den Seelen gepflegt wurden, wie ja Philoſtratus für einen Knaben von zwölf Jahren die künſtleriſche Erklärung der Entwickelung der Bildergallerie ſeines Freundes vornimmt und dabei an mannigfache Kenntniſſe des Knaben anknüpft. Denn allerdings bedurfte es ſolcher Erklärung für die Alten eben ſo gut als für uns, zumal da ihnen nicht, wie uns, eine ſo reiche Sammlung mythologiſcher Bücher in einer Bibliothek zu Gebote ſtand, daher bezeichneten ſie auch auf den Bildern, was wir noch an vielen, beſonders etruskiſchen Vaſenbildern ſehen können, die verſchiedenen Figuren, nach Gattungs-Namen, wie wir die Rollen für die Schauſpieler. Der geiſtreiche Spötter von Samoſata ſagt von dem Bilde eines ſchönen Knaben mit brennender Fackel: „Ich vermuthe, es werde wol der Gott der Ehe ſein, denn der Name ſteht nicht dabei." So war denn das Kunſtleben unter den Griechen und in der von ihnen ſpäter gräciſirten Welt gewiſſermaßen eine geiſtige Bewegung, die immer größere Kreiſe eines ſynkretiſchen Wiſſens zog und den Aberglauben, von dem es Nahrung zog, ſelbſt wieder nährte. Aber eben deshalb ſind die Kunſtalterthümer, ganz abgeſehen von ihrer Schönheit, eine unſchätzbare Quelle; durch ihren Zuſammenhang mit der religiöſen und heroiſchen Sage geben ſie oft einen beſſeren Commentar zum Mythologos, als Bücher, und namentlich die Verbindungen, die der helleniſche Mythus durch den Gang der Geſchicke mit öſtlichen und weſtlichen Elementen ſchloß, treten durch Künſtler, die neue Combinationen brauchten und ſuchten, deutlicher hervor,

als durch die Tendenz der geſchichtsmäßigen Erzählungen, wie ſie Apollodor, Hygin und andere Schriftſteller in geiſtlos nüchternen Büchern uns vortragen.

2.

Noch in einem ganz anderen Sinne gilt dies von den Denkmälern, welche ſeit dem vorigen Jahrhundert in Perſien und ſeit wenigen Jahren in Aſſyrien ſo große und verdiente Aufmerkſamkeit gewonnen haben. Die Denkmäler der Ruinen von Perſepolis und Ninive, und um ſie kann man als Mittelpunkte alle Denkmälergruppen an anderen Orten ordnen, haben für die Culturerkenntniß alter Zeiten noch eine andere Wichtigkeit, als dies bei den helleniſchen Denkmälern der Fall iſt. Sie enthalten faſt allein Andeutungen für das entſchwundene Geiſtesleben großer Nationen. Bis zu ihrer näheren Entdeckung und Erkennung war von Schriften nichts vorhanden, welche dieſe Andeutungen irgendwie erſetzt hätten. Von all dem Reichthum an Citaten, in welchem ſich die helleniſche Kunſt ſpiegelt, iſt ja in dieſem Gebiete keine Spur. Die geringen Nachrichten über Einzelnes von dieſen Völkern ſtammen nicht aus heimiſcher Anſchauung und betreffen zum mindeſten Theile deren geiſtige Natur. Was die iraniſchen Völker vor den aſſyriſchen durch die Exiſtenz ihrer alten Religionsſchriften des Aveſta für uns voraus haben, iſt von größter Wichtigkeit, aber durch die Schwierigkeit des Idioms noch wenig benutzbar. Es iſt daher, als ob ein ganzes Stück Alterthum lebendig würde, wenn man ſie näher betrachtet und durchforſcht. Vor 1600 Jahren, als Charon, der Fährmann in der Unterwelt (bei Lucian), heraufgekommen war, um ſich die Herrlichkeit dieſer Welt, welche ihm die Todten ſo ſchön geſchildert, näher anzuſehen, mußte ihm bereits ſein Wegweiſer Mercur von den Denkmälern Ninive's berichten: „Ninive, mein guter Fährmann iſt zerſtört, daß man

nicht einmal ſagen kann, wo es geſtanden hat. Jene große Stadt mit vielen Thürmen und hohen Mauern iſt Babylon, deren Stätte man auch bald ſuchen wird, wie die von Ninive.“ Aber Merkur kann von uns glücklicherweiſe berichtigt werden. Wir wiſſen jetzt mehr von Ninive, als je zu erfahren wahrſcheinlich erſchien. Unſere alten Philologen waren nicht in der Lage, auf die Kunſtdenkmäler des Hellenenthums in Beziehung auf Geſchichte des Landes achten zu können. Sie hatten ja den uralten Periegeten des griechiſchen Kunſtſinnes, den Homer, deſſen große Bilder und Bildſäulen urälteſter Zeit ſind. Aber bei den erwähnten aſiatiſchen Völkern hat dies noch eine andere Bewandtniß. Die orientaliſchen Denkmäler erſetzen nicht blos uns eine verlorne Literatur von Dichtern und Kunſtbeſchreibern, ſie thaten dies bereits im Alterthume. Sie waren ſelbſt eine Art Literatur. Mit wenig Worten mag Alles näher bezeichnet ſein. Seine Gedanken durch die Sprache richtig und ſchön auszudrücken, iſt die höchſte Kunſt, ebenſo iſt die größte Schwierigkeit beim Künſtler, die Totalidee, welche der Geiſt gefaßt hat vollendet auszudrücken, und zugleich alle Einzeltheile ſchön zu formiren. Homer iſt der Lehrer aller Künſtler des Hellenenthums geweſen. Bei dem genialſten Künſtler in Farben und in Marmor, der ſeine Gedanken bis in die leiſeſten Striche und Schattirungen ausgeführt, ſchwebt die dunkle Totalidee, von der Schiller ſagt, daß ſie wie ein Keim in der Pflanze das Kunſtwerk zeugt, wie unausſprechlicher Zauber über dem Ganzen. Es darf dies ja nicht anders ſein. Die zeichnenden Künſte ſchaffen in ihren Werken keine Bücher, in denen man ſo lieſt, daß nichts Aetheriſches übrig bleibt. Sie brauchen nicht Alles zu ſagen und können es nicht. Die ſchweigende Schönheit, welche der Sylben und Buchſtaben nicht bedarf, welche immer in totalen Formen redet, iſt der Vollendung leichter näher zu bringen, als die ſprechende und ſyllabirende. Daher iſt die Sprache in Bildern die elementare des Menſchen, und darum ſind Hieroglyphen Verſuche eines gedankenreichen

Volkes, ſeine Ideen in ſchöner und nicht roh zu betaſtender Weiſe auszudrücken. Sie ſind darum die Elemente einer heiligen Sprache geworden, weil ſie ſich an die Seelen wenden, ohne den zarten Schmelz der Idee durch zerlegende und vermengende Manier zu verwiſchen. Neben ihnen beſtand keine Literatur, die etwa daſſelbe, was ſie auszudrücken hatten, noch einmal geſagt hätte und zu ſagen vermöchte. Darum iſt wie ein flüſſiger Hieroglyph des Lebens das Symbol, und die Sprache des größten Meiſters iſt nicht im Stande, auch nur die Tiefe dieſes Wortes in einer planen Definition, die nichts übrig ließe, wiederzugeben. Darum hieße es das Leben verflachen und abdämmen, wollte man aus derſelben das Symbol entfernen; den Reichthum der ſinnenden Pſyche zerſtörten die, welche, wenn es möglich wäre, ſie durch nüchterne Reflection auflöſten. Aus dieſem Mangel an Sprachkunſt, der bei Völkern von elementarer Bildung vor Allem hervortritt, der aber noch lange kein Mangel an Ideen iſt, erklärt ſich Vieles in dem Culturleben und in den Weltanſchauungen alter Völker. Wir können nicht allen Geſichtspunkten, die ſich bei einer Betrachtung über Quellen der Kunſt öffnen, an dieſem Orte folgen, aber gewiß iſt, daß die heidniſche Kunſt nach allen ihren religiöſen und nationalen Beziehungen in dem Bedürfniß, durch ſie zu reden, einen Hauptquell hat. Dem Orient beſonders, welcher die Wiege des Menſchen und ſeiner Gedanken war, iſt dieſe Wiege geblieben und hat in dem elementaren Zuſtand beharrt. Daher haben ſich auch ſeine Sprachen zu den unſern immer verhalten, wie ein Bild zu einem Wort. Daher iſt ihm das Bildwerk weniger ein Gegenſtand geweſen, in welchem er einen Mythus um der Schönheit willen verkörperte, vielmehr nur um eine Idee ſymboliſch zu verdeutlichen. Daher hat er auch, wenn er ſeine religiöſen Anſchauungen wiedergab, Genüge an der ſymboliſchen Darſtellung und außer ihr keine Abſicht. So meinen wir denn auch, wenn wir von den Ueberreſten Ninive's und Perſepolis reden, daß wir bei ihrer Wieder-

findung keinen Periegeten, wie Pauſanias und Philoſtratus, verloren haben, denn es werden Schriften der Art nicht vorhanden geweſen ſein. Dieſer Mangel liegt im Weſen des Lebens, für welche ſie beſtimmt ſein konnten. Es waren eben keine Literaturſtaaten, welche zur Schaffung anregten; die Denkmäler als Symbole ſind die Literatur. Aus ſpäteren Zeiten iſt wol manches aufgefunden, was eine Rückdeutung gewähren könnte, aber es ſind doch nur vereinzelte Trümmerſtücke aus der Blütezeit des Lebens, aus denen ſie hervorgingen: Gruppen auf einer Tafel, Darſtellungen in Relief auf ausgegrabenen Wänden eines Palaſtes — Denkſteine, denen wir nur durch ſie ſelbſt näher treten können und in denen wir Ueberreſte eines anderen Alphabets alter Gedanken erkennen, als das der Keilſchriften iſt, das unſere Gelehrten entziffern. Es gilt dies nicht von allen in gleichem Maße, und zu ihrer näheren Deutung kann man ein gleichartiges Maß für mehrere auch nicht einmal annähernd behaupten. Aber bereits die Erforſchung einzelner Monumente wird nachweiſen, daß ſich durch ſie ein weiterer Blick über alte Vorſtellungen und Anſchauungen gewinnen läßt, als dies ſelbſt durch viele Inſchriften, welche dem Denkſtein Setzenden mehr als dem Monumente ſelber gelten, möglich ſein könnte. Die Betrachtung eines ſolchen Einzel-Denkmals ſoll hier verſuchsweiſe angeſtellt ſein.

3.

Auf der Ebene von Merdoſcht, 35 engliſche Meilen nordöſtlich von Schiras, liegen die großartigen Ruinen von Perſepolis. Wer ſie zu ſehen ſo glücklich war, iſt hingeriſſen von der phantaſievollen Größe, die auf ihnen lagert. Die Ruinen ſtehen auf einer künſtlich eben gemachten Plattform, aus Felſen gehauen, an der ſüdlichen Seite 802 Fuß, an der nördlichen 926, an der weſtlichen 1425 Fuß lang. Auf dieſe Plattform ſteigt man von der Ebene auf einer Marmor-Doppeltreppe, welche Reiſende für die

ſchönſte der Welt erklären. An der Front des Portals, welche man zuerſt erreicht, ſobald man die Treppe erſtiegen, befinden ſich Basrelieffiguren von Thieren coloſſaler Dimenſion, die beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. Die Pfeiler, auf denen ſie erſcheinen, ſind gewaltige Marmorblöcke von 24½ Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe. Die Thiere bedeckten ſie faſt ganz, und nur die Köpfe, welche jetzt abgeſchlagen ſind, traten plaſtiſch frei heraus. Es ſind bekanntlich vielerlei Meinungen im Gange geweſen, was für Thiere dargeſtellt ſind. Bei genauerer Betrachtung machen aber die geſpaltenen Klauen und der kräftige Umriß, auch die Form des Schwanzes es gewiß, daß man Stiere in ihnen zu ſehen habe. Dieſe Anſicht wird beſtätigt durch ähnliche Basreliefs des hinteren Portals. Hier ſind coloſſale Stiere deutlich zu erkennen. Die Beine und Körper ſind die des Stiers, der Hals iſt mit Reifen, die Ohren ſind mit zierlichen Gehängen geſchmückt. Auf dem Kopfe zeigt ſich ein cylinderförmiges Diadem, zu deſſen beiden Seiten deutlich gebildete Hörner ſich von den Augenbrauen nach der Krone erheben. Aber dieſe Stiere haben Köpfe, an denen ein menſchliches Antlitz trotz der Verſtümmelung noch erkennbar iſt; gigantiſche Flügel erheben ſich von ihren Rücken. Die wahre Bedeutung dieſer ſeltſamen mit großer Kunſtfertigkeit gebildeten Figuren iſt noch deutlicher geworden dadurch, daß man ähnliche geflügelte Stiere in Chorſabad und Nimrud gefunden hat. Die bisherigen Verſuche zu ihrer Erklärung hatten, wie die Gelehrten ſelbſt eingeſtehen, etwas Froſtiges, weil der Ausgangspunkt, von dem ſie die Erklärung unternahmen, ein zu enger war; denn daß die Perſer den Stier verehrt hätten, iſt richtig widerlegt worden, da ſie ja in Aegypten den Apisdienſt verhöhnt und den Götzen zertrümmert hatten. Daß dieſe Stierbilder auf einen ſpecifiſch perſiſchen Helden Beziehung haben, wird zweifelhaft, da man ſie auch in Aſſyrien wiederfindet, und daß man wiederum, wie Laſſen meint, darin Denkmäler babyloniſch-aſſyriſchen Urſprungs ſehen ſolle,

weil die Aſſyrer älter als die Perſer ſeien, erklärt ſehr wenig, warum der Palaſt des perſiſchen Königs gerade in dieſen Thieren ein bezeichnendes Monument ſich auserſehen habe.

Wir haben bereits oben über die Bilderſprache des Orients einige Bemerkungen gemacht. Seine Seele ſpricht in Bildern, in Symbolen, in Hieroglyphen. Das Leben der Menſchen im Oſten hat von Urzeiten bis auf den heutigen Tag ein anderes Verhältniß zur Thierwelt als im Weſten, nicht nur durch die mangelnde Cultur allein, ſondern auch durch die Buntheit und Fülle der Thierwelt, welche daſelbſt den Menſchen näher tritt. Die Sprache durch Thierbezeichnungen, die Niederlegung ſeiner Gedanken in Thierſymbolen einfacher und zuſammengeſetzter Art iſt daher eigentlich öſtlichen Urſprungs und als Gegenſatz zum griechiſchen Mythos anzuſehen, welcher von Menſchen ausging und erſt allmählich auch dem Thierſymbol Eingang geſtattete. Es iſt der Unterſchied zwiſchen helleniſchem und orientaliſchem Cultus beſonders in der verſchiedenen Ausdrucksweiſe zu finden, in welcher Griechen und Orientalen redeten. Der Grieche ſprach, der Orientale ſymboliſirte. Daher wurden die griechiſchen Begriffe Menſchen, die des Orients Thiere. Die Fülle der Gedanken, welche in Hellas durch die Sprache zum Ausdruck gelangte, fand der Aſiate in der Natur wieder, indem er Thier- und Pflanzenwelt beſonders ausſchöpfte. Herodot ſagt, es hätten die Perſer keine Götter, die ſie ſich menſchenförmig dächten. Ganz richtig. Aber die Perſer als die Verehrer des iraniſchen Götterbegriffes drückten ihre Anſichten von Entſtehung der Welt und ihrer Zuſtände durch die Bezeichnung von Thieren aus, ganz in derſelben Weiſe, wie dies die Hellenen durch Menſchen thaten. Das Bild der Sprache und des Worts war ihnen eben blos noch das Bild. So wie der Aegypter durch Figuren und namentlich Thierfiguren ſchrieb, ſo dachte der Orientale überhaupt. Vogel, Pferd, Wolf, Löwe u. ſ. w. waren Ausdrücke für ganze Gedankengänge, in denen dieſe gegenſeitig vermittelt und über-

liefert wurden. Ohne dies in ſeine unendlich vielfachen Ausſtrahlungen zu verfolgen, kehren wir zu den Bildern der Stiere zurück und meinen, daß wir in ihnen auch ein ſolches Hieroglyph und Symbol wiederzufinden haben, nicht etwa Thiere, die man abgöttiſch verehrte, ſondern Sinnbilder und Abſpiegelungen eines alten Gedankens. Es iſt nicht ſchwer zu erkennen, welchem Gedanken der Stier als Symbol Ausdruck geweſen ſei, daß er an den Portalen von Perſepolis nicht fehlen konnte. Er war das beſondere Symbol der iraniſch-zoroaſtriſchen Götterlehre, für die wir ja noch in dem Zendaveſta merkwürdige Ueberreſte, wenn auch noch ſo dunkel und verhüllt, erhalten haben. Die Lehre Zoroaſters, ſo weit ſie aus dieſen Büchern zu erkennen iſt, bezeichnet nicht blos einen Kampf der Tugend gegen die Sünde, ſondern namentlich einen Streit des civiliſirten Ackerbaulebens gegen die Wildheit des rohen Natur- und Jägerlebens. Ahuramazda, d. h. Ormuzd, erſcheint daher immer in der Geſtalt zahmer Hausthiere, und wenn es z. B. im 3. Fargard der Aveſta (Schöpfung der mit Körper begabten Welträume) heißt: Was iſt zum dritten dieſer Erde am angenehmſten? erfolgt die Antwort von Ahuramazda: Wo am meiſten durch Ackerbau erzeugt wird, o heiliger Zarathuſtra, von Getreide, Futter und Nahrung tragenden Bäumen. Was iſt zum vierten dieſer Welt am angenehmſten? erfolgt die Antwort: Wo am meiſten Vieh und Zugthiere geboren werden u. ſ. w. Alles, was daher im Leben Sündiges, Unvollkommenes, Schädliches vorhanden iſt, wird durch den Ausdruck von Thieren und Elementen bezeichnet, die dem Ackerbauleben hinderlich und ſtörend entgegentreten. Daher erklärt auch Ahuramazda, daß dieſer Welt am unangenehmſten die von Ahriman erſchaffenen Thiere, wie Wolf und Schlange, ſeien. Deshalb wird auch als eine Sühne für eine Sünde dem Parſen auferlegt, zehntauſend Eidechſen (was offenbar ſo viel heißt wie ſehr viele, sexcenties), zehntauſend Ameiſen,

die Körner wegſchleppen, zehntauſend Mäuſe und Mücken zu tödten. Der regelmäßige Lauf der Dinge, gutes Gedeihen des Beſitzes an Feldern und Thieren, Geſundheit, gutes Wetter, alles, was dem Ackerbauer und Städtebewohner lieb iſt, das iſt von Ormuzd geſchaffen und wird durch ſolche Bilder dargeſtellt; das Gegentheil, die Endlichkeit und Sterblichkeit des menſchlichen Lebens, iſt von der Allgemeinheit bis in jede kleinſte Widerwärtigkeit des Lebens Ahriman's Waffe durch ſeine Geſchöpfe. Alles, was ward, iſt gut, nur Ahriman verhindert die glückliche Entwicklung. In dieſer Vorſtellungsweiſe iſt nun der Stier das vorzüglichſte Bild. Unter ihm wird die Erde ſelbſt vorgeſtellt. In den Jahrtauſenden, bevor Ahriman Macht gegeben war, lebte durch Ormuzd Willen der Urſtier, d. h. die Welt, ſünden- und harmlos. Als der Böſe erſchien, ſchlug er durch ſein Gift den Stier, und er ſtarb. Aus ſeinen Lenden ging der Menſch, aus ſeinem Schweiſ gingen fünfundfünfzig Getreidepflanzen hervor und auch die guten Bäume. Aus den durchs Mondlicht geläuterten Sonnen des Urſtiers gingen wieder ein Paar Stiere männlichen und weiblichen Geſchlechts hervor, von denen alle Thierarten abſtammen. Seine Seele war, als ſie ihm vergiftet war, zum Ormuzd gegangen mit den Worten: Wen haſt du zum Erdenkörper eingeſetzt? Ahriman eilt, die Erde zu zertrümmern. „Iſt's der Menſch, von dem du geſagt haſt, ihn will ich ſchaffen, daß er lerne, ſich vor dem Argen ſchützen? Ormuzd antwortete: Krank iſt der Stier worden durch Ahriman's Krankheit, aber dieſer Menſch iſt für eine Erde und Zeit aufbewahrt, wo Ahriman nicht Gewalt wird üben können. Ormuzd heißt daher auch in Gebeten Beſchützer der Seele des Stiers, und der Name des letzteren wird mit Beinamen wie Lichtvoller, Heiliger, Erhabener genannt.

Es kann hier nicht der Ort ſein, die analogen Anſchauungen alter Völker in aller Ausführlichkeit vorzuführen, nur Einzelnes — für unſern Zweck ſtreng Begrenztes — ſei wieder-

gegeben. Ein bedeutender Kenner Aegyptens hat mehrere Stellen der Alten zuſammengeſtellt, nach denen die Iſis, welche bei den Aegyptern Erde heißt, mit dem Bilde einer Kuh bezeichnet war. Plutarch ſagt deutlich, daß *βοῦς*, das Rind, von den Aegyptern für ein Symbol der Iſis und der Erde gehalten werde. Auch hat man längſt bemerkt, daß das griechiſche *γῆ*, Erde, mit dem ſanskritiſchen ga, Rind, männlich und weiblich, zuſammenhängt. Jacob Grimm ſtellte bereits im Anſchluß daran das althochdeutſche rinta, Erde, und das Rind zuſammen. Eben ſo iſt ſanskrit bhumi Erde, was an griechiſch *βοῦς* erinnert. Die alte Lehre, wie ſie ſich z. B. in der Zendaveſta kund thut, hat die Erde verſtanden und den Stier ausgedrückt. Es war ein uraltes hieroglyphiſches Bild, zu dem die Sprache vielleicht erſt die Veranlaſſung gab und ſpäter von neuem aus dem Bilde ſchöpfte. Solche hieroglyphiſche Bilder und Symbole aus der Analogie der Sprache zu entlehnen iſt zu aller Zeit Gebrauch geweſen. Ein bekanntes Beiſpiel für dieſelbe bildeten die aus dem Namen entlehnten Sinnbilder vieler Städte des Alterthums, die man ſpäter in der Heraldik „redende Wappen", armes parlantes, nannte. Euböa hatte als Sinnbild einen Stier oder Stierkopf, *βοῦς Εὔβοια*, die Inſel Aegina eine Ziege; *αἴξ αἰγός*, heißt die Ziege. Rhodus hatte eine Roſe *ῥόδος*, die Stadt Kardia in Thracien ein Herz, Melos einen Apfel, Myrina eine Myrthe, was *μυρίνη* heißt, Selinos einen Eppichzweig (*σέλινον*), Side in Pamphylien (*σίδη*), wie Granada in Spanien einen Granatapfel im Wappen. Damit ſind bekanntere Städtewappen, wie die eines Bären von Berlin und Bern, eines Bibers von Biberach zu vergleichen. Beſtätigt iſt, daß der Stier im Zendaveſta in dem Sinne, wie er die Erde *γῆ* vorſtellt, auch immer mit verwandtem Worte, das auch im Zend, Pehlvi und Perſiſchen glauchlautend erſcheint, benannt wird. Erſt in ſpäteren Zeiten iſt das Symbol verſteinert und in den Cultus der buchſtäbliche Sinn des Stieres aufgenommen worden. Eine Er-

ſcheinung, die ſich am deutlichſten in der Ceremonie, welche das Aveſta vorſchreibt und von den Parſen noch heute befolgt wird, nämlich das Stierwaſſer zu Reinigungen zu gebrauchen, kund thut. Es erregt beinahe Heiterkeit, wenn man die Abhandlungen über dieſen Gebrauch durchgeht und das Anſtändige dabei als Maßſtab angelegt ſieht. Der uralte Sinn war allerdings, daß Waſſer vom Stier reinige, nämlich in dem Sinne, daß Stier und Erde daſſelbe ſei. Es war das Waſſer, das aus der Erde quillt, gemeint. In dieſem Sinne war der Stier das Sinnbild des iraniſch-zoroaſtriſchen Glaubens geworden und kann man verſchiedene Bezeichnungen zur Deutung und Beſtätigung anziehen. Eins der Reichsinſignien der Perſer iſt die Stierkopfkeule geblieben. Mit ihr erſchlug Feridun, der uralte perſiſche Heros, den böſen Zohak, und die ſpätere Sage legte die Bildung der Keule ſo aus, daß ſie von der Kuh, welche ihn als Knaben geſäugt habe, entlehnt ſei. In den heiligen Schriften der Perſer wird die Stierkopfkeule erwähnt, mit welcher Guerſchaſp die böſen Geiſter niederſchlug. Sie war der ritterliche Schmuck aller alten perſiſchen Heroen und Könige, die ſie auf dem Thron und im Kriege in der Hand trugen, ſie ward die fürchterliche Waffe Ruſtems, wenn er ſeine herkuliſchen Thaten verrichtete, wie Firduſi ſingt:

„Doch tapfer, jeglicher Gefahr Verächter,
Griff er ſie an, in ihre Mitte dringend,
Die Stierkopfkeule in der Rechten ſchwingend."

Wir ſtellen hiermit einſtweilen zuſammen, daß der indiſche Çiwa ebenfalls mit der zeugenden Natur verbunden wird. Daher heißt er Paçupati, Herr der Thiere, und iſt ihm der Stier das Symbol, woher ſein Name Vrishadh'vaga, der Träger des Stierbanners kommt.

Dazu ſtellen wir das bisher unerklärte Zeichen eines Stierkopfs auf atheniſchen Münzen. Minervenbilder haben als Schildſymbol einen Stierkopf, wobei unſeres bekannten Kunſtforſchers

Gerhard's Erklärung allerdings nicht genügt. Weniger unklar iſt es auf dem Schilde der Geryonen, welche gegen Herakles ſich vertheidigen.

Eine etruskiſche Erzfigur bei Gori hält einen Stierkopf. Pauſanias dagegen erzählt von einem Apollobilde, auf dem des Gottes Fuß auf einen Stierkopf geſtellt iſt. Daraus erklärt man auch Ochſenköpfe auf Münzen von Phocis; Münzen von Calagurus haben bald einen ganzen Stier, bald nur ein Stierhaupt auf dem Gepräge. Wir kennen eine Münze mit dem erhaben gearbeiteten Stierkopfe auf dem Schilde einer ſchauenden weiblichen Perſon mit der Umſchrift: Britannia.

Nach dieſen Notizen, die wir einſtweilen ohne ſcheinbaren Zuſammenhang hinſtellen, können wir nicht unerwähnt laſſen, daß in der Schilderung des ſalomoniſchen Thrones, welche einer perſiſchen gefolgt zu ſein ſcheint, ein Stier die Reihe der zahmen Thiere eröffnet, welche unter dem Schutze des Königs ſtehen. Es ſei auch noch erwähnt, daß Mirkhond erzählt, es habe der byzantiniſche Kaiſer den Saſſanidenkönig Schahpur (Sapor) in eine friſche Stierhaut einnähen und ſo einſperren laſſen.

Daß dem wirklich ſo iſt, und der Stier als das Symbol des iraniſchen Zoroaſterthums angeſehen wird — wie auch für andere Völker und Stämme gewiſſe Thiere als Symbole auf Münzen kenntlich ſind, wie z. B. für die griechiſch-indiſchen Könige alle Münzen mit einem Buckelochſen auf Kabul, mit einem Elephanten auf die indiſche Pentapotamie deuten — zeigt ſich in den zuſammengeſetzten Stiergeſtalten mit Menſchenköpfen und Flügeln noch deutlicher.

4.

Dieſe Geſtalten ſind als componirte Symbole und Hieroglyphen anzuſehen. Die Vereinigung von Attributen verſchiedener Thiergattungen auf einem Bilde deutet auf Vereinigung ver-

ſchiedener Gedanken in einem Symbole. Der Menſchenkopf mit Hörnern an der Stirne bedeutet, daß auf den Menſchen auch die Machtfülle des Stiers ſymboliſch übertragen iſt. Es iſt der Menſch, welcher hat und begreift, was dem Stiere innewohnt. Daher auch das Symbol des Königs, welcher das Land und den Zoroaſterglauben repräſentirt und verkörpert darſtellt. Nur Köpfe ſolcher Figuren erſcheinen zuweilen auf Münzen, wie auf der, welche dem Arſaciden Pacorus zugeſchrieben wird. Eine Münze des baktriſchen Königs Eukratides zeigt einen Königskopf, an dem Ohr und Stirn eines Stieres angebracht ſind. Von einem kampaniſchen Stier mit Menſchenangeſicht auf einem Vaſenbild, berichtet Eckhel, der außerdem Stiere mit Menſchenangeſichtern noch auf anderen Münzen cretiſcher Kolonien, wie der von Gela, Agyrium und Tauromenium nachweiſt.

Das Attribut der Flügel iſt eben ſo bezeichnend. Sie bedeuten den Zuſammenhang des Ueberirdiſchen mit dem Irdiſchen. Sie vermitteln die Möglichkeit der Verbindung von Himmel und Erde. Daher haben übermenſchliche Weſen Flügel, wie auch der Bundeheſch von den Dews ausdrücklich ſagt. Anderſeitig drücken ſie wieder die Macht auch über das Luftreich aus. Wie der Stierkopf mit dem Diadem das Symbol des Königsthums über ein iraniſches Reich war, da ſodann der Stier den Beſitz, die Erde, den Staat bezeichnete, ſo hatten Flügel an demſelben die Bedeutung, daß er auch auf die Herrſchaft des Luftreiches Anſpruch erhebe. Das drückt Firduſi aus, indem er den König Kaikawus, welcher groß und mächtig über alle Welt regierte, von einem Dew beredet darſtellt, auch den Himmel zu erobern:

O Herr, (ſprach der Dew) vor Deinem Willen bebt die Erde.
Als Hirt führſt Du die Menſchen, Deine Herde.
Nur eine That noch bleibt Dir zu vollbringen,
Dann wird Dein Ruhm ſich über Alle ſchwingen.
Haſt nahe Du der Sonne Lauf geſehn,
Kennſt Du ihr Untergehn und Auferſtehn?

Für Deine Erdenherrſchaft iſt geſorgt,
Nun fehlt, daß auch der Himmel Dir gehorcht.
Das Herz des Königs wird alſo verführt.
Nachſinnend, ob es irgend ihm gelänge,
Daß flügellos er in die Luft ſich ſchwänge,
Befragt er ſeine Weiſen nach der Ferne
Von hier bis an den Mond und an die Sterne.

Da ließ er Adler aufziehen, an einen Thron binden und ſich ſo gen Himmel tragen. Und vielleicht iſt der Gedanke Lucian's, bei welchem der Philoſoph Menippus einen Adler und einen Geier fängt, ihnen einen rechten und einen linken Flügel ablöſt, ſie mit tüchtigen Riemen an ſeine Schultern bindet und ſo nach dem Himmel in die Verſammlung der Götter fliegt, auf dieſe Anſchauung zurückzuführen. Jupiter hatte Menippus auch gar nicht freundlich empfangen, wie Lucian erzählt, aus Beſorgniß, es könnte in Kurzem das ganze menſchliche Geſchlecht ſo angeflogen kommen, und bei der Abreiſe ließ er ihm den Flügel ſtutzen und ihn lieber durch Mercur zur Erde tragen.

Merkwürdig iſt, daß die Beflügelung in die griechiſche Kunſt erſt mit den Perſerkriegen gekommen iſt. Wenn aber der Scholiaſt zum Ariſtophanes, wie Gerhardt anführt, erwähnt, daß erſt ſpäter Nike und Eros mit Flügeln erſchienen ſind, ſo iſt die Anſchauung, welche in Flügeln eine himmliſche Macht erkennt, deutlich vorhanden, denn Nike, die Göttin des Sieges, und Eros, der Gott der Liebe, haben die beſondere Herrſchaft über den Menſchen.

Wir wollen uns auch hier nicht weiter in die Fülle ſpäterer griechiſcher und römiſcher Kunſtwerke und Kunſtgedanken verlieren, welche die Flügel vielfach anwenden; nur eins, was ſonſt dunkel geblieben war, ſtellen wir hinzu. Auf einem etruskiſchen Vaſengemälde erſcheint der Rieſe Geryon im Kampfe um die Stiere gegen Herakles mit Flügeln, alſo gleichſam als Dew und Dämon; dieſes Attribut iſt, obſchon auch ſonſt bezeugt, nur noch auf einer, wie man ſagt, ägyptiſchen Amphora be-

merkt werden. Flügel erſcheinen auch an anderen Thiergeſtalten, ſofern ſie, was wir hier bei Seite liegen laſſen, in der Anſicht der Völker ein Symbol des Himmliſchen oder Dämoniſchen vorzuſtellen hatten.

Der Stier aber mit und ohne Flügel erſcheint als das Symbol des iraniſch-zoroaſtriſchen Weſens, wie es ſich in den heiligen Büchern deſſelben noch darſtellt. Ebenſo werden wiederum die Gegner dieſes Glaubens und Staates durch Thierſymbole verdeutlicht, welche dem Stiere feindlich ſind. Auch hier wird die Gegnerſchaft des religiöſen und politiſchen Staates in ein Element und Bild zuſammengefaßt. Bekanntlich erſcheint auf Basreliefs, die der Reiſende Ker Porter am weſtlichen Ende der Plattform fand, der König im Kampfe mit verſchiedenen Thiergeſtalten, deren nähere Beſchreibung wir hier unterlaſſen und nur bemerken, daß es Darſtellnngen des Löwen, Wolfs und Eſels ſind, mit Flügeln und Köpfen vom Adler. Der König wird dabei als Sieger dargeſtellt. Allerdings deuten die Flügel auch wohl auf Dewnatur, aber der politiſche Feind wird darin ſinnbildlich nicht minder ausgedrückt ſein. Man vergleiche damit einen Traum, den bei Moſes von Chorene der König Aſtyages träumt. Er ſah eine Frau, welche drei Söhne hatte, der eine, auf einem Löwen, eilte nach dem Weſten, der andere, auf einem Leoparden, nach dem Oſten, der dritte, auf einem Drachen, ſtürzte mit Adlerflügeln über ihn her. An die Schilderung der wunderbaren Prophezeihung Daniel's braucht nur erinnert zu werden. Ein Löwe mit Adlerflügeln, ein Bär und ein Panther nebſt einem ſeltſamen vierten Thiere entſteigen dem Meere. Der Prophet ſelber legt ſie als Sinnbilder großer Reiche und Könige aus. Im anderen Traume wird dies noch deutlicher dargeſtellt. Der Ajil mit zwei Hörnern, eins höher wie das andere, erſcheint ihm, und er ſah ihn ſtoßen nach allen Weltgegenden, und kein Thier widerſtand ihm. Da kam aber gegen ihn von Weſten ein Bock losgeſtürzt, der ihn beſiegte und ihm die Hörner ausriß. Von ſeinem Er-

oberungslaufe heißt es: „Und er berührte nicht die Erde", er flog gleichſam wie der beflügelte Sieg. Es iſt der Kampf Alexander's (Dsul Karnein) gegen Medien und Perſien, von dem Daniel verkündet. Allen denen, welchen die geflügelten, rieſenhaften Stiere und Löwen zu Geſichte gekommen oder welche deren Beſchreibung geleſen, iſt das prophetiſche Myſterium des Propheten Heſekiel geiſtig in ſeiner ganzen wunderbaren Größe in Erinnerung gekommen. Er ſah das Bild von Thieren mit Flügeln, eines Löwen, eines Stieres, Adlers, und Menſchen mit Menſchenangeſichtern, auf denen die Herrlichkeit Gottes dahinfuhr. Merkwürdig iſt dabei für den Text, daß während im 1. Kapitel der Prophezeihung, welche ausging am Fluſſe Kebar im Lande der Chaldäer, gar nicht der Name Cherubim genannt wird, während doch im 10. Kapitel, in dem Daniels Geſicht von Jeruſalem aus in das Geheimniß ſchaut, die Thiere mit dieſem Namen benannt werden, und „obſchon es daſſelbe Thier war, welches er ſah am Fluſſe Kebar", an der Stelle des Stieres ein Cherub erſcheint, während Löwe, Menſch und Adler auch ſo genannt werden.

Die Bedeutung dieſer Symboliſirung, welche die weltliche Macht und die religiöſe Anſchauung zugleich ausdrückte, iſt von weitgreifendem Einfluſſe auf die alte Sagenwelt bis nach dem Weſten herüber geweſen. Durch ihre Erläuterung wird auch für die Denkmäler Ninive's ein helles Licht gewonnen; ihr Inhalt wird wichtiger, je weiter man in die dunkeln Gänge des Alterthums hinaufſteigt. Und es werden nicht blos die einfachen Zuſammenhänge der Kunſt und Künſtler ſein, welche in Ninive wie in Perſepolis ähnliche Geſtalten und Stellungen ſchufen. Die Zuſammenſtellung und der Gegenſatz von Stier und Löwe, wie er ſich auf einem perſepolitaniſchen Bilde in einem Kampfe zwiſchen beiden darſtellt, bezeugen, was anderwärts ausgeführt ſein mag, den Gegenſatz zweier Principien, von denen immer das, welches das feindliche iſt, auch als das

böſe und ſataniſche angeſehen wird. Die Kunſt verlieh der Sprache dieſer Symbole dieſen Ausdruck und erhielt uns damit ſymboliſche Vorſtellungen, welche ſonſt undeutlich geworden wären. Auf der anderen Seite geben dieſe Kunſtdenkmäler, auf denen die Symbole von Wunderthieren vorgeſtellt werden, für eine Reihe von geſchichtlichen Nachrichten eine Aufhellung; von ihnen erwähnen wir nur einige, weil ſie bis dahin nicht klar ſich darſtellten. Es war von den griechiſchen Kunſtdenkmälern geſagt worden, daß ſie auf das Leben zurückgewirkt und Vorſtellungen aus dem Marmor in die Phantaſie und das Wiſſen übertragen haben. Dies hat auch die Kunſt des Orients gethan. Das Symbol, welches ſie in den Geſtalten obiger Beſchaffenheit niedergelegt hatte, ging in den Sagenſchatz unverſtanden und unerläutert über. Ruſtem, der große iraniſche Held, war ſo ſtark, daß er mit ſeinen Nägeln Adler und andere Bilder in die Felſen grub. Die Wunderthiere, welche Einheimiſche und Fremde, noch nach Jahrhunderten rieſengroß und gewaltig an Wänden und Felſen erblickten, wurden von der Phantaſie aufgenommen und von dieſer Flügelbotin weiter getragen. Sie ſtiegen mittelſt dieſen von ihren Piedeſtalen nieder, löſten ſich aus den marmornen Banden und gingen als Bilder einſt vorhandener lebender Wundergeſchöpfe in die Wirklichkeit über. Vieles, was alte Erzählungen und Sagen von dergleichen ſeltſam gebildeten Weſen berichten, iſt auf ſolche Weiſe entſtanden. Der Fremde, welcher die Lande bereiſte, betrachtete die Figuren als Abbilder vorhandener Thiere und konnte von ihnen in der Heimath erzählen, ohne eigentlich die Unwahrheit erzählt zu haben. Welche Bedeutung inſofern die alte Kunſt im Orient ſo gut wie im Occident durch ihre Einwirkung auf die Einbildungskraft des Menſchen für das Culturleben der Völker gehabt habe, iſt noch nicht hinreichend ermeſſen und für die Kritik der Autoren in Anwendung gebracht.

Der alte Beroſus bei Euſebius ſagt dies deutlich genug. „Einſt,“ erzählt er, „als Alles noch Dunkelheit und Waſſer

war, da gab es auch Thiere anderer Gattungen ... Menſchen, welche mit zwei Flügeln geſchaffen waren, andere mit Doppelflügelpaar und zwei Geſichtern, wieder andere, die einen Körper hatten aber zwei Köpfe, einen männlichen und einen weiblichen; einige Menſchen hatten Bockſchenkel auf dem Haupte und Hörner, andere Roßfüße, noch andere waren halb Pferd und halb Menſch. Stiere hatten Menſchenköpfe und Hunde vier Leiber, deren Schwänze die von Fiſchen waren; Pferde gab's mit Hundköpfen, Menſchen und Thiere mit Pferdekopf, dabei unten wie ein Fiſch geſtaltet, und noch ſo viele andere Geſchöpfe, welche die Geſtalt von mancherlei Thieren in ſich vereinigten. So gab es auch Fiſche, Drachen, Schlangen und andere wunderliche Thiergeſtalten, deren Bilder man einzeln am Tempel des Bel aufbewahrte." Die Bilder der verſchiedenen Symbole von Thierfiguren nahm Beroſus für Geſchöpfe, die einſt in der Urzeit vorhanden geweſen wären und wirklich gelebt hätten. So wird das Unverſtandene in aller Zeit zur Unwahrheit und um ſo mehr, wenn man es auf falſchem Wege zur Wahrheit machen will.

Noch vor wenigen Jahren erklärte der berühmte Indolog Laſſen den Cteſias für einen Lügner, weil er ſagt, er habe den Martichoras bei dem Perſerkönige geſehen, dem er von dem indiſchen Könige zum Geſchenk gemacht worden ſei. Ich glaube, man kann ihn von dieſem Vorwurf freiſprechen. „Es giebt," ſagt er, „ein indiſches Thier von gewaltiger Stärke, größer als der größte Löwe, roth von Farbe wie Zinnober, dicht behaart wie Hunde. Bei den Indern heißt es Martichoras, welches überſetzt wird: „„der Menſch frißt."" Sein Kopf iſt nicht der eines Thieres, ſondern wie das Antlitz eines Menſchen. Seine Füße ſind wie Löwenfüße; an ſeinem Schweif hat er einen Stachel, wie der eines Skorpions."

Wer erkennt darin nicht irgend ein altes Bild eines Löwen mit Menſchenkopf, wie es in den Denkmälern Perſiens und

Aſſyriens noch jetzt gefunden wird? Noch intereſſanter wird die Notiz durch Beifügung des Namens. Martichoras wird einſtimmig als „Martijakara", Menſchentödter, erklärt. Wir haben alſo das Bild eines böſen Dämons für die Iranier, wie auch aus dem Skorpionenſchweif hervorgeht. Die Löwengeſtalt, bemerkten wir ſchon oben, war eine dem Stierweſen feindliche; auf einem alten Siegel hat ſchon Groteſend in einem Löwen Ahriman gefunden. Dieſer hat, nach dem Bundeheſch, die Skorpionen erſchaffen und Ahriman's ſtehendes Beiwort in der Aveſta iſt: „Der voll Tod, iſt der Menſchenverderber und Unglückbringer überhaupt." Cteſias hatte ein ſolches Bild geſehen; auf ſeine Frage, was es bedeute, hatte man ihm geantwortet, es ſei der Martichoras, und er zog heim mit der Anſchauung und dem Namen eines Thieres, das er nie gekannt. Intereſſant iſt dabei allerdings, daß wir daraus Ahriman in Geſtalt eines Löwen beſtimmt kennen lernen. Es iſt übrigens daſſelbe Thier, aus welchem noch Heeren die perſepolitaniſchen Rieſenthiere deuten wollte. Jetzt können wir den Martichoras richtiger aus den Bildern erklären. So hat ſich ſeit 1814 die Welt auch hier umgedreht. Es werden die Schriftſteller der Alten, welche man viel anzweifelte, weil man bei ihnen die Wahrheit des Lebens vermißte, dadurch einen neuen Reiz erhalten, daß man in ihnen Periegeten und Berichterſtatter von der Wahrheit der Kunſt annimmt. Sie trugen das Bild in das Leben; wir werden wohl thun, Leben in die Bilder zu tragen.*

* Der obige Aufſatz durfte hier nicht die Ausdehnung erhalten, welche ſein Stoff wol verlangt hätte. Es war auch nicht möglich, die wiſſenſchaftlichen Nachweiſe und Citate hinzuzufügen. Vieles von dem, was oben angedeutet, iſt ausführlicher erörtert worden, als es mir gelang, in der Fortſetzung des „Hierozoikons" „die Löwenkämpfe" zu behandeln.

Cypern in alter Zeit.

1.

Der Monat hieß Heſtieus im uralt cypriſchen Leben, wahrſcheinlich vom häuslichen Heerd und Vaterland benannt, als Cypern vor 309 Jahren am 5. Auguſt aufhörte, eine Geſchichte zu haben, d. h. als es türkiſch wurde.

Bis zum 5. Auguſt 1571 hatte der Venetianer Bragadino das letzte Bollwerk, Famaguſta, gehalten, Siebentauſend Männer vertheidigten ſich gegen mehr als zehnmal ſo viele. Drittehalb Monat hatte man und in ſechs Stürmen widerſtanden. Europa hatte, wie gewöhnlich, zugeſehen. In ehrenvollem Vertrage ſoll die Feſtung übergeben werden. Es iſt Alles geordnet, und Bragadino begiebt ſich mit anderen Offizieren ins Lager, den Schlüſſel zu übergeben. Da bricht Muſtapha, der türkiſche Paſcha, den Vertrag; die Offiziere werden niedergehauen, und dem Bragadino zunächſt Ohren und Naſe abgeſchnitten. Zwei Wochen ſpäter, am 17. Auguſt, wurde er lebendig geſchunden, die ausgeſtopfte Haut im Lager zur Schau herumgeführt und zwar in guter Geſellſchaft, denn das Paſſionsbild Jeſu wurde ebenfalls ausgeſtopft und mitgeſchleppt. Die Haut Bragadino's wurde in Conſtantinopel ausgeſtellt und ſpäter in Venedig in der Kirche St. Johann und Paul aufbewahrt.

Zwiſchen Kleinaſien und Indien beſtehen, trotz ihrer ſcheinbaren Ferne, uralte, geſchichtliche Zuſammenhänge. Die Parallelen griechiſcher und indiſcher Gedanken ſind noch unerſchöpft. Die großen Halbinſeln haben auch darin eine Analogie, daß dicht an ihren Küſten, wie ein abgefallener Rieſenperltropfen, eine herrliche Inſel ruht. Was für Vorderindien Ceylon iſt, das iſt für Aſien Cypern. Sie verhalten ſich in ihrer Größe beinahe wie die Halbinſeln ſelbſt. Anſcheinend hingen ſie urſprünglich mit dem Feſtland zuſammen, nur meint Plinius, es ſei Cypern von Syrien losgeriſſen, offenbar weil das langgeſtreckte Vorgebirge nach Syrien hinweiſt. Ebenſo ſoll die Adamsbrücke oder Ramabrücke das Feſtland mit Ceylon völlig verbunden haben. Auf ihr ſeien Adam und Rama nach der Inſel gekommen. Man verſteht unter Adamsbrücke eine Reihe von Felſenriffen und Sandbänken, die die Anfahrt für größere Schiffe unmöglich machen. Im 15. Jahrhundert ſoll man noch zu Fuß von Dekan nach Ceylon gelangt ſein.

Die Urbevölkerung beider Inſeln ſcheint dieſelbe wie die des Feſtlandes zu ſein, die von Cypern wol nicht phöniziſch, ſondern aſiatiſch, etwa der ciliciſchen verwandt.

Vor allen Dingen gleichen ſie ſich als Stätten der Naturpracht und Fülle. Waldumkränzte Berge, zahlreiche durch grünende Thäler rinnende Flüſſe mit fruchtbarem Ufergebiet an einem weiten, leuchtenden Meer ſchmücken beide. Von Ceylon ſagt der engliſche Reiſende Davis, ſie ſei eine der ſchönſten Inſeln der Welt, und Cypern, „das ſüße Eiland“, war zumal vor der türkiſchen Zeit durch Cultur und Schönheit wie ein ſchwimmendes Lied von Sehnſucht und Genuß. In Ceylon wurde in alter und neuer Zeit das Paradies geſucht. Als Joh. de Marignola im vierzehnten Jahrhundert den Berg Seylon, d. i. den Adamspik, beſtieg, berichtete man ihm, daß das Paradies nur vierzig italieniſche Meilen entfernt ſei und daß man die Waſſer rauſchen höre, wie ſie herabſtürzen aus der

Quelle des Paradieſes. Und die Cyprier nannte man die glückſeligſten der Menſchenkinder; es glich die Inſel jenem Venusparadieſe, das mehr als einen Tannhäuſer verlockt und feſtgehalten hat.

Das Innere von Ceylon iſt nur ein großer, mächtiger Wald; tropiſche Wildniß ſein Charakter. Der Wanderer kann vor Bewaldung kaum die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Landes erkennen. So war es auch in Cypern; die Waldungen waren ſo dicht, daß aller Verbrauch zum Schmelzen des Erzes wie zum Bau der Schiffe das Dunkel nicht lichtete, bis ein Geſetz erlaſſen ward, wonach jeder, der den Wald ausrode, den gelichteten Platz als Acker für ſich behalten könnte. Da wurde die große Ebene frei und angebaut. Was in Ceylon der Reis iſt, durch Duft und nährende Kraft ausgezeichnet, das war in Cypern das Getreide. Man hat die Inſel auch mit Aegypten verglichen, hauptſächlich um der Fruchtbarkeit an Korn in der Ebene von Meſoria willen. Sie war mit Aegypten das reichſte Getreideland, das die Alten kannten. Der Pedias, welcher durch die Ebene fließt, tritt nach der Regenzeit aus, läßt eine Schlammdecke zurück und gewährt damit einen Segen, wie er am Nil ſich offenbart. So könnte man den Pedias den cypriſchen Nil nennen, wie denn auch über der Inſel das Himmelsblau Aegyptens liegt. Das Mehl gab ein dunkles aber ſchmackhaftes Brod. Daher, wie aus Aegypten, ließ die Königin von Adiabene, Helena, Getreide aus Cypern kommen, um die Hungersnoth in Jeruſalem zu ſtillen, und noch heute iſt es geſuchter, als alle anderen Feldfrüchte Syriens.

Prachtvoll ſind die Bäume in Ceylon: die Banane, die Kokuspalme, der Zimmtbaum. Letzterer zumal iſt Ceylon eigenthümlich und ſein beſonderer Schmuck. Aber Cypern ſtand nicht zurück. Es hatte Cedern, höher wie die des Libanon. Die Cypreſſe gab ihr Holz zu den reichen Flotten der Cyprier; es fehlte überhaupt nichts auf der Inſel, was man zum

Schiffbau nöthig hatte. Nicht blos Ceylons Hanf ward geſchätzt, auch der cypriſche Flachs und Hanf hatten einen Namen. Der prächtige Granatapfelbaum war ein Symbol des cypriſchen Genuſſes. Die Myrthe hat ihren Weltbrauch aus Cypern entlehnt. Der Oelbaum gedeiht in herrlicher Weiſe. Hatte Cypern keinen Zimmt, ſo doch die Cypris, welche ein begehrtes Mittel zum Schminken lieferte. Ceylon war eine Inſel voller Pracht, aber Cypern voller Duft. In Ceylon ſind prachtvolle Farben an Blüten und Blumen, aber die meiſten duften nicht, auch die Zimmtwälder nicht, erſt wenn ein Blatt abgebrochen iſt, entwickelt ſich ein feines Aroma. Der Jackbaum bietet ſchwere Früchte, aber er hat einen für Europäer unangenehmen Geruch. Cypern iſt und heißt die wolduftende Inſel. Sie ſchwamm in Wolgerüchen, trotzdem ſie den beſten Knoblauch erzeugte. Man hält ſie für die Heimath des Blumenkohls. Sie hatte allerdings keinen Taback wie Ceylon, Aphrodite rauchte noch keine Cigaretten, aber dafür hatte ſie Salz, und es gehörte dies zu den Opfern an die Götter.

Bekanntlich iſt Ceylon überreich an Edelſteinen. Der engliſche Reiſende Davis ſagt: der mineralogiſche Charakter Ceylons entſpreche ganz dem Orient und diene mehr zum Prunk als zum Gebrauch, denn es ſei eine Armuth an nützlichen Metallen damit verbunden.

Cypern hat zwar wie Ceylon kein Gold, wenn man auch manchmal, wie der Reiſende Lucas, davon redet, aber doch auch Edelſteine, wie den Diamant, und ſeine Smaragden waren die berühmteſten. Vor allen Dingen hatte es das cypriſche Erz, das unter dem Namen Kupfer eine Weltbedeutung gewann und in Cypern in ſeltener Fülle und Gediegenheit vorhanden war. Freilich nur aus Ceylon kamen die Perlen, nur dort iſt der Perlenfang ein jährlich Ereigniß und, wunderbar genug, ſind die Auſtern am ſchmackhafteſten, die keine Perlen haben. Man ſagte, Adam's Thränen, als er aus dem Para-

dieſe ging, hätten die Perlen erzeugt. Aber in Cypern wollte man nicht weinen, ſondern trinken und zwar nicht Kaffee, wie man ihn in Ceylon hatte, ſondern Wein. Der cypriſche Wein war der Ruhm der Gaſtgeber und der Zecher zu aller Zeit. Seine Reben erreichten eine ſolche Höhe, daß aus einer einzigen die Leiter gezimmert war, mit der man auf das Dach des Tempels in Epheſus ſtieg. Der Commanderiewein iſt der glühendſte, es iſt der Wein, welcher ſeinen Namen von der Commende der Ritterorden im Mittelalter hatte. Es war der cypriſche Wein, der die Luſt nach der Inſel im türkiſchen Sultan Selim entzündet haben ſoll. Mehrere Jahre nach den Blutthaten, die er auf ihr verüben ließ, trat er eines Tages in ein kaltes Marmorbad. Da ihn fröſtelte, trank er Commanderiewein — und immer mehr, bis er berauſcht niederſtürzte und am Marmor ſein Haupt zerſchellte, daß er ſtarb. Das war nicht der Blumen Rache, ſondern in größerem tragiſchem Stil der cypriſchen Reben Rache für ihr Vaterland.

Ceylon hat eine ungemein reiche Thierwelt. Die Elephanten ſind die gewaltigſten und gelehrigſten, wie in Indien. Neben Sumatra iſt ſie die eigentliche Elephanteninſel. Es fehlen ihr, wie die Reiſenden behaupten, der bengaliſche Tiger und der Wolf. Eine Aehnlichkeit mit Cypern tritt hervor, das buckliche Ochſen hat, denn auch der gemeine Ochs in Ceylon trägt einen Fettbuckel. Ebenſo ſind beide Inſeln reich an Schlangen. Ceylon zumal leidet noch mehr durch Blutegel, welche eine wahre Plage in den Wäldern ſind und denen man nur durch ſtarke Lederſtiefel und Pantalons aus einem Stück entgeht. Durch die feinſte Maſche dringen ſie hindurch. Die engliſchen Regimenter haben bei Kriegen im Innern des Landes viele Mannſchaften durch ſie verloren. Die Alten erzählen, man habe bei Paphos einmal ein Thier wie das Krokodil geſehen; das bleibt unerwieſen, dagegen lebt auf der Inſel die ſchöne Katze mit hellem Balg und weißen Streifen, von der Reiſende

erzählen, daß ſie wegen ihrer Vertilgung nicht bloß von Mäuſen, ſondern auch von Vipern und anderem Gethier eine große Wolthat für das Land ſei. Affen ſchwärmen in den Wäldern Ceylons umher; Ibn Batuta wollte ſolche mit Bärten wie die Männer geſehen haben. Viel erfreulicher war es für Löher, überall Lerchen in Cypern aufſchmettern zu hören. Tauben erfüllten im Alterthum das Land der Aphrodite.

2.

Ceylon wird nach ſeiner Geſtaltung mit einer Birne verglichen, doch ſcheint der Name (Tabropane) Tambaparna mit der Vorſtellung, daß ſie, was in der That der Fall iſt, einer Betelnuß ähnlich iſt, zuſammenzuhängen. Es iſt ja die berühmte Frucht der Arekapalme, welche, einer Birne ähnlich, in vier Stücke geſchnitten und in ein Blatt gewickelt, in Indien wie in Ceylon von den Einwohnern als ein beſonders narkotiſcher Genuß gekaut wird. Die Geſtalt von Cypern hat Aehnlichkeit gefunden mit einem Schaffell oder mit einem ſcytiſchen Schild. Mit einem Schinken vergleicht Fr. v. Löher die Inſel, in einem ſaftigen, ſeiner weſtphäliſchen Heimath entſproſſenen Bilde. Den ſchönſten und tiefſten Vergleich hat Nonnus offenbar aus Tradition, nämlich mit einem Delphin. Ein Delphin trug, wie es heißt, Aphrodite durch's Meer, und Kypros iſt ſelbſt die ſchaumgeborne Göttin. Um ihre Küſten rauſcht in ewigen Wellen der ſilberne Schaum, aus dem ſie in prangender Schönheit emporſteigt. Es klingt wie ſymboliſch, wenn es heißt, daß die Hirſche, um auf den grünen Wieſen Cyperns zu weiden, von Syrien herübergeſchwommen ſeien. Es waren auch ſymboliſche Löwen, nämlich Helden mit Löwenhänden, welche, wie die Sage geht, nach Ceylon verlangten und dem ſie ihren Namen Sinhala gaben. Mit dem Helden Bigaja zogen die ariſchen Eroberer in Ceylon ein. Daher beſtanden auch die Lehnen des goldenen Thrones

von Candy aus zwei Löwen von Gold, deren Augen Amethyste von der Größe einer Musketenkugel waren.

Auch Ceylon ist eine Religionsinsel. Sie gilt als besondere Stätte des Buddha-Cultus. Dort hat Buddha die Dämonen besiegt und auf seinen Wanderungen das Denkmal seines Fußtritts zurückgelassen. Insofern ist die Insel ein merkwürdiger Gegensatz zu Cypern, der Religionsinsel des sinnlichen Genusses. Buddhistische Lehre scheint der der Aphrodite so entgegengesetzt, wie naive Sinnlichkeit der abstracten Philosophie. In Ceylon bewahrt man die merkwürdigste Reliquie des Buddhismus, den linken oberen Augenzahn Buddha's. Wie man dazu kam, gerade die Zähne desselben zu heiligen Reliquien zu machen, kann nicht blos aus ihrer Unzerstörbarkeit erklärt werden. Der Zahn ist vielmehr recht symbolisch das Zeichen der buddhistischen Lehre, die Alles in die Nirwana, in das Nichts zermalmt. Grade darin besteht der wahre Gegensatz des Dienstes der Aphrodite, die gern Liebe und Lebensgenuß erhalten wollte. Und doch giebt gerade die Parallele Cyperns mit Ceylon Gelegenheit, an Spuren zu erinnern, in welchen sich beide Lehren in Symbolen begegnen. Es schimmert der Dienst der aphroditeischen Liebe noch durch die Dürre des buddhistischen Dharma, d. h. seine Lehre, hindurch, wie die Sonne auch die Wasserblase wiederscheinend macht. Die berühmte Gebetsformel: „Om mani pad me hom", hat sechs Silben, und es wird dies betont. Vom Lotus ist darin die Rede, welche die Aphrodite aus dem Wasser geboren und aller Liebe Abbild ist. Die Zahl sechs war Aphroditen's Zahl, zumal in orientalischem Gebrauch. Der sechste Tag war der Venus und der Freia Tag, daher auch der Feiertag des Islam. Der Würfel, dessen höchster Wurf der Aphroditenwurf hieß, war ein Abzeichen der Venus. Wenn bei den Athenern ein quadratischer Stein ihr heilig war, so correspondirte das mit dem vierten Monatstage, den man ihr

heilig hielt. In der That als Laſter galt das Würfelſpiel von Cypern bis nach Indien.

Venus war in Paphos unter der Geſtalt eines Kegels gebildet. Andere nennen ſie Pyramide oder Nadel. Dieſelbe Geſtalt tragen buddhiſtiſche Monumente, welche, zumal in Ceylon, Dagops heißen. Nach der Symbolik der Buddhiſten ſollen ſie die Waſſerblaſen vorſtellen. Davis bemerkt mit Recht, daß die Einwohner von Ceylon, die Buddhiſten ſind, den Schwan (hansa, der gemeinſchaftliche Name für Schwan und Gans) für den König der Vögel halten; ſo erſcheint er auch in der buddhiſtiſchen Fabel des Pantſchatrantra. Es iſt dies auffallend genug; aber der Schwan iſt der ſchöne Waſſervogel, der auf den Wogen ſchwebt wie die Lotusblume. Es war ganz natürlich, daß der Schwan auch ein geprieſener Vogel der Aphrodite war. Schwäne zogen ihren Wagen, Schwäne wurden in ihrem Tempel in Kypros aufgezogen. Sie ſelbſt wird abgebildet, von einem Schwan getragen, und der cypriſche Nationalheld Cinyras galt auch als Sohn des Schwanes.

Ein Hauptprodukt der Singhaleſen iſt die Muſchel (Sangamuſchel), die an der Küſte aufgeſucht und in großer Menge ausgeführt wird. Sie dient religiöſem Gebrauch und ſchmückt die Tempel. Eine ſchöne rechts gewundene wird mit Gold aufgewogen. Sie wird zu Ehren Buddha's geblaſen, und es gehört daher das Muſchelhorn zur Hauptmuſik in den Tempeln der Buddhiſten. Auch der Aphrodite auf Kypros war die Muſchel heilig. Man dachte ſich die Göttin auf einer Muſchel fahrend, als ſie nach Kypros kam. Wie einer der buddhiſtiſchen Helden durch ſein gewaltiges Blaſen auf der Muſchel die Thiere des Waldes getödtet, ſo hatte Triton mit ſeiner Muſcheltrompete die Giganten erſchreckt.

3.

Was aber Cypern von Ceylon unterſcheidet, das iſt ihr Verhältniß zum Meer. Ceylon lag einem weiten Ocean gegen-

über, Cypern aber gewiſſermaßen wie in einem Binnenmeer, etwa fünfzehn Meilen von Aſien, nahe an Syrien, nicht weit von Aegypten. Von ſeinen Bergen ſah man den weißſchimmernden Taurus und die Umriſſe des Libanon, und überall blickte man mit Glühaugen des Verlangens nach der Inſel. Die Luſt ſtreckte von drei Erdtheilen die Arme nach dem Genuſſe der ſchwimmenden Aphrodite aus und die Geſchichte der Inſel iſt die Chronik ihrer Liebhaber. Dem entſpricht allerdings eine Tradition, die Servius mittheilt: daß aus Aegypten drei Brüder — Epivius, Aſterius und Jon — nach Cypern ausgezogen ſeien, denn Epivius vertritt Aegypten, Aſterius (von der Aſtarte benannt) Syrien und Jon die Griechen. Wenn nun hier der Sohn des Jon Kettes genannt wird, ſo erinnert dies natürlich an den bibliſchen und phöniziſchen Namen für Cypern, nämlich Chittim, Kittim (כתים). Die Völkertafel des erſten Buches Moſis nennt als Söhne Javan's (der Griechen): Eliſa, Tarſis, Chittim und Rodanim, was ohne Zweifel Hellas, Tarſus, Cypern und Rhodus vorſtellt. Es ſind weitgehende (phöniziſche) Weltfahrten, die der moſaiſchen Tafel zu Grunde liegen. Cypern lag zu nahe, um nicht die Gewißheit hervortreten zu laſſen dafür, daß Chittim ein Sohn der Griechen heißt, zumal für die Benennung Cyperns in phöniziſchen Denkmalen und Münzen kein anderes Wort erſcheint. Es erklärt ſich der Name auch nur aus griechiſchem Anklang, denn כית ſtellt ſich zu griechiſch ἀκτή, die Küſte, und findet ſich im Küſtenfels cos, cautes ꝛc. analog wieder. Offenbar entſprechen die drei weltberühmten Städte Cyperns: Paphos, Amathus und Citium, den drei Einflüſſen, die das Land erfahren hat. Paphos iſt wol von ägyptiſchem Brauch benannt, Amathus iſt das ſyriſche Amath (חמת) und Citium hat griechiſchen Urſprung. Es ſind zwei Namen, welche in der alten Literatur der Nachbarvölker Cyperns erſcheinen: Chitim in der Schrift wie bei den Phöniziern und Syrern, und Kypros bei den Griechen. Es nennen

alſo die Griechen die Inſel mit dem ſyriſchen, die Syrer dieſelbe mit dem griechiſchen Namen. Denn Kypros iſt genannt von גפר, der Cypreſſe, dem herrlichen Baume, aus dem die Schiffe gebaut wurden.

Gerade wie das Land Kanaan den griechiſchen Namen Phönizien erhielt, weil die Seefahrer von Tyrus und Sidon unter dem Bilde der Palme (Phönix) fuhren und Palmenleute genannt wurden — damals überall der Griechen Nebenbuhler und Gegner — ſo wurde Cypreſſenland die ſchöne Inſel benannt, deren Bauholz die zahlreichen Schiffe und wehrhaften Flotten hervorrief, die von Cypern, das zum Schiffbau Alles beſaß, handeltreibend und kriegführend auszogen. Schiffsbaumeiſter aus Kypros waren es, die Alexander den Großen zum Indus geleiteten, um dort ſeine Eroberungsflotte herzuſtellen. Es iſt nichts Seltenes, daß Länder, Inſeln und Städte von dem Charakter der Landſchaft, den ein Baum offenbart, den Namen tragen. Colombo auf Ceylon hat ſeinen Namen vom Baume Ambo, der keine Früchte, nur Blätter (Cola) zeitigt. Auch das berühmte indiſche Palibothra, das in die mittelalterliche Sage und in den Parzival von Wolfram von Eſchenbach übergegangen iſt, heißt urſprünglich Pataliputra, von Patali dem lieblich duftenden Trompetenbaum.

4.

Wir ſprachen oben vom Schwan. Es iſt ein wehrhafter Vogel und doch um ſeiner Schönheit und Weiße willen ein Symbol der Liebesgötter, wie er auch das Abbild der Muſik iſt und darum Apollo heilig. Das ſtellt ſich in den Sagen vom Kyknos dar; er iſt auf der einen Seite als räuberiſches Schiff abgebildet und auf der andern als ein muſiſcher Held. Er heißt des Kriegs- und des Meergottes Sohn und iſt ein Griechenfeind, inſofern er gegen Herkules und gegen Achill vor

Troja ſtreitet. Sein Sohn wird Cinyras genannt (von כנור) die Harfe, und dieſer gilt als der cypriſche National-Culturheld.

In der heiligen Schrift ſind Jubal und Tubal Brüder, Enkel Kain's, von dem Kina, das Klagelied, kommt. Jubal erfindet die muſikaliſchen Inſtrumente, auch die Kinor, Tubal die Bereitung des Eiſens. Nach der cypriſchen Sage war Cinyras, der von der Harfe den Namen hat, auch der Erfinder aller eiſernen Inſtrumente.

In Cinyras iſt Name und Sage ſyriſch-phöniziſch. Man nennt ihn einen aſſyriſchen König und macht ihn zum Vater des Adonis. Er iſt ein Gegner der griechiſchen Heroen. Agamemnon iſt ſein Feind. Er ſelbſt fällt im Wettkampf mit Apollo. Seine Tochter Myrrha unterliegt der Venus im Streit um die Schönheit. In Cinyras, deſſen Schönheit ungemein gerühmt wird, ſtellt ſich ein ſyriſcher Apoll, in Myrrha eine ſyriſche Venus dar. In den Sagen von ihm ſpiegelt ſich der Kampf des ſyriſchen mit dem griechiſchen Geiſte wieder. Er ſoll Paphos gegründet haben, Amathus wäre ſeine Mutter geweſen, aber er unterliegt und der griechiſche Geiſt wird Herr. Apollon ſiegt und Aphrodite wird der ſchaumgeborne Inſelſchwan. Der griechiſche Genius war doch nur ein beſiegter Sieger. Wie Rom ſpäter Griechenland gewann und griechiſche Poeſie und Kunſt den Sieger feierten, ſo erging es dem griechiſchen Genius, wenn er nach dem Orient kam. Der ſiegreiche Alexander ſchuf ein orientaliſches Luxusreich. Apollo in Cypern beſiegte den Cinyras, aber er ſelber wurde wie dieſer; nicht jener, ſondern er ward verwandelt — bald war er des Cinyras Vater. Paphos und Amathus wie die ganze Inſel lernte griechiſchen Laut und Mythus, aber trank ſyriſche Luſt. Aphrodite hatte griechiſchen Namen, aber ihr Cultus wurde der ſyriſchen Göttin gleich. Inſofern wurde der Mythus von Cinyras und ſeinem Widerſtreit gegen die Griechen der Typus der cypriſchen Geſchichte, zumal des Alterthums. Die nationalen Gegenſätze hörten nicht auf. In Cypern ſtanden

ſich Griechen und Phönizier, Griechen und Perſer gegenüber. Cypern hatte keine eigene Politik. Seine Liebhaber ſtritten ſich auf ſeinen Ebenen, an ſeinen Küſten. Es war griechiſcher Einfluß, der den einen König Cyperns, Evagoras, der ſelbſtſtändige Kraft entwickelte, gegen Perſien aufſtachelte. Sittliche Gegenſätze gab es nicht.

Es giebt einen ſogenannten kypriſchen Spruch, den die Alten citiren: Ein paar Tauben gerathen in einen Scheiterhaufen; ſie retten ſich und gerathen nun in einen andern. Es wurde damit das Loos Cyperns ſelbſt charakteriſirt. Wenn es ſich aus der Herrſchaft und Ausbeutung des Einen gerettet zu haben ſchien, fiel es in die eines Andern. Daſſelbe galt von der Sittlichkeit der Inſel. Ob Perſer die Beute heimtrugen, ob griechiſche Könige die Inſel ſelbſt regieren konnten, es war daſſelbe. Cypern ward nur geſucht, um ausgebeutet zu werden; es war die Inſel des Genuſſes. Der Dienſt der Aphrodite in den üppigen Feſten der Aphrodiſien war nicht die Urſache der ſittlichen Zuſtände der Inſel, ſondern nur ihr Ausdruck.

Allerdings war der weiſe Solon auch nach Cypern gekommen und hatte dort ſein Leben beſchloſſen, aber keine Beſſerung der Sitten, nur eine Verſchlechterung der Sprache bewirkt. Der Solöcismus erinnert an die Stadt, die von ihm den Namen trug: (Soli) Auch Cimon beſchloß dort ſeine Heldenlaufbahn. Conon und Chabrias führten dort atheniſchen Geiſt und Sieg ein. Ein tapferer Grieche, Evagoras, ſchien einmal ein feſtes cypriſches Reich gründen zu können. Der griechiſche Redner Iſokrates war ſein Lobredner in Athen. Ptolemäus und Demetrius Phalereus ſchlugen ſich um Cypern in Rieſenſchlachten. Der tugendhafte Cato bringt 7000 Talente aus Cypern nach Rom. Sicher war die Inſel ein paſſendes Geſchenk, das Antonius, der Römer, der ägyptiſchen Königsbuhlerin Cleopatra machte; aber in all' den Gegenſätzen und Kämpfen, in ſyriſcher, perſiſcher, griechiſcher und römiſcher Zunge blieb eins unverändert: Alle ſuchten Geld,

Genuß, Ueppigkeit, Unzucht. Cypriſcher Luxus war das Sprüchwort des Alterthums. Man nannte die Inſel die ſelige, aber nur vom Rauſch. Von allen Nachbarn wurden Gelüſt und ſchlimme Sitten auf die Inſel übertragen. Das Vergnügen, ſagten die Alten, machte die Kyprier unfrei und ungebildet.

Wenn man ſich bei Tafel unterhielt, handelte es ſich nicht um geiſtige Stoffe, ſondern man legte ſich Fragen vor, wie: welcher Fiſch überhaupt der beſte, zu welcher Zeit er der beſte, und welcher im Sommer der wohlſchmeckenſte iſt u. dgl. m. Wer dieſe Fragen gut beantwortete, erhielt einen Kuß, wer nicht, mußte zur Strafe Wein aus großen Bechern trinken. Die Fürſten luden zuweilen Philoſophen und Flötenſpieler zu ihren Mahlzeiten. Es brachte das Geld und Leckerbiſſen ein, aber zuweilen auch Schmach und gräuliche Behandlung. Als Stratonikos aus Athen, ein berühmter Muſiker, bei Nikokreon, dem Fürſten von Salamis, ſpeiſte, kam die Fürſtin mit ihrer Tochter herein und trat dabei auf eine zerbrochene Mandel. Der Künſtler bemerkte ſcherzend: „das war kein harmoniſcher Ton.“ Dieſe Aeußerung büßte er mit dem Leben. Er wurde ins Meer geworfen. Darum iſt es ſchwer zu verſtehen, wie Schiller dichten konnte:

„Wie ganz anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia.“

denn er ſelbſt hatte es in Jena und in Weimar viel beſſer.

In Paphos und Amathus herrſchte eine bodenloſe Zuchtloſigkeit. Die cypriſchen Jungfrauen verkauften ſich an die Höfe der Großen. Die Jünglinge ſchmückten ſich wie Weiber und gaben ſich zu unzüchtigen Zwecken her. Es iſt ein Beiſpiel erhalten wie damals ein Prinzenkind erzogen wurde: Auf einem ſilberfüßigen Sopha, das auf einem koſtbaren Teppich aus Sardes ſteht, lag das Kind, um das Haupt einen köſtlichen Schleier, bedeckt mit einer Decke von Purpur. Die Hitze ſollten drei Kiſſen

von feinſtem Leinen mit Purpurbeſatz mildern. Das Kind trug eine weiße Chlamys. Drei Diener hatten die Pflege. Was der eine that, läßt ſich nicht wiedergeben. Der andere ſaß neben dem Kinde, um es zu ſtreicheln; er hatte den Namen Sikya, etwa Schröpfkopf. Der dritte hieß Ther, das Thier. Während der erſte für die Füße, der zweite für die Hände beſchäftigt war, hatte es dieſer mit dem Kopf zu thun; er achtete darauf, daß die Löckchen nicht in Unordnung kamen, und in der Rechten hielt er einen Fächer gegen die Fliegen. Wenn aber doch einmal eine Fliege den Knaben ſtach, ſo entſtand ein völliger Aufruhr.

Der Vater eines ſolchen Kindes, etwa ein Kleinkönig einer cypriſchen Stadt, dünkte ſich als Stellvertreter des Cinyras; dieſer war gleichſam die Venus als Mann — ſie wurde in Cypern darum auch zuweilen bärtig vorgeſtellt — darum mußten ihn Tauben umgeben. Sein Haupt war mit Oel geſalbt aus einer Frucht, die die Tauben liebten. Kamen ſie dann herangeflogen, ſcheuchten Diener ſie zurück; ſo flatterten ſie hin und her und fächelten den ruhenden König wie einen Gott mit Taubenflügeln.

„Ach wie anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia.“

Die kypriſchen Fürſtinnen ſtiegen nicht auf gewöhnlichen Stufen in den Wagen, ſie hatten dazu ihre Kammerfrauen, welche Steigbügel hießen, weil ſie auf deren Rücken und von da in den Wagen ſtiegen.

Der beſte König Cyperns, Evagoras, kam um, weil er und ſein Sohn Ehebruch mit derſelben Frau trieben, wobei Evagoras erſchlagen ward. Es ſtrömte eben Alles nach der Inſel, was Lüderlichkeit und Ueppigkeit ſuchte. Man ſagte von der kypriſchen Erde, ſie mache ſinnlich, wenn man auf ihr ſchlafe, wie die Juden vom heiligen Lande glaubten, ſeine Luft mache heilig. Es

bekämpften ſich in Cypern zwar die Liebhaber der Aphrodite, aber ihre Knechte waren ſie alle.

Nur einer, der in Kypros unter den Heiden geboren war, bildete ſchon vor Chriſto einen Gegenſatz: der aus Citium ſtammende Zeno. Sein Vater war ein phöniziſcher Kaufmann, der einſt dem Sohne griechiſche Bücher mitgebracht hatte. Er fand an Sokrates' Lehren Geſchmack. Als er nun ſpäter ſelbſt in Handelsangelegenheiten reiſte, litt er Schiffbruch. In Athen, wohin er ſich rettete, fand er bei einem Buchhändler Xenophon's Memorabilien des Sokrates. „Wo findet man doch ſolche Männer!" ſprach er. „Da geht einer," erwiderte der Buchhändler und wies auf den vorübergehenden Philoſophen Crates. Dem ſchloß Zeno ſich an und ward ein Philoſoph. Er ſprach ſpäter: „Es war kein Ungemach, als mir das Schiff zerbrach."

Zeno und ſeine Lehre ſind allerdings Gegenſätze cypriſcher Anſchauungen. Es war nichts vom Cinyras an ihm. Er war häßlich, ſchief und ſchwach. Er kannte keinen cypriſchen Luxus. Etwas Brod mit Honig, einen Schluck ſüßen Weines, eine friſche Feige waren ſeine Leckerbiſſen. Er liebte weder Tafelfreuden noch Geſellſchaft, er ſuchte Königshöfe nicht auf und liebte nicht den Reichthum. Er kehrte auch nach Cypern nicht zurück. Das Land hatte, wie es ſcheint, kein anderes Verdienſt um ihn, als ihm das Gegentheil ſeiner Laſter zu lehren. Freilich Franz von Löher macht ihm den Vorwurf, daß er für den „tieferen lieblichen Adel der anmuthigen Lehre Epikur's kein Verſtändniß hatte" und meint auch, daß, wenn Zeno ſich das Leben genommen, dies nicht ſowol aus Philoſophie geſchehen, ſondern vielleicht darum, „weil er unglücklich verheirathet oder ein armer, einſamer Junggeſell" geweſen ſein mochte. Intereſſanter iſt, daß er die Vermuthung hat, Zeno hätte dem Volke angehört, das ſich eher abſchlachten ließ, als den Sabbath brechen. Meint Löher doch aus Haß gegen das römiſche Recht, daß Ulpian, der aus Berytus war, alſo auch ein Phönizier, auch ein Nachkomme

jener Rabbi geweſen, „die ihren Talmud mit feineren Commentaren ausgeſchmückt haben, als ſie das römiſche Recht je beſeſſen.“ Wir glauben es gern, daß dem modernen Reiſenden der alte Stoicismus widerſtand; in ihm iſt ſicher mehr vom Epikur und vom Sadducäer, und ein gewiſſer wenn auch ernſter Phariſäismus läßt ſich Zeno nicht abſprechen. Die Liebe Epikurs iſt eine Seligkeit des Fleiſches, während die Lehre des Cypriers Zeno eine Negation der Sünde war und darum eine Verherrlichung tugendhafter, echt phariſäiſcher Selbſtgerechtigkeit.

Intereſſant iſt ſein Gegenſatz zur Lehre Buddha's. Seine Lehre iſt ſtrenger, mitleidsloſer, aber aktiver und kraftvoller. Buddha's Lehre iſt dem Epikuräismus ähnlicher, aber Zeno kennt keine Nirwana, kein Nichts, ſondern überall ein Etwas, das vernünftig gemacht werden muß durch Tugend. Darum gehen aus ſeinen Lehren tüchtige, wenn auch ſtolze und eingebildete Männer hervor. Sie giebt Kraft und Charakter, während die Völker der Buddhiſtenlehre zu Sclavenvölkern, gleich den Cypriern verſinken. Für Ceylon wäre Zeno kein Lehrer geweſen, ſo wenig wie für Cypern, aber Epikur iſt der Philoſoph Aphrodite's, mit welcher auch Buddha verwandt iſt.

Allerdings gab es auch in Cypern viele jenes Religionsſtammes, von dem Löher ſagt, daß ſie ſich eher abſchlachten ließen, als den Sabbath brechen, nämlich Juden, und ſie bildeten durch Bekenntniß und Geſetz einen wirklichen Contraſt zu der Lebensweiſe, wie ſie das heidniſche Cypern kannte und liebte. Freilich nicht alle herodäiſch und ſadducäiſch Geſinnte werden die Genüſſe Cyperns verſchmäht haben. Sobald Juden das asketiſche Kleid des Bekenntniſſes abgelegt haben, werden ſie Meiſter des orientaliſchen und cypriſchen Luxus. Die nahen Beziehungen von Judäa mit Cypern erkennt man daran, daß mehrere Prinzeſſinnen in des Herodes Haus den Namen Kypros trugen.

Aber aus ihnen ging hervor, als die Lehre Jeſu auf-

leuchtete, Joseph mit dem Beinamen Barnabas, was darauf hindeutet, daß sonst Jünger Propheten genannt wurden. Er war aus Cypern. Dahin waren Jünger geflohen als die Verfolgung über Stephanus kam. Cyprier waren treue Jünger in Antiochien. Ein alter Jünger ward Mnason aus Cypern genannt. Wie Barnabas hat niemand in der Geschichte des cyprischen Evangeliums einen Namen, schon dadurch, daß er sich zu Saulus bekannte und ihn den Jüngern zuführte, die sich vor dem ehemaligen gewaltigen Verfolger fürchteten. Er blieb mit Saulus von Tarsus als Küstenlandsmann im liebevollen Glauben lange verbunden. Er hatte sich ihn aus der Stille von Tarsus nach Antiochien wiedergeholt und geleitete ihn noch über Seleucia nach Cypern.

Was dort in Paphos sich ereignete, bildete ohne Zweifel den tiefsten Gegensatz zu Cyperns Charakter und zugleich den Höhepunkt von Cyperns Geschichte. Cypern war zur Zeit römisch und der Proconsul regierte in Paphos. Diese Stadt war damals der Hauptsitz des heidnischen Dienstes, sie galt als der Nabel der Erde. Der Tempel der Aphrodite ragte gewaltig und prachtvoll am Meere empor. Mächtige Trümmer werden noch heut gefunden. Wunderbares Schauspiel! Auf der Höhe, die in sanfter Neigung zum Meere sich abdacht, das Heiligthum der Sünde und Sinnlichkeit, der Abgötterei in ihrer reizendsten und üppigsten Art, und in der Burg des Landpflegers standen Paulus und Barnabas — die Zeugen der Einheit und Reinheit. Der Römer, wie viele seines Gleichen in dieser Zeit, war satt des geputzten Staubes und der glänzenden Lüderlichkeit. Er war müde von der Raserei und Sclaverei des Fleisches und wollte ein ernstes Wort vom Geiste der Wahrheit hören. Da widerstand jenen beiden ein Magier und Gaukler und wollte vor dem mächtigen Landpfleger mehr gelten als sie. Was hier nun geschah, hat in der Völkergeschichte und Legende mehrfach sich wiederholt. Was die Priester Pharao's Mose gegenüber

thaten, um ihrer Weisheit die Ehre zu verſchaffen, hat die Gaukelei der falſchen Kunſt dem Evangelium immer anthun wollen. So ſteht in der chriſtlichen Geſchichte der falſche Simon dem wahren Simon Petrus gegenüber, ſo hat das Mittelalter noch in der Sage vom Wartburgkrieg den Weltſänger dem Gottesſänger gegenüber geſtellt.

Der Magier nannte ſich Bar Jeſus. Ein Heide war er alſo nicht. Offenbar ſtellte er ſich auch als ein Jünger Jeſu dar. Die Wunder des Heilands waren bekannt. Man ſchrieb ſie unter den ungläubigen Juden einer beſonderen Weisheit zu, die er beſaß. Der Magier wollte durch ſeine Gaukeleien ein Jünger Jeſu heißen; mit dem Namen Elymas wurden Gaukler und die ägyptiſchen Zauberer benannt, denen gegenüber, die blos durch den Geiſt und die Liebe Jeſu Jünger waren.

Betrug und Zauberkunſt, die hier im Namen Jeſu auftraten, wollten Paulus und Barnabas das Herz des Sergius entreißen, aber Paulus entlarvte den Gaukler. Nicht ein Bar Jeſu biſt Du, fuhr er ihn in heiliger Empörung an, ſondern ein Bar Satan und wie Dein Vater nur beſtrebt, voll Liſt und Tücken die geraden Wege des Herrn zu verwirren. Denn gerade ſind die Bahnen, die zu Gottes Heil führen, krumm iſt der Schlangen Pfad. Du willſt Anderen die Wege zeigen und wirſt ſelber Handleiter brauchen.

Und von Stund' an fiel auf den Elymas Finſterniß. Löher meint, er habe in „ſeiner Hexenküche das Augenlicht eingebüßt.“ Aber es braucht zu ſolcher Blindheit niemand eine Hexenküche, die gewöhnliche Küche Epikurs reicht aus.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß erſt in der Erzählung von dem Vorgang in Paphos Saulus den Namen Paulus trägt. Man meint, er habe ihn zu Ehren des Römers Sergius Paulus angenommen. In der Abſicht des Erzählers lag es offenbar, darauf hinzudeuten. Aber anderſeitig kann kein Zweifel darüber herrſchen, daß der Name Paulus als ein Gegenklang zu

Saulus gewählt ist. Saulus der König, war der längste Mann am Leibe in Israel. Paulus heißt klein. Saulus war ein Königsname, Paulus ein Demuthsname. Wenn also der Apostel Paulus von dem Landpfleger, der ihm glaubte, einen Namen annahm, so wählte er eben Paulus mit obigem tieferen Bezug, sonst hätte er sich ja Sergius nennen können. Aber immerhin wird der Apostel in Tarsus Saulus, in Cypern und Paphos Paulus genannt.

Löher erzählt, daß bei dem heutigen Baffo ein Säulenkopf sich befindet, von dem die Sage geht, es habe hier der Apostel Paulus die Geißelstrafe erlitten, und deshalb schlage man sich kleine Stückchen davon ab und bewahre sie als wunderthätig. Vom Geiste Pauli ist im heutigen Cypern wenig zu gewahren und er allein konnte doch dort noch Wunder bewirken.

Als Barnabas von Paulus auf immer in Antiochien schied, ging er nach Cypern zurück, und nichts mehr berichtet von ihm die wirkliche Geschichte. Wenn der uralte Brief, der den Namen des Barnabas trägt, ihm angehört, so läßt sich daraus doch nichts mehr über sein Leben erfahren. Nur die Legende berichtet, er sei in Salamis gemartert und begraben worden. Dort sei unter Justinian sein Grab entdeckt worden. Auf seiner Brust hätte man das Evangelium Matthäi gefunden. Leider lag es im Grabe, nicht im Herzen der Zeit.

Aber die Juden waren dem Beispiel des Sergius, des Römers, nur in geringer Zahl gefolgt. Bald fielen sie in die Stricke eines Mannes, der die Künste des Elymas verstand. Um 130 erhob sich in Palästina der falsche Messias, der sich Bar-Cochba nannte und die Juden im ganzen römischen Reich zu einem wüthenden Aufstande erregte. Auch in Cypern geschah dies. Artemion hieß der Führer der Juden, welcher Salamis zerstört und Tausende von Cypriern erschlagen haben soll. Daß neben Aegypten und Mesopotamien grade Cypern als Hauptheerd der Empörung genannt wird, zeigt, wie groß die Zahl

der Juden im Lande geweſen ſein muß. Ihr Aufſtand wurde radical unterdrückt. Das Schwert Iſraels, um Menſchen zu morden und Städte zu zertrümmern, hat keine Verheißung.

Dio Caſſius erzählt, es hätte noch zu ſeiner Zeit kein Jude an die Küſte kommen dürfen; wer etwa durch Schiffbruch dahin verſchlagen ward, ſei getödtet worden.

Doch Salamis beſtand noch weiter. Es ward der Sitz eines chriſtlichen Bisthums. Epiphanius, von dem die Tradition geht, daß er, wie die alten Apoſtel, aus Iſrael geboren ſei, war ſein berühmter Biſchof.

Es war die letzte blutige Kataſtrophe, welche die Inſel bis zur Regierung des Kaiſers Conſtantin erlebt, aber nicht ihre letzte Tragödie überhaupt, und byzantiniſche wie romaniſche und zumal türkiſche Tragödien haben ſich, wie die Weinleſen des Herbſtes, in Zwietracht und Blutvergießen wiederholt.

Die romaniſche Eroberung begann ſeltſam genug mit dem Siege eines engliſchen Königs. Richard Löwenherz war es, der die Inſel dem byzantiniſchen Kaiſer während der Kreuzzüge entriß. Die türkiſche Eroberung begann mit den Intriguen des Joſef Naſi, eines Juden und Günſtlings des Sultanes Selim, den Naſi ſchon unter der Regierung ſeines Vorgängers auf Cypern und deſſen Wein aufmerkſam gemacht hatte.

Die neue Zeit ſcheint alte Verluſte auf der ſchönen Inſel wieder gut zu machen. Ein Benjamin, zu großen Dingen unter dem Kreuze berufen, hatte erneuern wollen, was ein Joſef mittelſt türkiſcher Haremsintriguen verdorben hatte. Unter engliſchem Einfluſſe darf Cypern eine allmälige Wiedergeburt hoffen, wie ſie Ceylon, wenn auch langſam, erfährt. Auch dieſe ſchöne Inſel war verfallen und trotz ihrer Reichthümer verarmt und ſoll jetzt ein Malta für den indiſchen Ocean bedeuten. Auch Cypern iſt verfallen und verarmt. Löher ſagt: Schweigen und Oede wohnt jetzt ringsum; die Menſchen ſind hier und da zu kleinen Häufchen zuſammengekrochen und

Cypern rufe verlaſſen in Nacht und dunkel: „Wächter, Wächter! Iſt die Nacht bald hin?“

Die Bebauung der Meſoria allein wird nicht zur Entfernung der Nacht führen, und auch dann wird das Leben nicht allein wiedergekehrt ſein, wenn Salz und Wein die alten Erträge bringen werden. Heutzutage iſt Cypern wie ein großer Kirchhof. Graberinnerungen ſind genug da. Solon, Kimon, Konon ſind dort geſtorben in der heidniſchen Zeit. Man behauptet auch, daß Lazarus nach Cypern gekommen und dort geſtorben ſei. Ein Steinſarg aus weißem Marmor mit einer Roſe geſchmückt erinnert in dem heutigen Larnaka daran. Und doch ging ſonſt die Sage, daß der Boden von Cypern Leichen nicht ertrage, wie man dem däniſchen König Erich ſagte, als er auf ſeiner Reiſe, 1103, in Cypern tödtlich erkrankte. Er hoffe, erwiderte der König, die Erde der Inſel werde ihm Ruhe geben.

Es war dies eine ſymboliſche Sage aus den Zeiten des Heidenthums. Aphrodite liebte nur die Lebendigen; ihre ſinnliche Liebe ſcheute den Tod. Ihr Cultus enthielt tiefere Gedanken, als gewöhnlich geahnt wird. Sie laufen parallel denen der chriſtlichen Wahrheit, nur enden ſie im Fleiſch und jene im Geiſt. Ihre Liebe will auch nicht *ſterben*, aus Schrecken vor dem Tode. Sie hat auch *Roſen*, aber keine Roſen vom Kreuz. Sie hängen bei ihren Feſten über dem Haupt, aber liegen nicht auf den Grabſteinen von Marmor. Sie hat zum Symbol die ſechs und den ſechſten Tag, aber er iſt der Ueppigkeit gewidmet. Jeſus ſtarb am ſechſten Tage auch für alle Sünden, die ſie verſchuldete, am Kreuz. Die Sage iſt ſeltſam, daß Lazarus in Cypern von neuem geſtorben ſei, aber die Auferſtehung, die die Inſel durch das Wort Pauli erlebt, iſt auch wieder ſchlafen gegangen. Kein tieferer Gegenſatz und doch wiederum kein ſchönerer Zuſammenhang zeigt ſich als zwiſchen den Namen Kypros und Phönizien.

Kypros hat den Namen von der Cypreſſe. Die Cypreſſe

hat ein unverweslich Holz — die Arche Noah iſt davon gebaut — ſie war das Sinnbild der Unſterblichkeit. Aber unſterblich zu ſein wünſcht auch Aphrodite, — nicht ſterben will auch Circe, — ewig zu leben redete auch die Schlange der Eva ein; aber nicht ſterben iſt allein keine Seligkeit. Phönizien hat den Namen von Phönix, der Palme. Die Palme iſt das Symbol der Auferſtehung. Die Unſterblichkeit iſt nur eine Seligkeit, wenn ſie in der Auferſtehung eine Wiedergeburt iſt deſſen, der Tod und Grab überwindet. —

Die Arche Noah allein führt an's Ufer, auch für die Zukunft Cyperns, wenn nicht mehr Aphrodite, ſondern Maria Magdalena unter der Liebe Banner unter dem Kreuzesbanner auf ihr fährt.

Ach, wie anders wird es ſein,
Wenn im neuen Licht geſchmückt,
Neues Leben wird gedeih'n.

Cypern in der Literatur des Mittelalters.

So ſchöne Namen wie Cypern, die Duftende, die Heilige, haben wenig Eilande getragen, aber ſo furchtbare Schickſale von Blut und Thränen hatte auch keine andere Inſel erlitten.

Wenn man Cypern in Geſchichte und Natur etwa mit Ithaca vergleicht, gewinnt man ein Bild wie das eines prächtigen, üppigen Fürſtenhauſes neben einer idylliſchen Hütte. Freilich war Cypern reich an goldnem Schmuck und glänzender Anmuth, aber ebenſo erfüllt von Leidenſchaft, Kampf und Blut. Ithaca war arm und verſteckt, ohne Geſchichte aber auch ohne Kataſtrophen. Es hatte nichts als ſeine homeriſche Erinnerung, und wegen dieſer baute man keine Flotten und ſchlug man keine Schlachten. Würde es dem glücklichſten Forſcher gelingen, nicht blos die Schätze Troja's ſondern auch die Sparkaſſe Penelope's zu finden — Reichthümer hätte er nicht entdeckt. Allerdings war Penelope umworben von Freiern, wie Cypern, aber es waren einheimiſche Freier, die Penelope's Tugend überwinden wollten. Die häusliche Königin war an den Küſten Syriens und Italiens nicht bekannt, aber Cyperns Inſel kannten Alle,

und ſie buhlten Alle um ſie. Sie hatte den Ruhm, als Beute geſucht zu werden. Cypern glich einer Cleopatra, der Buhlerin von Königen — Penelope war eine treue Hausfrau. Aber Cleopatra endete in Verzweiflung während in Ithaca von keiner Tragödie zu erzählen iſt. Cypern hatte Cypreſſen und Oelbäume und Gold und Luxus — Ithaca hatte einen armen Homer, nichts mehr; man weidete dort in der Stille die Ziegen. Freilich redete auch in Ithaca kein Paulus, wie in Paphos, und allerdings waren die Felſen Ithacas leichter zu überwinden als die Cypriſche Luſt. Ob Ithaca jetzt viel ärmer iſt, als es im poetiſchen Reich des Odyſſeus war, iſt zweifelhaft, jedenfalls iſt Cyperns Aphrodite *nun* ein armes Weib; ein dürftiger Rock liegt durchſichtig um den Leib der herabgekommenen Schönen. Ithaca hat niemals Kaiſerthum, Königthum geheißen und Erzbiſchöfe beſeſſen, aber man kann ihm keine Erinnerungen ablocken, in welchem es Könige und Völker verrathen und gemordet hätte. In Ithaca konnte Johann der muntere Seifenſieder wohnen, während Cypern die Trümmer des großen Bankerotts zeigt, dem nach vielen andern Fürſten das große Handelshaus Venezia verfiel. Mit den Phöniziern, Kaufleuten erſten Ranges, fing ſeine Blüthe an, mit den Venetianern hörte ſie auf; es waren die erſten Kaufleute Europas. Dem größten Handelsſtaat der Neuzeit iſt es nunmehr gegeben, Schätze und Segen darin zu erneuen.

Was ihm aber auch ereignete, eine Inſel der Aphrodite iſt Cypern geblieben, oder beſſer, es hörte nicht auf, ein Königreich Eva's zu ſein. Hochzeiten und Liebesmahle bildete ſeine Kataſtrophen. Mit einem Ehebund fing ſeine mittlere Geſchichte an und eine Hochzeit leitet ſeinen letzten Act ein.

2. Am 12. Mai 1191 fand in Limaſol die Hochzeit von Richard Löwenherz mit ſeiner Braut Berengaria von Navarra ſtatt. Es befand ſich der engliſche König auf dem Kreuzzug. Seine Braut mit ihrer Schweſter waren nach Cypern gekommen,

hatten aber an der Küſte von den Griechen, die damals auf der Inſel herrſchten, eine üble Behandlung erfahren. Man hatte ihr Schiff am Einlaufen in den Hafen verhindert. Richard Löwenherz war nicht der Mann, eine ſolche Beleidigung zu dulden. Damit begannen die Feindſeligkeiten; ſie endeten mit Eroberung der Inſel.

Der kurze Krieg bietet ein intereſſantes Bild aus dem Kreuzfahrerleben. Cypern hatte damals einen Kaiſer, Iſaak, aus dem byzantiniſchen Haus der Komnenen, der ſich während der Wirren am kaiſerlichen Hof in Conſtantinopel der Inſel bemächtigt hatte. Die Kreuzzüge kamen den Byzantinern ungelegen. Sie hatten zwar denſelben Feind mit den Kreuzfahrern, aber zwiſchen dieſen und ihnen war durch Glaube und Sitte ein großer Contraſt. Außerdem eroberten die Ritter aus England und Frankreich nur für ſich. Sie nahmen den Byzantinern ſcheinbar mehr, als ſie ihnen nützten und ſo hatte auch der cypriſche Kaiſer Iſaak durchaus keine Freude daran, ſo gefährliche Geiſter auf der Inſel zu ſehen. Seine Macht war zwar keineswegs gering. Er hatte eine ſtattliche Flotte, ein großes Heer, aber einem Kriegshelden wie Richard zu widerſtehen, war er nicht der Mann.

Richard erſtürmte die Stadt, und nachdem er ſeiner Braut einen gebührenden Aufenthalt bereitet, ſchlug er die Griechen auch auf freiem Felde. Da zeigten ſich plötzlich Segel am Horizont — und ſiehe nicht Feinde, ſondern Freunde nahten. Veit (Guido), ehemaliger König des nun in die Hände der Saracenen gefallenen Jeruſalem, kam nebſt ſeinem Bruder Gottfried von Luſignan, ſich mit Richard zu verbinden und ſeine Hülfe zu ſuchen. Die Freude darob war nicht gering, das Hochzeitsmahl um ſo köſtlicher. Auch Kaiſer Iſaak wollte nun unterhandeln, doch hinterliſtig brach er den Vertrag — da kannte Richard keine Schonung mehr. Wie ein Eroberer trat er auf, nahm die Städte und Gebiete Cyperns mit Gewalt in

Beſitz und ließ vielen Mannen Iſaaks den Bart abſchneiden, zum Zeichen, daß ſie nun ihm angehörten, der keinen Bart trug.

Iſaak ſelbſt wurde trotz ſeines wunderbaren braunen Renners auf der Flucht gefangen, und da er als Bedingung ſich ausgemacht hatte, keine eiſernen Feſſeln zu tragen, ſo empfing er ſilberne. Richard nahm Cypern völlig in Beſitz. Als er ſpäter wieder nach England zurückkehrte, übergab er oder vielmehr verkaufte er dem König Veit, der auf Jeruſalem Verzicht leiſten mußte, den Beſitz der Inſel. So kam das Haus Luſignan zur Herrſchaft, die es bis zum Jahr 1489 behauptete. Erſt von da an ging Cypern in den Beſitz der Venetianer über.

Veit oder Guido von Luſignan war der Sohn Hugo's von Luſignan in Poitou. Er hatte noch drei Brüder, Hugo, welcher der Erbe der väterlichen Beſitzung war, Gottfried und Almerich, und als er im Jahre 1194 als König von Cypern ſtarb, folgte ihm Almerich nach. Dieſer hatte zwei Töchter Sibylle und Meluſine; die erſte heirathete den Fürſten von Armenien, die andere Raimund II. von Antiochien in Tripolis. Es war im Jahre 1218, als Meluſine ſich vermählte; ihr Bruder Hugo, der ſeinem Vater 1205 in jungen Jahren gefolgt war, ſtarb während der Hochzeitsfeierlichkeiten in Tripolis.

Cypern hat allerdings ſeine ſchönſte Zeit unter den Luſignan's gehabt. Freilich fehlte es nicht an Leidenſchaften und Krieg, an Ueppigkeit und wahnſinnigem Unfrieden, doch das Land blühete. Der Druck auf die tributairen Einwohner war nicht gering, aber Reichthum und Cultur wuchſen; ſchöner als irgendwo im Orient pflanzte ſich germaniſch-romaniſche Art auf aſiatiſchem Boden ein. Auf den Gebieten der alten Aphrodite ſtiegen herrliche Dome empor. Burgen und gothiſche Abteien contraſtirten auf wundervolle Weiſe mit den cypriſchen Erinnerungen an Paphos und Amathus. Ein reicher Handel belebte die Küſten. Die cypriſchen Schiffe fuhren wieder auf dem weiten Mittelmeer. Feſte und reiche Städte lockten die Fremden an. Aber man

darf dieſe Blüthe nicht den Luſignan's allein zuſchreiben. Sie faßten nur Fuß und brachten ihre vaterländiſchen Künſte hinein. Vorher ſchon hatten die Byzantiner, wie überall, Cultur gehegt. Richard Löwenherz ſchleppte mehr Schätze aus Cypern mit ſich als vielleicht damals ganz England beſeſſen hatte. Der griechiſche Einfluß machte ſich noch lange geltend. Man redete von Perpirs, die 15 Perpirs jährlich zu zahlen hatten. Paroiken hießen eine Art leibeigene Leute, denn griechiſche Sprache ſo wie griechiſche Namen blieben lange in Gebrauch.

Die Könige trugen ihre alten fränkiſchen Namen, aber die Frauen wurden mit griechiſchen benannt. Sibylle war damals ein beliebter griechiſcher Name, desgleichen, wenn auch ſeltener, Meluſine (auch Meliſende). An Meluſine die cypriſche Fürſtin ſchließt ſich die wunderbare Sage von der Fee von Luſignan an.*

3. Erſt ein Roman von Jean von Arras ſtellt die feenhafte Geſchichte Meluſinens dar; er erſchien gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Es iſt unthunlich, die ganze Sage ausführlich mitzutheilen; zumal der Erzähler viel fremde Sagen hineinverwebt hat. Wir haben es nur mit Meluſinen zu thun und in ihr nach Wegnahme mancher Schleier Meluſinen von Cypern zu erkennen. Verſuchen wir dies.

Ein König Helmas, der in Albanien regierte, hat eine Frau Perſine (Presine, Fresine) und von ihr drei Töchter, Meluſine, Melior, Palatine. Die Mutter verſteht zu zaubern und lehrt es die Tochter. Mit dem Gatten gerieth ſie in Conflict und verließ ihn, um in die Einſamkeit zu gehen. Meluſine bannt den Vater nach Avalon. Ihr Lohn dafür iſt, jeden Samstag

* Mit Bezug auf dieſe Sage hat Göthe ſein Märchen erfunden: „die neue Meluſine". Er hätte ſie ebenſo gut nennen können, „die neue Melior" oder die neue „Perſine", ſo wenig geht er in den eigentlichen Kern der Sage ein, aber auch die Deutung der „neuen Meluſine" erſcheint wie in Fr. Meyer v. Waldeck, Märchendichtungen p. 117 viel zu ſteif.

einen Schlangenleib zu tragen. Am Brunnen, wo die drei Schweſtern einſt ſtehen, wirbt der Graf von Poitou um ſie; ſie reicht ihm die Hand mit der Bitte, ſie Samstag nicht zu beſuchen. Er thut es dennoch und ſieht mit Schrecken an ihr die Schlange. Sie entflieht und kehrt nur wieder, wenn ein Unglück das Haus Luſignan oder Frankreich trifft.

Intereſſant iſt, was der Geſchichtſchreiber Brantome in ſeinem Eloge über Louis de Bourbon am Ende des 16. Jahrhunderts erzählt.

„Ich habe einen alten penſionirten Diener, es ſind etwa 40 Jahre her, ſagen hören, daß Kaiſer Karl der Fünfte, als er nach Frankreich gekommen war, auch nach Luſignan auf die Jagd geführt ward, und zwar auf Damhirſche, welche dort in einem der größten und älteſten Parks ſehr zahlreich waren. Dabei habe er die Schönheit, Größe und Kunſt der Gebäude nicht genug anſtaunen und loben können, zumal einen Bau, welcher von einer merkwürdigen Dame aufgeführt worden, von der er ſich mehrere dort bekannte Wundergeſchichten erzählen ließ. Die Erzähler waren gute alte Weiber, die ihre Wäſche im Brunnen wuſchen; auch die Königin Katharina von Medicis, die Mutter des Königs, geruhte, ſie zu fragen und anzuhören. Die Einen erzählten, daß ſie geſehen hätten, wie die Dame einige Mal nach dem Brunnen gekommen, um dort zu baden, in Geſtalt einer ſehr ſchönen Frau und im Wittwenkleid. Die Anderen ſagten, daß ſie ſie zwar geſehen, aber ſehr ſelten, halb als ſehr ſchöne Dame, halb als Schlange, doch nur Samſtag Abends, wenn ſie ſich badete. Andere wieder, daß ſie nur auf der Spitze des großen Thurmes erſchiene, ſehr ſchön aber auch als Schlange; ſobald irgend ein großes Unglück im Reich ſich ereignen ſollte, ein Regierungswechſel, oder Tod und Mißgeſchick ihrer Verwandten oder der Könige, höre man ſie ſchreien mit einem ſchrillen und gräßlichen Schrei, drei Mal. Man hält dies für wahr. Mehrere Perſonen verſichern es, die Sage habe ſich von Vater auf

Sohn verpflanzt. Selbſt eine Menge Soldaten und ordentlicher Leute, die dabei waren als Luſignan belagert wurde, verſichern, daß als die Belagerung vorrückte und der Befehl gegeben war, das Schloß Meluſinens abzutragen und zu zerſtören, dieſe lautes Geſchrei und Klagen erhoben habe. Seitdem hat man ſie nicht gehört. Einige alte Weiber behaupten, daß ſie ſpäter dort wieder erſchienen ſei, aber ſelten."

Das um das Jahr 1211 verfaßte Buch Otia imperialia von Gervaſius von Tilbury enthält eine ganz ähnliche Sage. Er berichtet: „Von Schlangen erzählen die Leute und daß es Frauen giebt, welche in Schlangen ſich wandeln und daran erkannt werden, daß ſie einen weißen Bund wie ein Krönlein auf dem Kopfe haben." Er erzählt von einer Dame, die einem Edelmanne, Namens Raimund, begegnete und mit dieſem einen Bund unter ähnlicher Bedingung wie Meluſine ſchloß, den er nicht hielt. Sie verſchwand und er wußte nicht, daß ſie ihre Kinder geheimnißvoll beſuchte. Doch wird weder der Name Meluſinens noch deren Schloß genannt.

Vincenz von Beauvais († 1264) erzählt eine ganz ähnliche Geſchichte von dem Bund eines Ritters mit einer Dame, die er als Schlange erkannt und die dann verſchwindet. Man muß nur beachten, daß überall berichtet wird, es ſei aus dieſem Bunde ein lange blühendes, großes Geſchlecht entſtammt.

Solche Schlangenſagen waren grade zu der Zeit, als das Haus Luſignan in Cypern ſeine Herrſchaft antrat, im Munde des Volkes. Man hielt es von jeher für einen Ruhm von ſolcher Herkunft zu ſein. Sie erſchien als etwas Ueberirdiſches und Göttliches. Es iſt ja Alexander der Große, welcher der Sage nach aus der Verbindung ſeiner Mutter mit einer Schlange (Drachen) geboren ſein ſoll. In noch ältere Zeit ging die Sage, daß mit der Mutter des großen Meſſeniſchen Königs Ariſtomenes eine Schlange Umgang gehabt habe.

Auch Scipio hat einen ähnlichen Urſprung gehabt, wie Livius erzählt. Die ſpäteren römiſchen Kaiſer rühmten ſich deſſen. Mörder, die Nero erſchlagen wollten, flohen vor einer aus dem Polſter ſich emporhebenden Schlange. Kaiſer Aurelian ließ verbreiten, daß eine Schlange die Wanne umringelt habe, in der er als Kind gebadet ward. Sie konnte nicht getödtet werden. Aehnliches wurde von Septimis Severus erzählt.

Der Gedankengang, mittelſt deſſen dieſe Sage von der Schlangengemeinſchaft an die Geſchichte der Meluſine (Meliſende) angeknüpft worden, ſcheint uns ſehr intereſſant.

4. Von der Eſche haben die Alten wunderbare Erzählungen. Plinius berichtet, ihr Saft ſei das beſte Gegenmittel gegen Schlangengift. Jede Schlange fliehe den Eſchenbaum ſchon von weitem; ſie vermeide deſſen Schatten, wenn er früh und Abends am längſten iſt. Wenn eine Schlange zwiſchen Eſchenblätter und Feuer gelegt werde, ſo ſtürze ſie ſich lieber ins Feuer. „Es iſt eine große Wohlthat der Natur, daß die Eſchen früher blühn als die Schlangen erſcheinen und daß ſie nicht eher die Blüthen abwerfen als bis die Schlangen zur Winterruhe gegangen ſind.“ Werde eine Schlange mit einem Eſchenzweig berührt, bleibe ſie todt liegen. Ein leiſer Schlag tödte ſie. Ein Haus, das von Eſchenbäumen umgeben iſt oder von ihrem Schatten getroffen wird oder um welches Blätter von Eſchenbäumen geſtreut werden, ſei ſicher vor Schlangen. Solche Sagen haben ſich bis heut erhalten und wurden ſogar nach Amerika übertragen.

Die Heilung, welche die Eſche gegen die Schlange darbietet, iſt wie vieler mediciniſcher Aberglaube, homöopathiſch. Gleiches wird durch Gleiches geheilt. Die Eſche hat vielen Zuſammenhang mit der Schlange. Sie hat einen ähnlichen Namen wie dieſe ſchon in uralter Zeit, und das Volk hat ſeine Dichtungen oft an ähnlichen Wortklang gelegt, wie man aus ähnlichen Wappen auf alte Verwandtſchaft ſchloß.

Das althochd. askr, angelſ. äsc. mhd. Aſch, Eſche (Sanskr. ag. Baum) entſpricht dem Sanskrit ag, ahi, azhi, (Griech. ἔχις, (anguis) Schlange.

Der Weltbaum in der Edda, Yggdraſil, iſt eine Eſche; zu ihren Füßen liegt eine Schlange.

Von der Eſche, erzählt dieſelbe Edda, ſtamme der erſte Menſch; ſein Name iſt Askr. Mit dem Baum im Paradieſe und dem Menſchen erſcheint die Schlange.

Die Erbſünde iſt gleichſam die Schlangengeburt.

Nun gab es in Cypern, wie man erzählt (Plinius 28. n. 30. 31.) Ophiogeneis, d. h. Schlangengeborne Menſchen, welche den Schlangen ein Schrecken ſind und Menſchen, welche von der Schlange geſtochen ſind, heilen und das Gift auſſaugen. Ein cypriſcher Geſandter, Evagon, hatte ſich von den Römern in ein Faß mit Schlangen werfen laſſen und ſie thaten ihm nichts. Das Zeichen der Schlangengebornen iſt zur Frühlingszeit ein ſcharfer giftartiger Geruch; ihr Schweiß und ihr Speichel dient zur Heilung. Da ſie Schlangengeborne ſind, ſo ſtellt ſich auch hier eine Homöopathie dar. Es iſt merkwürdig, daß dies von Cypern erzählt wird; denn eine cypriſche Sage iſt die ſpecifiſche Meluſinenerzählung. An ihren Namen hängt ſie ſich an.

An ſich wird wohl Meluſine, Meliſende mit meli, melissa, Honig und Honigbienen zuſammenhängen. Aber die Sage hat eine tiefere Ableitung verſucht. Der König Helmas hatte drei Töchter: Meluſine, Melior und Palatine. Von Melior ward eine ähnliche Sage berichtet, man leitete Meluſine von Melia (Eſche) ab.

Heſiod erzählt, daß die Erde zugleich hervorgebracht habe die Erinnyen, die Giganten und Meliaden. Die Erinnyen haben Schlangenſchweiſe. Die Giganten ſind ſchlangenfüßig. Alle Erdgeburt iſt ſchlangenartig wie Erechtheus in Athen, der von der „fruchtbaren Erde“ geborene, Schlangen-

füße gehabt oder ganz Schlange geweſen iſt. So iſt auch Kekrops, der Athener Urahn, halb Mann halb Schlange geweſen. Daher muß das auch von den meliſchen Nymphen angenommen werden, die gleichzeitig mit Erinnyen und Giganten geboren ſind. Und es heißt die Eſche, melia, wodurch dieſer Zuſammenhang noch gewiſſer wird.

Wie auf dieſe Weiſe Meluſine in der volksthümlichen Anſchauung als eine Meliade angeſehen ward, ſo ſtimmt auch in der Erzählung alles Andere mit cypriſcher Tradition. Der König Helmas iſt kein anderer als Elymas der Zauberer, der in Paphos dem Apoſtel Paulus gegenübertritt. Seine Frau Preſine oder Freſine bedeutet nichts als melia die Eſche. Es iſt die romaniſche Form von fraxinus, fresne, frêne, ital. frassino, ſpan. fressino, altfranz. fraysne, fraysse. Wie die Tochter ſo die Mutter. Helmas war König von Albanien. Albanier hießen zur Zeit der Luſignans die freien Krieger in Cypern.

Der Mann der Meluſine war in der That ein Raimund, der Sohn Bohemunds, des dritten Fürſten von Antiochien. Man muß ſtatt Poitiers, Poitou verſtehen, denn die Bohemunde werden Poetivins genannt, wie ſogar der jüdiſche Reiſende Benjamin von Tudela bemerkt. Wenn ſich Raimund in der Sage nach Monte Caſino zurückzieht, ſo iſt darunter der Mons Caſius zu verſtehen, der bei Antiochien liegt. Mir iſt über das hiſtoriſche Ende der Frau Raimunds II. nichts bekannt, aber es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie nach dem Tode Raimunds (1233) ſich, um den Wirren des Antiochiſchen Lebens zu entgehen, nach ihrem Heimathſchloſſe als Wittwe begeben habe. Eine dritte Schweſter wird Palatine genannt, man kann Balduine annehmen. Durch Balduin iſt das Haus Luſignan im Orient emporgekommen. Auch der in der Sage vorkommende Gottfried mit dem Zahn iſt hiſtoriſch: es iſt eben der Bruder Veit von Luſignans, der Oheim Meluſinens.

Es ist gewiß von Bedeutung, die cypriſche Färbung zu beobachten, welche die vorhandene Volksvorſtellung durch dieſe Erzählung erhalten. In cypriſcher Tradition hat ſie dann ihre weite Verbreitung gefunden. Freilich hängen an ihr Miſchungen anderer Sagen, ähnlich wie die ſind, welche von Lohengrin und Elſa umgehen. Der Brunnen, an welchem der Ritter die drei Schweſtern trifft, mahnt an den Brunnen, an welchem die Nornen und Feen ſich zu verſammeln pflegen. Daß Meluſine klagend ſich offenbart, wenn ihrem Geſchlecht ein Unglück bevorſteht, ſoll die Liebe der Stammmutter bezeugen, die über ihm unſterblich wacht. Ohne auf den Sagenkreis hier einzugehen, der ſich an ähnliche Erſcheinungen knüpft, weil wir aus den cypriſchen Grenzen nicht hinausgehen wollen, fügen wir nur hinzu, daß das Urbild derſelben, poetiſch und bunt verhüllt, ſich in Rahel findet, „die über ihre Kinder weint".

Das Land, wohin Helmas, der Zaubererkönig, gekommen iſt wird Avalon genannt. Dies iſt aus den Sagen des Arturkreiſes bekannt; es iſt die Apfelau, das Land des Reizes, der Luſt, das Paradies der Schlange, der Venusberg, wohin Tannhäuſer verlockt wird.

Sehr naiv und drollig iſt die Sage von der Meluſine im Volksbuch verarbeitet worden, ſo zumal in einem zu Reutlingen erſchienenen. N. Thüringer nennt ſich der Verfaſſer aus Ringelingen bei Bern in Urysland; doch treten auch darin noch alte hiſtoriſche Dinge hervor. Ein Sohn Meluſinens wird König von Cypern, und Cypern und Armenien ſcheinen ſehr verbunden.

Die Sage war ſicherlich ſchon zeitig in Cypern bekannt. Nur durch ſie erhält eine merkwürdige und dunkle Stelle bei Dante ihre Deutung. Es heißt im Paradies, canto 19. Schluß:

Et creder dee ciascun, che già per arra
Di questo Nicosia et Famagosta
Per la lor bestia si lamenti e guarra
Che dal fianco dell' altre non si scosta.

Was Witte überſetzt:

„Ein Jeder glaube, daß zum Zeichen deſſen
Schon Nicoſia wie Famagoſta
Laut über ihre Beſtie murr'n und klagen,
Die von der Andern Flanke ſich nicht los macht.

Die Erklärungen dieſer Stelle ſind durchaus nicht befriedigend. König Philalethes ſagte, man könne zweifeln, ob König Heinrich II. oder Almerich, der eine Zeitlang ſeinen Bruder von der Regierung ausſchloß und Regent ſich nannte, gemeint ſei, und deutet auf Almerich. Die Anderen reden von Heinrich. Kopiſch ſagt: Der König von Cypern, Heinrich der Zweite, wird als ein Thier bezeichnet, das mit den anderen Thieren, (d. h. den ſchlechten Königen) immer nebenher läuft auf allen wilden Wegen."

Aber es iſt dabei vieles auffällig. Daute erwähnt noch Philipp des Schönen Tod, 1314, während Almerich ſchon drei Jahre früher geſtorben war. Warum Heinrich im Gegenſatz zu den anderen Königen ein Thier (Beſtia) genannt wurde, iſt gar nicht einzuſehen. Nicoſia und Famaguſta waren die zwei Hauptſtädte Cyperns. In der erſten wurde er zum König Cyperns, in der zweiten zum König von Jeruſalem (titular) gekrönt. Beide haben Heinrich nicht mit Klagen oder Murren, ſondern mit Jubel aufgenommen. „Was ſoll das Thier bedeuten, das nie den Andern von der Flanke weicht"? Warum ſollte das von König Heinrich gelten? Die Anderen wurden ja keine Thiere genannt. Es kann doch nicht Allen auf einmal an der Flanke ſitzen!

Der Sinn wird offenbar, ſobald man annimmt, daß Dante an die Schlangenkönigin erinnert, von welcher das Haus Luſignan abſtammen wollte. Die Schlange iſt das Thier, worüber Nicoſia und Famaguſta klagen und trauern, denn ihr Erſcheinen bedeutet Unglück. Es iſt die Schlange, und Dante nennt ſie ſo im chriſtlichen Sinne, nichts anders als die

Sünde. Cypern weint und klagt um ſeine Schlange, aber dieſe läßt auch von der Flanke der Anderen nicht. Die Schlange treibt ihr Weſen überall.

5. Bojardo in ſeinem verliebten Roland macht Cypern zum Schauplatz eines großen Turniers, wo Roland ſtreitet. Seltſamer Weiſe läßt er einen König Tibian in Nicoſia herrſchen, einen Muſelman. Aber bis zu Bojardo's Zeiten († 1494) und bis 1571 hat in Cypern kein Muſelman geherrſcht. Zahlreiche Plünderungszüge, man zählt 24, haben die Kalifen während der Zeit, in der Cypern zu Byzanz gehörte, ausführen laſſen, aber Nicoſia war erſt ſeit den Luſignans Hauptſtadt. Bojardo iſt wohl durch den Umſtand verleitet worden, daß Cypern und Jeruſalem in Titel und Anſpruch immer verbunden waren; der erſte König von Cypern war ja ein König von Jeruſalem geweſen, und der König von Cypern hat den Titel eines ſolchen Königs behalten, Jeruſalem aber war vor den Kreuzzügen und nach ihnen in den Händen der Saracenen, in Folge deſſen hat der Dichter den Namen eines Moslemiſchen Königs von Jeruſalem auf den von Cypern übertragen.

Mehr hiſtoriſchen Grund hat die Geſchichte bei Boccaccio (1. Tag. 9. Erz.), wonach eine Dame aus der Gascogne in Cypern von einigen böſen Leuten ſehr unhöflich behandelt wird und beſchloſſen habe, beim König Hülfe zu ſuchen. Man ſagte ihr, der König ſei ein ſo ſchwacher Mann, daß er nicht nur Andern keine Genugthuung gewähre, ſondern ſelbſt unzählige Schmach erduldete, weil er ſich Alles gefallen laſſe. Nichtsdeſtoweniger ging die Dame zum König. „Mein König, ſprach ſie, ich komme nicht, von dir die Beſtrafung des mir angethanen Unrechts zu fordern, ich bitte Dich blos, mich zu lehren, wie Du die Beleidigungen erträgſt, die man, wie ich höre, Dir zufügt, damit auch ich das mir erzeigte Unrecht mit derjenigen Geduld hinnehmen möge, die ich Dir, Gott weiß es, wenn es möglich wäre, gern überlaſſen wollte, weil Du ein ſo geduldiger Träger

biſt.“ Der König ſchämte ſich, erwachte wie aus einem Schlafe und rächte nicht nur die Dame, ſondern ward ſpäterhin auch ein kraftvoller Rächer aller Beleidiger ſeiner eigenen Würde.

Boccaccio erzählt zwar, es ſei dies in Cypern in der Zeit des erſten Königs geſchehen, das iſt aber weniger paſſend. Vielmehr iſt damit ein älterer Zeitgenoſſe des Dichters ſelbſt gemeint, jener Heinrich, an deſſen Regierungszeit auch Dante ſeine Bemerkung knüpfte. Heinrich ſtarb 1317. Boccaccio ward 1313 geboren. Heinrich war von paſſiver Natur und kränklichem Körper. Am liebſten hielt er ſich in Strovilo auf, einem Luſtſchloß bei Nicoſia, wo er Jagd und Fiſcherei betrieb. Währendeß bemächtigte ſich ſein Bruder Amalrich der Regierung, auch der Perſon Heinrichs und ließ ihn in Armenien bei ſeinem Schwager gefangen halten. Als Heinrich jedoch nach Amalrichs Tod frei wurde, nahm er ſeine Herrſchergewalt mit Strenge wahr; er ſchreckte ſogar vor grauſamen Handlungen nicht zurück und ließ u. A. ſeinen rebelliſchen Bruder Guido im Gefängniß verhungern.

Daß ſolche Aeußerungen, wie die der franzöſiſchen Dame gegen den König, auch hiſtoriſch beglaubigt ſind, davon giebt die Geſchichte Peters I. ein Beiſpiel. Es war dies der Sohn Hugo's IV., dem Boccaccio ſein Buch von der Genealogie der Götter gewidmet hat. Daß der Dichter ſich geſcheut hat, den König Oheim in jener Erzählung ausdrücklich zu nennen, läßt ſich denken. Peter, der 1361 ſtarb und ſehr gerühmt ward, war ein tüchtiger, aber übermüthiger und zorniger Menſch. Er ließ ein Schloß in Nicoſia bauen und alle, die ihm mißfielen oder denen er nicht traute und die er beſtrafen wollte, Reich und Arm, Vornehm und Gering, mußten dabei mithelfen. Selbſt Frauen machten keine Ausnahme. So hatte er auch eine Frau v. Iblim, aus einem der vornehmſten Geſchlechter, dazu verurtheilt, Kalk und Steine zuzutragen. Während ſie ſo arbeitete, trug ſie, wie eine Arbeiterin, ihren Rock bis über die Kniee aufgeſchürzt.

Erſchien jedoch, wie nicht ſelten der König, um den Bau zu beſichtigen, ſo ließ ſie den Rock herunter. Da fragten ſie einige Ritter, warum ſie nur angeſichts des Königs ſich ſchämte, einen aufgeſchürzten Rock zu tragen, ſonſt aber nicht. Sie antwortete, „es ſei das ganz natürlich; Weiber ſchämten ſich vor Weibern nicht, nur vor einem Mann. Der König wäre der einzige Mann. Sie alle aber ſeien Weiber, ſonſt würden ſie ſolche Tyrannei nicht ertragen.“ Man berichtet, in Folge dieſer Aeußerung ſei eine Verſchwörung entſtanden, durch welche der König fiel. Sein eigner Bruder ſtand an der Spitze der Empörer. Sie erſtürmten die Gefängniſſe und erſchlugen den König in ſeinem Schlafzimmer, und ſo ſtark war der Haß, daß man noch dem Leichnam das Haupt abſchlug.

Peter I. war beim Volk ſehr beliebt. Unter ihm ſtand Cypern in höchſter Blüthe. Luxus und Ueppigkeit breiteten ſich aus wie in uralter Zeit. Es war am 18. Januar 1369, als Peter ermordet war, und im Jahre 1372 im April (13. oder 14.) landete in Cypern eine der merkwürdigſten Frauen des Jahrhunderts — merkwürdig nicht durch Glanz und Ueppigkeit, ſondern durch Ernſt und Frömmigkeit — Brigitta von Schweden, die den Namen der Heiligen trägt. Damals regierte in Cypern für ihren Sohn, unter der Autorität ihrer Schwäger, welche ihren Mann erſchlagen hatten, die Wittwe Peters, Eleonora, eine ſpaniſche Prinzeſſin, noch in blühenden Jahren, voller Luſt und Weltgeiſt. Sie nahm die fremde Heilige mit großer Ehrfurcht auf und zog ſie gern zu Rath. Es herrſchte ein merkwürdiger Contraſt zwiſchen den beiden Frauen. Beide waren Fürſtinnen, beide Wittwen, die eine aus dem Norden, die andere aus dem Süden Europa's. Die eine greis — Brigitta zählte 69 Jahre — Eleonora lebensluſtig und jung. Jene hatte mit dem Weltleben abgeſchloſſen, Eleonora gedachte, es wieder recht zu beginnen. Brigitta lebte für Gott, Eleonora für die Menſchen und den Genuß ihrer Zeit.

Und Brigitta konnte ihr rathen. Sie war die Tochter des Upländiſchen Landrichters Birger Perſſon zu Finſta in Schweden, mit dem königlichen Hauſe der Folkunger nahe verwandt — es hieß ſpäter Brahe — und verheirathet an den Landrichter in Nerike Gudmundsſon, mit welchem ſie acht Kinder hatte. Beide waren fromme Leute; eine ihrer Töchter Katharina ward von der katholiſchen Kirche am 12. März als Heilige verehrt. Brigitte hatte eine Wallfahrt nach Sankt Jago in Spanien unternommen. 1344 ſtarb ihr Gemahl. Einer ihrer Söhne, der Iſrael hieß, hatte ſpäter Ausſicht auf den ſchwediſchen Thron. Brigitta's Buch „Offenbarungen" iſt jedenfalls ein merkwürdiges Buch, das, wenn man es der myſtiſchen Umhüllungen entkleidet, wichtige Thatſachen und Lehren enthält. Brigitta war eine Zeitgenoſſin Boccaccio's, der zehn Jahre jünger als ſie war. Welche Gegenſätze bietet ein und daſſelbe Jahrhundert! Wie verſchieden iſt ihr Buch von dem Boccaccio's! Man möchte den Gegenſatz denſelben nennen, welchen Brigitta der cypriſchen Königin Eleonore gegenüber zeigte. Sie konnte zwar, wenn ſie dieſer rieth, nicht grade tugendhafte Beiſpiele aus der Geſchichte Schwedens citiren — es war in ihrer Zeit am ſchwediſchen Hof nicht beſſer als in Cypern. „Die Schlange lief auch dort an der Flanke der Könige." In ihre Jugendzeit fielen die Gewaltthaten zwiſchen König Birger und ſeinen Brüdern. Als ſie drei Jahr alt war, ließ Birger, angeblich verſöhnt mit ſeinen Brüdern, den beſten Mann des Landes, Torkel Knutsſon, opfern; er ließ ihm, dem ehemaligen Regenten des Landes und Freunde ſeines Vaters, die Füße unter dem Leibe zuſammenſchließen und ſein Haupt unter dem Beil des Henkers fallen. Acht Monate drauf nahmen die Brüder Birgers den König, der ſich keines Ueberfalls verſahe, gefangen und gaben ihn erſt 1308 frei. 1317 geriethen ſie wieder in ſeine Gewalt. Er ließ ſie in Eiſen ſchmieden, — ihren Kerker verſchließen und die Brüder Hungers ſterben. Ein Aufruhr erhob ſich, in dem Birger unterlag. Die Helfershelfer beim Mord der Brüder

wurden aufs Rad geflochten und sein eigner Sohn, der Kronprinz, obschon unschuldig und sein Leben durch Vertrag gesichert, mit dem Schwert hingerichtet. Das hatte Brigitta in ihrer Jugend erlebt. Ihr Mann war schon todt, als die Pest Schreden verheerte. Sie konnte viel erzählen, und daß ihr tiefes Herz sich damals ganz zu Gott zurückzog, war kein Wunder. Aber bessere Beispiele aus ihrer Heimath konnte sie nicht bringen, wenigstens nicht von den Königen, die eben so wild und sinnlich waren, wie die von Cypern. Die Frauen waren vielleicht schlichter und des Volkes Leben einfacher, aber die Leidenschaften hatten dort wie hier Land und Thron zerrüttet.

Eleonora fragte sie, ob sie in ihr Vaterland zurückkehren oder sich an einen andern König verheirathen solle. Brigitta redete von Beidem ab und rieth ihr, zu bleiben, wo sie sei und keinen zweiten Gatten zu suchen, vielmehr lieber das selbst Begangene zu beklagen und durch Buße die ihr bleibende Zeit auszufüllen. Auch die Rache an den Mördern ihres Gemahls sollte sie Gott überlassen und ihrem Sohn solche Rathgeber beigesellen, von welchen er Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Mitleid mit den Armen lerne, damit Schmeichelei, Prunk und Eitelkeit ihn nicht verdürben.

Eleonora folgte ihrem Rathe nicht. Sie ließ den einen ihrer Schwäger gefangen nehmen und sich vorführen, zog aus einer Kiste das blutbefleckte Hemde ihres Gatten, das sie aufbewahrt, hielt es ihm vor und schrie: „Verräther weißt du, wem dieses Hemd gehört? — gehen Unterthanen und Brüder so mit ihrem Könige um?“ Darauf ließ sie ihn ermorden. Aber ihre eigenen Verbrechen sah sie nicht. Dürfen Königinnen aus Rache Meuchelmörder miethen?

Der andere Schwager entrann; er ward später König.

Eleonora änderte ihr Leben nicht und verharrte in leidenschaftlicher Einmischung in die Politik. Sie war mit den Genuesern gegen ihren Sohn verbündet. Mit dem Grafen von Ruchas führte sie ein Buhlerleben. Endlich ließ der König diesen an

ſeiner eignen Tafel vergiften. Eleonora verließ Cypern, um nach Aragonien zurückzukehren. Man maß ihr die Schuld bei, daß Famaguſta in die Hände der Genueſen gefallen war.

Als Eleonora Brigitta's Rath wegen Krönung ihres Sohnes verlangte, widerrieth Letztere dieſe und charakteriſirte dabei das damalige Königshaus in einer Weiſe, die Dante's Urtheil hell wiederſpiegelte. Brigitta ſagte wörtlich: „Eine große Luſt iſt es und eine große Ehre, König zu ſein, aber auch eine große Verantwortlichkeit. Ein König muß reif, beſonnen, gerecht, fleißig und ein größerer Freund des Nutzens Anderer, als ſeines eigenen ſein. Daher wurden vor Alters die Reiche gut regiert, wenn ein Mann zum König erwählt ward, welcher gerecht regieren wollte und konnte. Jetzt aber dienen die Königreiche zu Kinderſpielen, Verrücktheiten und Räubereien, und grade wie ein Räuber Wege und Zeiten ſucht, wie er es anſtelle, um Beute zu erhalten, ohne beſtraft zu werden, ſo ſuchen jetzt die Könige nach Künſten, wie ihr Geſchlecht könne erhoben werden, wie Geld könne eingeſäckelt (imbursetur) werden, wie die Unterthanen auf liſtige Weiſe können belaſtet werden, und wenn ſie Ordnung halten, ſo geſchieht es nur, damit ſie ſelbſt ein gutes Leben haben, aber ſie lieben nicht Gerechtigkeit, um einen ewigen Lohn zu empfangen."

Es herrſchte, als Brigitta in Cypern war, ein reiches luſtiges Leben, zumal in Famaguſta. Als ſie das ſah, ſprach ſie: „Dieſe Stadt iſt ein Gomorrha, glühend im Feuer des Luxus, der Eitelkeit und des Hochmuths. Deshalb werden ſeine Gebäude ſtürzen, es wird öde und gering werden und ſeine Einwohner werden auswandern und vor Schmerz und Verwirrung klagen."

Man vergleiche damit, was Dante von den Klagen Famaguſta's ſagt. Die Worte Brigitta's erhielten ſchon während ihrer Anweſenheit eine traurige Erfüllung. Bei der Krönung Peters II., Eleonora's Sohn, von der ſie abgerathen, geriethen Venetianer und Genueſen in Streit. Der junge König und ſeine Räthe

nahmen gegen die Genueſen Partei. Es entſtand ein Krieg, in welchem das damals mächtige Genua ſiegte und die Küſten Cyperns verwüſtete; Famaguſta wurde von ihnen erobert, wie man ſagt durch die hülfreiche Tücken Eleonora's. Brigitta blieb, trotz voller Verehrung, die ſie am Hof und beim Volk genoß, kaum einen Monat in Cypern. Sie fühlte, daß man ſie ehrte, ohne ihr zu gehorchen. Aber wie konnte ſie es anders da erwarten, wo auch die verſtorbenen Heiligen geehrt wurden, ohne daß man ihrem Beiſpiele folgte, wo man heute mit Gift und Dolch vorging und morgen vor Reliquien auf Knieen lag. Sie lebte nicht mehr lange nach dieſer Erfahrung. Von Cypern ſegelte ſie nach Paläſtina, kam von da nach Neapel, ſah in Rom ihre Tochter Katharina und ihren Sohn Birger und ſtarb daſelbſt den 23. Juli 1373.

Grade ein Jahrhundert war ſeitdem vergangen, als am 5. Juni 1473 der letzte König von Cypern ſtarb. Er hatte ſich kurze Zeit vorher mit Katharina Cornara aus Venedig verheirathet. Von der jungen Wittwe erzwang ſchnell genug die Republik Venedig die Inſel, wenngleich man ihr bis zu ihrem Tode, 1510, die königlichen Ehren ließ.

Es währte noch kein volles weiteres Jahrhundert, als Cypern, 1571, in die Hände der Osmanen fiel. Jetzt erfuhr Famaguſta die wahre Erfüllung deſſen, was Brigitta verkündet. Alle cypriſchen Sünden wurden jetzt ſchrecklich heimgeſucht.

In die Zeit des venetianiſchen Beſitzes von Cypern und während der Kämpfe, die die tapfere Republik mit den Sultanen auszufechten hatte, fällt das Erſcheinen Othello's, des Mohren von Venedig, der durch Shakeſpeare unſterblich geworden iſt.

Die Quelle iſt noch nicht ganz ſicher geſtellt, aus welcher der engliſche Dichter geſchöpft hat. In der Novelle von Cinthio kommt wol ein Mohr als tapferer Feldherr und auch Desdemona vor, aber der Name Othello wird nicht genannt. Doch gab

es eine Erzählung in England, welche beider Namen enthielt. In jedem Falle hat man überſehen, daß die Sage, Venedig habe zum oberſten Feldherrn einen Mohren gehabt, nur auf der Umbildung eines hiſtoriſchen Namens beruht. Wie man den heiligen Moritz (Mauritius) als Mohr dargeſtellt hat, ſo iſt jene Erzählung vom Mohren von Venedig aus dem venetianiſchen Geſchlechte der Moro hervorgegangen. Es iſt gewiß von Bedeutung geweſen, daß der Doge von Venedig Chriſtophero Moro es war, welcher Catharina von Venedig nach Cypern führte.

Dreihundert und ſieben Jahre nach der Beſitzergreifung durch die Türken vergingen, ehe auf Cypern die Türkenflagge fiel. Wie lange wird es dauern, bis auch Meluſine ihres Schlangenleibes ledig wird und Rahel ihre Thränen auch in Cypern über ihre Kinder trocknet und daß die Eſche hoch und ſchlank blüht wie das Kreuz der Liebe.

Bellerophon und die Solymer in Lycien.

1.

In der Stadt des Lycierkönigs am Ufer des wirbelnden Xanthos iſt Sorge und Unruhe. Wilde Feinde von Nord und Oſt ſind in das Land gebrochen.[1] Ein mächtiges Ungeheuer ſendet Feuer und Schrecken bis in die Ebenen herunter. Da kommt ein Held aus der Fremde an. Er ſtellt ſich in den Dienſt des Königs, rettet das Land und ſiegt überall. Er ſchlägt die ſtürmiſchen Amazonen zurück, die das Land bedrohen und beſiegt die furchtbaren Solymer, die von den öſtlichen Gebirgen herab ſiegreich vordrangen. Er bewältigt die Chimära, die löwen- und drachengeſtaltig, feuerſpeiend auf dem Gebirge hauſt. Bellerophon[2] Beſtientödter, iſt ſein Name. Es war dies der Nationalheld der alten Lycier, auf welchen die Großthaten der alten Zeit übertragen wurden und in dem die Volkskraft und das Volksintereſſe ſich ſelbſt abbildeten. Alle Völker, deren Sagen wir

[1] Die gelehrten Nachweiſungen ſind nur zu kleinem Theile hier angegeben. Kundigen Leſern wird trotzdem deutlich ſein, daß das zumal über Sage und Namen Gegebene originaler Forſchung angehört.

[2] Der Zuſammenhang von βελλερος mit bellua iſt offenbar.

kennen, haben ſolche Helden. Sie zeichnen ſich durch alle Wohlthaten aus, die das Volk bedarf. Sie ſind die Sieger über die Nationalfeinde. Bei den Lyciern waren es die Solymer. Lycien war die Südweſtgrenze Kleinaſiens, gleichſam ein großes Vorgebirge, eine Kante, an der die Charactere von Weſt- und Südkleinaſien zuſammenſtießen. Die Provinzen des Südens von Cilicien und Pamphylien, bis nach Lycien, waren von den Einflüſſen Syriens beherrſcht, die von den Landungen phöniziſcher Seefahrer verſtärkt wurden. Namen von Orten und Bergen, Flüſſen und Landſchaften gaben davon Zeugniß. Die Solymer hatten einen ſyriſchen Namen. Es waren Bergbewohner, die von den öſtlichen Gebirgen des Landes bis an das weſtliche Meer Macht gewonnen hatten und welche die Lycier erſt unter Bellerophon zurückwarfen. Auch die Amazonen waren feindliche Völker, welche um ihrer orientaliſchen langen Tracht willen von dem poetiſchen Auge der Griechen für Frauen gehalten wurden. Auf den Bergen der Solymer hauſte die Chimära. Sie war nicht blos eine mythologiſche Chimäre, man kann ihre Spur in Wirklichkeit dort finden. Eruptionen, Kraterausbrüche, Erdbeben und Feuerſtröme hat die alte Sage ſtets für Kämpfe von Drachenungeheuern mit den oberen Göttern gehalten. So ſtritt Typhon mit Zeus, die lernäiſche Hydra mit Herakles; ähnliche Bilder offenbart die perſiſche und indiſche Sage. Das Ende ſolcher Naturkataſtrophen ſtellte den Sieg des Helden dar. Auch Bellerophon war nicht blos Beſieger der Solymer geweſen, er hatte auch das Ungeheuer unſchädlich gemacht, welches dort gehauſt. Es zeigen die Tachtalyberge noch heute die Spuren ehemaliger Bewegung; von plutoniſchem Geſtein ſind ſie überall durchwühlt. Was die alten Naturforſcher wohl gekannt haben, iſt in neuerer Zeit beſtätigt worden. Als das engliſche Admiralitätsſchiff unter Beauforts Leitung vor 55 Jahren an der Küſte unterhalb des Berges vor Anker lag, erblickte die Schiffswacht auf der Berghöhe nordwärts ein anhaltendes Feuer; die

Türken nannten es Janartaſch, Feuerſtein. Beaufort eilte am Morgen des nächſten Tages hinauf und fand in einem klippigen Waldrevier im Winkel eines zerſtörten Gebäudes eine ſehr intenſive Flamme aus dem Boden ſchlagen, die keinen Rauch gab noch ſonſt Schaden that, ſondern nur etwas Ruß am Geſtein anſetzte. So wäre es ſeit Menſchengedenken geweſen, ſagte der Führer, niemals wären Rauch, giftige Dämpfe, Steine ausgeworfen worden. Es ſei eine reine Flamme, an der die Schäfer brieten und kochten; aber geſtohlenes Fleiſch werde niemals zu einem Braten gar. Auch die bekannten Reiſenden Spratt und Forbes ſind dort geweſen. Sie fanden außer der beſchriebenen Flamme noch aus verſchiedenen Spalten der kraterähnlichen Einſenkung, wo am Boden ſich trübes und ſchwefliches Waſſer geſammelt hatte, Flammen ausbrechend. Ein Türke benutzte den Ruß zur Heilung ſeiner Augenlider. Es erinnern dieſe Erſcheinungen an die Feuer von Baku am kaſpiſchen See. Ein ſchönes Bild davon lieferte der Maler Berg im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV., als er 1853 in Rhodus war. Von ſolchen Erſcheinungen war nun die Chimära ein Bild; ihre heutige Unſchädlichkeit ward als ein Verdienſt Bellerophons angeſehen; ihr Name geht bis in das graue Alterthum hinauf. Denn nur aus dem Namen iſt ein wunderliches Mißverſtändniß in der Sage, wie ſie bereits Homer mittheilt, hervorgegangen. Chimära iſt nämlich aus der ſemitiſchen Sprache zu erklären. Dort heißt Chamar glühend aufwallen, daher Chemar das aufſprudelnde vulkaniſche Element im todten Meere. Die alten Griechen hatten aber, wie ihre Art war, den Namen griechiſch erklärt; Chimaera (*Χίμαιρα*) hieß Ziege; daher die Schilderung, daß das Ungeheuer vorn ein Löwe, hinten ein Drache, in der Mitte eine Ziege geweſen ſei, was ſchwer verſtändlich war. Nur Ovid, was hoch anzuerkennen iſt, hat die Ziege vermieden und Feuer in

die Mitte geſetzt, was ganz richtig war, wofür er aber von einem Philologen* ſehr getadelt worden, der es beſſer wußte.

Obſchon in dem trojaniſchen Kriege die lyciſche Ritterſchaft gegen die Griechen mit Troja verbunden war, ſo ward ihrer doch im griechiſchen Epos mit großer Ehre gedacht. Glaukus' Reichthum wird gerühmt; Sarpedon, auch ein Verwandter Bellerophons, iſt ein Lieblingsſohn des Zeus, wenn er auch gegen Patroklos fallen mußte. Der Dichter lebte in einer Zeit, wo die Griechen ein gutes Verhältniß mit den Einwohnern der Weſtküſte brauchten, deren Vorahnen ſie einſt bekämpft hatten. Es geht das auch daraus hervor, daß ſie alle Nationalhelden Aſiens, die ſie kennen lernten, zu Abkömmlingen von Griechen machten. Auch Bellerophon ſtammte nach ihnen urſprünglich aus dem Peloponnes. Ein beſonderes Geſchick hätte ihn nach Lycien getrieben. Die Gemahlin des Proteus in Ephyra hätte ihn geliebt, er ihr aber widerſtanden. Sie hätte ihn dann bei ihrem Manne verklagt, und dieſer, der ſeiner Frau glaubte, ſandte ihn mit einem Briefe an ſeinen Schwager, den Lycierkönig, der ihn tödten ſollte. Jener nun habe ihn zu ſolchen Thaten gebraucht, in denen er fallen ſollte, wie gegen die Chimära und die Solymer. Er aber ſiegte. Daraus erkannte der König ſeine Unſchuld, gab ihm ſeine Tochter zur Frau und machte ihn zum Könige des Landes. Er wäre es auch geweſen, dem von dem Gotte zu dieſen Thaten das Flügelroß Pegaſus verglichen worden Die Sage vom Pegaſus gehört dem Oriente an, aus deſſen Dichtung und Kunſt die Griechen erſt die Beflügelung von Thier- und Menſchengeſtalten entlehnten. Auch das tragiſche Ende des Bellerophon iſt eine orientaliſche Sage. Durch ſeine Siege wäre ihm das Herz geſchwollen und er hätte ſich über die Götter zu erheben gedacht. Auf den Flügeln des Pegaſus wollte er ſich gen Himmel ſchwingen, aber das Roß warf ihn

* Heyne zu Apollod. 2, 3.

ab. Er irrte wie aberwitzig umher, sein Glück verließ ihn. Sein Sohn fiel im Kampf gegen die Solymer und seine Tochter starb. Gedemüthigt lebte er dahin.

Gerade der Orient hat viele ähnliche Sagen. Kai Kawus — in der persischen Sage — will zu Gott fliegen, aber er steigt gedemüthigt herab. Bellerophon ist das lycische Abbild eines Nimrod, ein Löwen- und Eberbesieger. Die muhamedanische Sage erzählt, Nimrod habe den Himmel erfliegen wollen und sei darum gefallen. Die schönste Lehre enthält die heilige Schrift von Nebukadnezar. Als sein Herz sich erhob und er meinte, er sei Gott, ward er irre und ging umher verstandlos wie ein Thier des Feldes.

Die Solymer waren es, gegen welche Bellerophon kämpfte. Schon lange vor Christi Geburt erinnerte man sich, daß es ein Hierosolyma, Solyma (Jerusalem) in Palästina gab. Man nannte daher auch die Solymer in Süd-Kleinasien (Steph. Byz.) Söhne Gottes und der Chaldäer, von denen sie stammen. Ein Ausleger Homers, zur Zeit des Atheners Sokrates, erklärte, daß Bellerophon gestraft sei, weil er das von den Göttern geliebte Volk der Solymer angegriffen habe, also ähnlich wie Nebukadnezar gefallen sei.

2.

Der Lycierkönig, welcher Bellerophon aufnahm, wohnte am reißenden Strome Xanthos. Lycien war ein gebirgiges Land, wie seine östliche Grenze die Solymerberge, so durchzogen seine Mitte die Alpen des Maßikytus und Cragus, in der Höhe von etwa 10,000 Fuß. Sein größtes Stromsystem ist das des Xanthos (Etschen Tschai), eines schnellen Flusses, der sich vom Südabhang des Maßikytos reißend in die Ebene herabstürzt und nach kurzem Laufe von etwa 20 Stunden ins Meer fällt. Der Fluß ist weder breit, noch lang, noch tief, aber die Landschaft, die er durchströmt, gehört zu den schönsten, welche

man ſchildern kann. In ſeinem kurzen Laufe verbindet er die höchſte Majeſtät wilder Schneelandſchaft mit dem Reize grüner und heißer Thäler. Wenn im Februar an ſeinem mittleren Laufe der Frühling blüht, ruht auf ſeiner einſamen Quelle noch ſchwerer Schnee, während an ſeiner Mündung heißes Wetter die Anwohner drückt. Jetzt iſt hier, wie überall in Aſien, Unkultur und Einöde. Weder die Schönheit noch der Reichthum des Landes wird genoſſen und ausgebeutet, der blaue Himmel beſcheint ein ausgeſogenes, armes Volk. So aber war es im Alterthum nicht. Weizenreiche Aecker, prächtige Pflanzungen zogen ſich ſchon vor Homers Zeiten an den Flüſſen hin. Zahlreiche Städte ſchmückten Lycien auf allen Punkten. Der Xanthus umkreiſte feſte Burgen. An der Mitte des Fluſſes lag die bedeutendſte Stadt, wie der Fluß Xanthus genannt.

Ein eigenthümlicher Reiz von Verborgenheit hat freilich ſchon im Alterthum auf Lycien gelegen. Eine Neigung der Zurückgezogenheit von ihren Nachbarn, in ſtillem Frieden mit ſich ſelbſt iſt in dem tapfern Volk zu erkennen.

Unerſchrockenheit und Furchtloſigkeit zeichnete den kleinen Stamm, ſo weit wir ihn kennen, aus. Charakteriſtiſch hierfür ſind die Worte ſeines Königs Sarpedon, als er die Lycier daran erinnert, daß dem Tode doch niemand entfliehe. „Freilich, wenn jemand wüßte, er bliebe, wenn er dies Gefecht vermiede, für immer jung und unſterblich, dann dürfte er wol den Kampf vermeiden, aber da auch außerhalb des Krieges überall die Götter des Todes drohen, ſo könne man nicht weichen. Auf, wolan, daß Anderer Ruhm wir verherrlichen oder den unſeren.“ (Homer Il. 12,323 ꝛc.)

In der That iſt es dieſer Kampf, dem die Lycier allein ihr Gedächtniß im Alterthum verdanken. Ohne den trojaniſchen Krieg wäre auch Homers Lied von Sarpedon und Bellerophon nicht angeſtimmt worden. Dem Cröſus, König von Lydien, hatten ſie ſich nicht unterworfen. Da zogen die ſtarken Schaaren

des siegreichen persischen Großherrn Cyrus über sie; Harpagos, sein erster Feldherr, stand an ihrer Spitze. Die Lycier wagten es trotzdem, Widerstand zu leisten, wenige gegen viele.

Trotz tapferer Thaten wurden sie zuletzt in die Stadt zurückgedrängt. Dort bringen sie Weiber und Kinder, Habe und Hausgesinde in ihre Burg und stecken sie in Brand. Alle kommen in den Flammen um, die Männer sterben fechtend. Nur achtzig Familien, sagt Herodot (1,176), welche grade nicht in der Stadt waren, hätten das Volk der Lycier fortgepflanzt.

Aber auch der Geist des Volkes lebte fort.

Dreimal, notirt der Geschichtsschreiber Appian (Röm. Gesch. 4,80), hätten die Einwohner von Xanthus auf solche Weise geendet. Doch ist von dem zweiten Kampfe, in welchem sie, gegen Alexander von Macedonien fechtend der Unterwerfung den Untergang vorgezogen haben sollen, eine nähere Nachricht nicht vorhanden.

Desto genauer kennen wir die dritte Katastrophe von Xanthus in der Römerzeit. In dem großen Bürgerkriege, der sich nach Cäsars Tod erhob, standen die Lycier auf Seiten der cäsarischen Partei. Sie verweigerten, sich dem Brutus zu unterwerfen und Contribution zu zahlen. Da begann der Kampf. Mit erstaunlichem Heldenmuth vertheidigten sich die Xanthier. Als sie nicht mehr widerstehen konnten, thaten sie wie einst zur Perser-Zeit: sie tödteten zuerst ihre Angehörigen und auf Scheiterhaufen, die schon vorbereitet und errichtet waren, tödteten und verbrannten sie sich dann selbst. Den Anstrengungen des Brutus gelang es kaum, einige zu retten.

Plutarch deutet an (im „Leben des Brutus Cap. 31), es hätten die Xanthier dieses ihr Ende nicht ohne Erinnerung an die That ihrer Vorfahren gewählt. Aber diese, namentlich zur Perser-Zeit, scheint nicht blos einen patriotischen Charakter gehabt zu haben, vielmehr von einem religiösen Cultus, den

die ſyriſchen Völker Weſtaſiens in weiten Kreiſen hegten, geboten worden zu ſein.

Es war der vom Glauben Iſraels abgefallene Simri, der (1. Könige 16, 18), als die Stadt eingenommen war, in die Burg des Königshauſes ging und über ſich und die Seinen Haus und Burg verbrannte.

Von dem aſſyriſchen Könige Sardanapal iſt die Sage bekannt, daß er ſich, als er dem Feinde nicht mehr widerſtehen konnte, mit allen ſeinen Schätzen und Weibern im Palaſte ſelbſt verbrannt habe. Es war in dieſer Todesart ein Cultus der Sonne ausgedrückt, die unter dem Namen des Sandan (Sardan) verehrt ward. Die Sonne verzehrt ſich in ihren Flammen ſelbſt, um wie der Phönix aus der Aſche lebendig wieder hervorzugehen.

Auch die Lyder verehrten den Sonnengott Sandan, und neuere Forſchung hat mit Recht die Erzählung von dem Scheiterhaufen, auf welchem Cröſus, der letzte König der Lyder, ſterben ſollte, ſo gedeutet, daß nicht Cyrus den Kröſus hätte verbrennen wollen, ſondern dieſer mit köſtlichen Gewändern und Schätzen ſich ſelbſt.

Die Fürſten, die ſo thaten, wollten wie die Sonne ſterben; ſie gaben ihren Völkern damit das große Zeichen, auch wie die Sonne wieder aus der Aſche aufzuleben. Es war vielleicht nicht blos Mitleiden, in welchem Cyrus Kröſus dem Scheiterhaufen entriß, ſondern wol auch ein politiſches Motiv maßgebend. Er entriß damit auch den Lydiern den nationalen Traum der Wiederherſtellung und des Auflebens aus der Aſche. Die That der Xanthier gewinnt dadurch erſt ein tieferes Verſtändniß, daß ſie ſich tödten und verbrennen, grade um nicht unterzugehen. Ihre Unterwerfung wäre ihnen Untergang erſchienen; die Selbſtverbrennung gab ihnen die Hoffnung auf ein neues Leben. Man darf dies nicht in dem erhabenen Sinne chriſtlicher Auferſtehung faſſen. Sie nahmen es ſinnlich als

das Leben, welches, gleich der Sonne, sichtbar nach dem Untergang aufersteht, als ein Wiederaufleben des Volkes, des Staates, ihrer Freiheit und Lebensblüte.

Von den Karthagern erzählt Herodot, daß ihr Feldherr Hamilkar in der Schlacht auf Sicilien, als er vergeblich am Altare Menschen opferte und doch unterlag, sich selbst zum Opfer in das Feuer gestürzt habe (7,167). Die Karthager hatten ihm Denkmäler gesetzt, d. h. eigentlich dem Gotte, vor dessen Abbilde er sich selbst verbrannt hatte.

Die Pyramiden.

Ueberall iſt ein See in der Landſchaft wie ein flüſſiger Magnet. Nicht blos im Schooße ſchweigender Felſen, auch in der niederen Fläche heimiſchen Sandes. Er zieht an durch Stille und Kühle, durch Schweigen und Flüſtern, durch Wellenglanz und Wellenſpiel; Baum und Weide ſpiegeln ſich neckiſch darin wieder. Ihn umkränzen Häuſer und Gärten; zu ſeinen Füßen dehnen ſich voll Leben und Luſt Städte und Dörfer. Stürmiſchen Muth zieht er an wie prophetiſches Sinnen; Mittelpunkt und Vermittelungspunkt iſt er überall, wo Menſchen wohnen.

Freilich nicht überall knüpft ſich an ſeine Ufer der Hall jauchzender Siege, wie an den See der Vierwaldſtädte in der Schweiz, wo der Kahn, den freie Männer führten, dahinglitt unter dem blaſſen Mondregenbogen zum Rütli, — nicht überall ſpiegelt ſich in wunderblauen Wogen wie bei Genf das Bild gewaltiger Predigt von chriſtlicher Zucht und Freiheit, — nur *eines* Sees heilig gewordene Ufer betrat der Fuß deſſen, der ein Meiſter alles Lebens und Liebens iſt. Seine Lehre ſchwamm wie ein Schwan auf der lieblichen Flut von Genezareth, deren Stille der Gegenſatz iſt zu dem Rauſchen des großen weltgeſchichtlichen Sees, den wir das mittelländiſche Meer nennen.

Drei Erdtheile beſpült ſeine Welle. Die größten Völkergedanken gediehen an ſeinen Ufern. Kein anderes, auch kein oceaniſches Meer kann ſich mit ſeinen Erinnerungen meſſen. Wirklich, wie ein ſtrömender Magnet des Geiſtes und der Kraft rollt es dahin. Die Luſt nach Gold und Gewinn trieb die Phönicier auf ſeiner Flut bis zu den ſpaniſchen Ufern. Schönheit und Genuß trugen auf ihm griechiſche Boote bis zu den Geſtaden Galliens. Gewalt und Sieg begleitete die römiſchen Dreiruderer, als ſie Aſien unterwarfen, und zuletzt brachten die Wogen des mittelländiſchen Meeres von Aegyptens Geheimniſſen Bildwerk und Bildſchrift bis in unſre Heimath.

Die Geſchichte des Alterthums begiebt ſich am Mittelländiſchen Meer. Das Wort ſeines Gottes, ſeliger und freier in Ketten als alle Sieger, trägt auf gebrechlichem Boote der Apoſtel bis nach Rom und Hiſpanien. Die Völker der Weltgeſchichte: Juden und Phönicier, Aegypter und Karthager, Römer und Griechen, ſind ſeine Nachbaren.

Aber wo iſt ihre Herrlichkeit!?

Heut iſt das Mittelländiſche Meer der See der Ruinen. Die Entſcheidungen der Weltgeſchichte haben es verlaſſen; an ſeinen Ufern ſind Trümmer und Wehmuth, Knechtſchaft und Verwüſtung überall. Freilich fahren noch zahlloſe Schiffe auf ſeinen Wellen und ſuchen Handel und Gewinn; noch begleitet das Wort Gottes hier und da die dampfenden Boote, die in wenig für Ham und Japhet Gedanken und Güter, Laſter und Moden vermitteln, aber nicht den Uferſtaaten gehören ſie an. Nicht ihre Habe, ihr Geiſt, ihre Ideen ſind es, die das Meer beherrſchen. Das neue Karthago, gewaltiger als das alte, liegt an der Themſe. Die neuen Miſſionare des Evangeliums gehen von London aus. Gibraltar, Malta und Cypern erſcheinen als die drei modernen magnetiſchen Axen des wunderbaren Meeres.

Das Mittelländiſche Meer iſt wie ein flüſſiger Magnet. Es zeigt auch ſeinen anziehenden und abſtoßenden Pol. Die

Griechen liebten es als ihr Element. Jauchzend begrüßten es die Krieger Xenophons, als ſie es nach langen Irrzügen wiederſahen. Die Phönicier fanden darauf ihr zweites Leben. Mit der Fichte und Cypreſſe ſtiegen ſie hinab in die Flut und lernten darauf ſchwimmen wie der Fiſch. Nur daher kann es kommen, daß die Götter der Küſte, wie Dagon, Fiſchgeſtalt hatten.

Nicht ſo ſchien es dem uralten Aegypten. Ihm war das Meer verhaßt. Es verſchlang ſeinen Nil. Der Nil war das Leben und Lieben Aegyptens. An ihn knüpfte ſich alle ſeine Sympathie und Antipathie. Er iſt der Mittelpunkt ſeiner Symbolik und ſeiner Geſchichte. In der Feindſchaft zwiſchen Nil und dem Meer ruht eine Fülle ägyptiſcher Ideen. Am Meer haftet als böſes Princip Typhon, ſo gut wie an der Wüſte. Oſiris iſt der Nil und das Nilland. Die Leiden des Oſiris, der von Typhon getödtet wird, ſind die des Nil. Plutarch hält den Ausſpruch der Pythagoräer, daß das Meer eine Thräne des Kronos ſei, mit Recht von ägyptiſcher Bildung. Kronos iſt die Zeit und das fruchtloſe, klagende Meer die Folge ihres Schmerzes. Freude hat die Zeit an der Erde, die hervorbringt und ernährt. Auch iſt die Thräne ſalzig von dem Meerwaſſer, während das Waſſer des Nil ſüß und nahrhaft iſt. Es nannten daher die Aegypter das Salz die Thräne des Typhon. Die Prieſter aßen nur ungeſalzenes Brod; aber Steinſalz war erlaubt, weil es eben dem Meere nicht verdankt ward.

Daher auch die Ungunſt, welche die Fiſche erfuhren. Man bezeichnete ſymboliſch den Haß durch einen Fiſch, als Bewohner des Meeres. Die Aegypter aßen keine Seefiſche; den Prieſtern waren alle Fiſche unterſagt. Man liebte die Fiſche, wo man Schiffe brauchte. Seevölker ſind Fiſcheſſer. Die Aegypter haßten die Fiſche, ſie waren kein Seevolk. Steuerleute wurden nicht angeredet, weil ſie vom Meere lebten.

Das Meer bringt nichts hervor, während der Nil Alles giebt, es läßt ſich darauf nicht gründen und ſäen wie im

Nilland. Es trägt eben die Schiffe hin und her, das heißt, es entfremdet und bringt Fremde herbei, was dem altägyptiſchen Geiſte entgegen iſt. Es hat keine Geſchichte, während Aegypten auf der Geſchichte des Nil ruht. Aegypten hatte kein Holz. Die Schiffe auf dem Nil wurden zum Theil aus Papyrus gefertigt. Es hatte aber Steine. Darauf beruhte der uralte Gegenſatz von Meervölkern und Aegyptern.

In dichter Nachbarſchaft an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres ſaßen die Phönicier und Aegypter. Die einen zog das Meer an, die andern ſtieß es ab. Die einen hatten Fichten und Cedern auf den Bergen, die andern Steine; die einen wurden Meiſter der Schiffahrt, die andern der Baukunſt. Aber die phöniciſche Exiſtenz verging, wie ein Schiff auf dem Meer zerbricht; die Bauwerke der Aegypter ſtehen noch — Ruinen unter Trümmern. Von Tyrus und Karthago iſt nichts mehr übrig, aber in Aegypten überraſchen und imponiren noch Pyramiden und Obelisken.

2.

Es iſt eine durchaus merkwürdige Thatſache, welche im erſten Buche Moſis von Joſeph erzählt wird. Es ſei durch ſeine Veranſtaltung geſchehen, daß die Aegypter ihrem Könige zinspflichtig geworden waren. Aus den Kornkammern, die er angelegt hatte in den guten Jahren, verkaufte er dem Volke Nahrung in der ſchlechten Zeit. Als nun das Volk kein Geld mehr hatte, kam es zu ihm und ſprach: „Kaufe uns und unſer Land ab um Brod; wir und unſer Land wollen dem Pharao dienen; gieb uns Samen, daß wir leben und nicht ſterben, und das Land nicht wüſte werde.“ Daraus leitet die Erzählung den Umſtand her, daß Aegypten dem Könige Pharao zinspflichtig und ſeine Knechte geworden waren.

Erzählt wird dies in der Geneſis zumal darum, um die Undankbarkeit des ſpäteren Pharao ſichtbar zu machen, welcher, ob-

ſchon der ägyptiſche König erſt durch die Weisheit Joſephs zum abſoluten Herrn von Aegypten gemacht worden war, dennoch ein Pharao das Volk Joſephs grauſam tyranniſirt und mißhandelt habe. An ſich iſt die Erzählung von großer Belehrung für die Geſchichte Aegyptens überhaupt. „Laß uns leben!“ bitten die Aegypter. „Lebensſpender“ heißt der Pharao auf vielen Inſchriften. Die Könige der Aegypter waren völlig abſolut. Dieſen Umſtand auf das Verhältniß des Landes zum Nil zurückführen, hat man volle Urſache.

Das Nilland, zumeiſt das mittlere und untere, iſt ein pures Geſchenk des Nil, doch war es früher ein bloßes Sumpfland und mußte erſt durch menſchliche Arbeit fruchtbar und nutzbar gemacht werden.

Die Urgeſchichte davon iſt dunkel. Die klarſte Andeutung giebt uns die Schrift. Als Nachkommen von Ham (Cham chemi) wird neben Mizraim (Aegypten) Cuſch genannt. Die Cuſchiten waren auch die Herren vom Lande des Euphrat. Von da kamen die Eroberer des Landes, welche, als König- und Prieſterkaſte, die Einwohner, damals Hirten zumal, unterwarfen. Vom Euphrat brachten ſie die Kunſt des Waſſerbaues und der Canäle mit. Sie wurden die Herren Aegyptens nicht allein durch das Schwert, auch durch die Intelligenz. Sie ſchufen aus dem Sumpf das Land der Aecker und Gärten. Aber eben, weil die gewonnene Cultur ganz vom Nil abhing, ſo wurde ſie eine Art Staatsangelegenheit. Die Regulation des Nil, die Erhaltung der Canäle, die Beobachtung ſeines Steigens und Fallens konnte nicht Privatſache bleiben. Wenn der Staat die Aufgaben, welche eine nothwendige Benutzung des Nil auflegt, nicht innehält, ſo geht fruchtbares Land verloren. Die Vernachläſſigung des alten Canalbaues hat manches Stück Deltaland wieder in Sumpf- und Sandland verwandelt. Es waren die Könige des alten Aegyptens, welcher über den Nil als Segenſpender wachten. Was (Amenemha III.) Möris be-

abſichtigte, als er das große Werk der Ausgrabung des Sees, von den Griechen nach ihm benannt, vollendete, nämlich die Ueberſchwemmungen des Nils zu regeln, ſo daß nicht einmal große Waſſerflut Sümpfe und Moräſte erzeuge und ein anderes mal eine niedrige Ueberſchwemmung geringere Fruchtbarkeit hervorbringe, ähnliches lag allen Königen ob. Dadurch bereicherten und verſchönten ſie das Land, dadurch gewannen ſie volle Herrſchaft über ihr Volk. Die Einrichtung der Nilmeſſer galt auch für die Verwaltung der Steuern. Je nach der Höhe, die der Nil annahm, wurde der Tribut beſtimmt. Von den Nilmeſſern aus wurde der zeitige Zuſtand des Nil dem Volke publicirt. Freilich ſteht es feſt, daß, namentlich in der muhamedaniſchen Zeit, das Volk durch falſche Angaben getäuſcht worden iſt, um die Abgaben auch in alter Höhe eintreiben zu können. Der vorige Khedive Ismael hat 1870 das alte Nilmeſſergebäude von Elephantine wieder freigelegt und nutzbar gemacht. Der Nilſtand wird von dort bekannt gemacht, hoffentlich nicht zum Schaden des Volks.

Der Pharao des alten Aegyptens trug deshalb den Namen Horos, denn unter dem Namen dieſes Gottes verehrte man den jährlich wiederkehrenden Segen und Sieg des Nil über Sonnenglut und Wüſte.

Allerdings waren die Pharaonen abſolute Herren im Lande, das Volk war ihnen unterthan, man ſieht es auf Bildwerken im Staub vor ihnen liegen. Sie galten als Söhne der Sonne und trugen die Namen von Göttern, (Pharao von Phra) grade wie die Monarchen von Aſſur und Babylon in ihren Namen lauter Götterbezeichnungen trugen und Verehrung wie vor der Gottheit erzwangen. Nicht anders war es in Altindien, wo der König Deva Gott angeredet wird; er ernährt und erquickt die Unterthanen wie Prithivi und iſt ihr Wohlthäter wie Indras.

Die Beinamen „Sohn der Sonne“, König Sonne, Lebenſpender“ ſind dem Pharao auf den Inſchriften ſo eigenthümlich,

daß es ein ſinniger Einfall war, den Lepſius und Genoſſen in ihrer Expedition nach Aegypten 1842 ausführten, eine Hieroglyphenſchrift in Stein zu graben und darin König Friedrich Wilhelm IV., an deſſen Geburtstag es geſchah, „als den König Sonne, die das Vaterland erleuchte“, rühmen zu können.

Aber die Pharaonen, die ſich als Söhne und Ebenbilder der Götter angeſehen haben wollten, nahmen dieſe Titel ernſt. Sie wollten auch ſich als ſolche bekunden. An ihren Thaten ſollte man die Aehnlichkeit erkennen. Sie wollten wie jene geſchaffen haben. Nicht blos ihre Namen, ſondern auch ihre Werke ſollten ebenbildlich den Thaten der Götter ſein. Wie der König Horos iſt, wenn er den Nil regulirt und nutzbar macht, ſo wollte er den Göttern gleichen, die ausdauern wie die Sonne und Werke ſchaffen ſo ewig, wie dieſe. Die Pharaonen haßten das Meer, das grundlos iſt; die Welle trug nur das vergängliche und ruheloſe Schiff; ſie hatten kein Holz, aber Stein. Die Baukunſt iſt der Könige Kunſt und Kraft.

Aber ihre Bauten waren nicht Spiele ihres Hochmuths allein. Es waren Ausdrücke ihrer Stellung zu den Göttern. Es waren überall prieſterliche Werke gottesdienſtlicher Art. Nur durch die Religionsanſchauung des ganzen Landes war die Ausführung auch dem Könige möglich. Es wurde nicht aus ſubjectiven Einfällen, ſondern nach dem Gebot des König-Gottesthums gebaut, dem das Volk wie den Göttern ſelbſt diente. Die Werke waren überall Göttern geweiht und ahmten ihre Werke nach. Die Baukunſt iſt überall eine Kunſt der Symbole. Bloße Technik und bloßes Machtgefühl, mit Geld verbunden, haben ſie nirgends begründet. Nur überwucherte in ſpäteren Zeiten die kunſtvolle, verfeinerte Technik die alten Gedanken. In Aegypten ſtand kein Tempel, keine Sphinx, kein Coloß, kein Obelisk und keine Pyramide ohne einen Gedanken aus der religiöſen Königs-Götterwelt. Bild war Alles — innen und außen, das Einzelne und das Ganze.

Der Engländer Osburn ſagt von der Pyramide des Königs Cheops: „Und trotz dem beherrſcht ſie noch ſtolz den Wüſtenſand, das Geſicht ihrer todtenbleichen Blöcke ſtrahlt noch in der Sonnenglut; ihr Rieſenſchatten dehnt ſich über die unfruchtbare Ebene hin um ihren Fuß, und wenn der Tag ſich neigt, hüllt er die Mais- und Waizenfelder von Gizeh in Dunkel. Gelingt es dem Beſchauer, vom geiſtigen Geſichtspunkt ſich einen klaren Begriff von der Unermeßlichkeit des Denkmals zu machen, ſo kann kein Wort das vernichtende Gefühl ſchildern, das ſeinen Geiſt erfüllt. Er findet ſich erdrückt und wankt wie unter einer Laſt.“

Die Pyramide, die er ſchildert, war etwa 480 Fuß oder 160 Meter hoch geweſen und enthält gegen 90 Millionen Kubikfuß Mauerwerk. Lepſius, der ihre Höhe mit den Genoſſen erſtiegen, (man braucht mehr als eine Viertelſtunde, ſie zu umgehen), beſchreibt den wundervollen Anblick auf die gelbe Wüſte hin auf den überſchwemmten Strom, auf das Gräberfeld. Welche hiſtoriſche Erinnerungen mußte ſein Herz ergreifen! Jahrtauſende haben ſich um ihren Fuß gelagert. Der Araber ſagt: „Ueber Alles ſpottet die Zeit, — aber die Pyramide über die Zeit!“

Aber was bedeutet das ſteinerne Rieſenzelt, das ſich unzerſtörbar in der Wüſte erhebt? Es war ja nicht eines; immer andere entdeckte der reiſende Forſcher. Ihre Zahl war groß. Nur die höchſten ſtehen in der Nähe von Gizeh in Mittel-Aegypten. Die Mühe und die Koſten ihrer Erbauung ſchildert Herodot anſchaulich genug. Es war allein für Zwiebeln, Rettich und Knoblauch in 30 Jahren etwa 6 Millionen Mark ausgegeben worden. Schon in ſeiner Zeit ſcheint man ihren Zweck nicht mehr verſtanden zu haben. Es werden ſchon Meinungen laut, die Aegyptens Könige als Tyrannen und Volksbedrücker ſchildern. Das eigentliche Volk ſei durch ihren Bau bedrückt worden, wie Israel, gemäß der heiligen Schrift. So haben auch Neuere in den Pyra-

miden nichts finden können als Werke der Tyrannei. Alban Stolz, der Katholik, welcher in ihnen nur roheſte, ſchönheitsbare Zeichen brutaler Macht und mächtige Dummheit oder Langeweile ſah, ſtimmt mit Voltaire zuſammen, der ſie „une preuve d'esclavage" nennt.

Es ſind über ihren Zweck die wunderlichſten Meinungen ausgeſprochen worden*. Man hielt ſie für die Kornkammern Joſephs, um das Getreide darin zu verwahren. Sogar Bunſen ſtellte die Hypotheſe auf, daß die Könige ſich in ihnen eine Zuflucht vor dem Todtengericht geſchaffen. Max Dunker ſah als ihren Hauptzweck an, den Namen und die Thaten der Könige zu vererben. Viele nahmen ſie als Grabmäler an, allein daß ſie das ſeien, ſteht durchaus nicht feſt. Es gab ja ſonſt noch Königsgräber und auf einen Grabdeckel allein ſolche Mühe zu verwenden, ſieht den klugen und praktiſchen Pharaonen gar nicht ähnlich. Es hat einen größeren Sinn, wenn Clemens von Alexandrien die Meinung anführt, die Pyramiden verbergen die Gebeine eines Gottes. Timaeus Lokrus iſt ſchon darum der Wahrheit näher, wenn er die Pyramiden für Symbole der Sonne und des Feuers angiebt, weil er ihnen doch einen religiöſen Gedanken zuſchreibt. Ohne dieſen iſt eine Erklärung gar nicht zu denken.

Es iſt ein ſchöner Satz, mit dem Bogumil Golz von der „Felſenſymbolik des altägyptiſchen Gemüthes" redet und von „einer Menſchenkraft, welche Berge zu ebenen und ein Kunſtgebirge

* Dr. Kleinpaul äußert ſich in ſeiner Schrift: Die Dahabiye p. 50 „Die Pyramiden, die euren Horizont wie Bergſpitzen begrenzen, ſind ſelbſt Grabmäler, nicht Vorrathskammern, ſondern Katakomben, nicht künſtliche Bauten, ſondern Grüfte, nicht Wehren gegen den Flugſand, ſondern Todtenſchlöſſer". Schack von Igar (Pyramiden und Oelberg p. 89) äußert ſich, daß es wol möglich ſei, daß der König ein ſolches Werk nicht nur zum Schutz ſeines todten Leibes aufführen ließe, ſondern ſchon zu ſeinen Lebzeiten ſich mit den zum Himmel aufragenden in weiter Ferne ſichtbaren Wegweiſern ein Denkmal ſetzen wollte, gleichſam ein Wahrzeichen ſeiner Macht."

aufzubauen vermochte; die Sinnbilder der Unendlichkeit . . . dieſe gegeneinander geneigten Pyramidenwände, die wie zum Gebet emporgehaltene Steinhände anzuſehen ſind, die uralte Gottesnothdurft, die bis zum heutigen Tage noch Thürme in den Himmel reckt und ſolche Geſtalt von der heidniſchen Erdenſchwere und Dunkelheit befreite, chriſtliche Pyramiden zu den deutſchen Münſtern hingeſtellt hat" . . .

Goltz erinnert mit Recht an die deutſchen Thürme; ſie ſind nicht Kinder der Technik, ſondern ſteinerne Gottesgedanken der Chriſtenheit, die ſie in wachſender Kunſt zu bauen verſtanden hat. Sie ſtrecken eben das Herz zu Gott, wie die Kuppel ſchon in den Werken der alten Kunſt die Wölbung des Himmels über den Menſchen darſtellen ſollte.

Man tritt dem Verſtändniß der Pyramiden näher, wenn man ſie mit den Thürmen der Kirchen vergleicht. Aus dem Gegenſatz zu dem babyloniſchen Thurm entſtand die chriſtliche Baukunſt. Aber auch der Thurm zu Babel war ein religiöſes Werk — wenngleich nur ein heidniſches Werk. Der chriſtliche Geiſt, der die Thürme baute, bewältigte die Maſſen im Geiſte ſeines Glaubens, wie jener Thurm für den Baal errichtet worden iſt.

Auch die Pyramiden richten ſich mit ihrer Spitze in die Höhe — zur Höhe des Sonnengottes, der ihnen der theuerſte war, weil er in der Sommerzeit am höchſten ſteht, wenn der Nil ſeine Wohlthat über die Ufer ausgießt. Die ſymboliſche Bedeutung der Spitze iſt Widmung an die Höhe, und darin liegt das richtige Gefühl der alten Erklärung, daß ſie dabei an Strahlen denkt. Die Pyramide ſelbſt iſt das Bild deſſen, was der Sonne, der Höhe gewidmet wird. Was iſt das?

Die Aegypter hielten ihr Land für das Hauptland der Welt. Die Könige hielten ſich für Weltkönige. Es war dies die ſtolze Empfindung der uralten Monarchie auch in Babel und Perſien. In einer Inſchrift heißt es, daß Ra dem Könige die Welt übergeben habe. Wie nun die Tempel ohne Zweifel —

wir kommen darauf wieder zurück — den Himmel als die Gotteswohnungen abbildeten, das Labyrinth den ägyptiſchen Staat in großem Stil modellirte, ſo waren die Pyramiden das Abbild der ägyptiſchen Welt, ihrer Erde, wie ſie zur Höhe ſich hebt.

Vier Seiten hat die Pyramide; vier war die Zahl der Welt. Von den vier Winden, Weltgegenden, Enden der Erde ward geſprochen. Philo ſagte, es ſei die Vierzahl der Beginn für Himmel und Erde. Die Lotusblume galt wegen ihres vierblätterigen Kelches als ein Bild der Welt. Man verglich die Welt mit einem viereckigen Gewande, der Chlamys. Vier Ströme fließen aus dem Paradieſe in die Welt. Die Tetraktys — die Vierzahl — war bei den Pythagoräern die Benennung der Welt.

Aber die Vierſeiten ſelbſt bilden gleichſeitige Dreiecke, Deltas. Darin beruht der beſondere Charakter der Pyramiden. Daß das Dreieck ein hervorragendes Symbol der Aegypter war, ſteht außer Zweifel. Ganz Unterägypten hieß das Delta. Ein alter Schriftſteller meint, es hätte ägyptiſch ptimyris geheißen. Das Wort muß ſicher verbeſſert werden. Wenn myris zu mera Land geſtellt wird, ſo muß die erſte Sylbe sompt geheißen haben, ſo daß es somptimyris, das Dreiland, bedeutet. Weil Neith die beſondere Göttin des Delta war, hatte ſie das Dreieck zum Zeichen, und darauf geht wol, daß der Athene (Neith) das Beiwort Tritogeneia gegeben ward. Auch Toth, der in den Hermesſtädten des unteren Aegyptens dargeſtellt war, hatte als Bild den Ibis, von dem man ſagte, er bilde durch Schnabel und Füße ein Dreieck.

Zumal iſt die Drei die Entwicklungszahl Aegyptens nach allen Seiten. Es war ein treffendes Wort des Arabers Amru, als er das Jahr Aegyptens eintheilte in „Staubgefild, ſüßes Meer und Blumenbeet.“ In dieſer Drei verläuft alle Zeit. Sie iſt die heilige Zahl der Wiederkehr. Es kommt der Nil, er verſchwindet, er kommt wieder und giebt ſeine Flut. Dieſe

drei charakteriſirt ſich in Oſiris, Iſis und Horus. Oſiris ſtirbt, Iſis klagt, aber Horus iſt der neue Erretter. Oſiris iſt ſchwärzlich, wie die Scholle, Horus iſt weiß, wie das Licht und die Blüte. Oſiris gleicht dem Samen, der in der Erde ſtirbt, Horus iſt die Auferſtehung der Frucht. Das indiſche Abbild des Horus iſt in manchen Stücken der indiſche Siwa. Er iſt auf Bildwerken ganz weiß und hält in der Hand einen Triangel.

Die Pyramide ſtellt im Dreieck und Viereck das Bild der Erde im Raum und in der Geſchichte dar. Aber die Erde lebt eben nur durch die Sonne, der die Pyramide von dem Erbauer gewidmet ward.

Man darf nicht vergeſſen, daß der Buchſtabe △ Delta, das Dreieck, ſeinen Namen bekommen hat von der Zeltthür des Morgenlandes, die ſo beſchaffen war. Sie ſtellte gewiſſermaßen in der Pyramide das Erdenzelt dar — aus Stein, zu dauern wie die Erde ſelbſt.

Aber dies Zelt war verſchloſſen. Es verbarg Alles, wie die Erde ſelbſt. Dieſe iſt in ihrer Tiefe eine Grabesſtätte, ſie verbirgt ſelbſt den Tod. Nur darum finden ſich auch Gräber in den Pyramiden, aber zu Gräbern allein ſind ſie nicht gebaut.

Die Aegypter ſtarben nicht für den Tod, ſondern für eine Wiederkehr. Darin liegt das Geheimniß ihrer Bauten, ihrer Mumien, ihrer Gräber. Es waren keine Todesſtätten, ſondern Hoffnungsſtätten, zwar nicht für ein Geiſtesleben, ſondern für dieſe ihre Welt. Die Pyramiden ſtellten die Erde vor, hinter deren Zelt alle Verborgenheit der Zukunft lag. In dieſer Verborgenheit hatte der König ſein Grab, um zu harren, bis das neue Leben käme, wie Aegypten in Staub und Oede harret, bis der neue Nil von den Cataracten herabſtrömt. Der König nannte ſich ja Horus, das Licht, die Wiederkehr und das Auferſtehen. Gewiß werden Entdeckungen, die das ganze Innere aufſchließen, mit dieſer Anſchauung harmoniren.

Der König, welcher ein Sohn der Sonne war, brachte

ſeinem Vater in der Pyramide die Erde der Gegenwart und Zukunft. Es war ſeine Erde, die er darbrachte. Er baute, wie jeder König ſeine Kirchen und Muſeen bauen kann und wie jeder ſie nach Gabe, Verſtand und Vermögen zu bauen vermag. Aber daß es ein Denkmal war, das nicht blos aus purer Tyrannei entſtand, iſt außer Zweifel. Kein zweiter König würde gerade eine ſolche Pyramide gebaut haben, um ſich verhaßt zu machen. Man ahmt nach, womit man Ruhm und Liebe zu finden hofft. Und nur mit dem Volksgeiſt verbunden, konnten ſolche Werke entſtehen, ſo weit man ſich in jenen Tagen, wo innerhalb des Prieſter- und des Kriegergeſchlechts intelligentes und ſymboliſches Leben allein gepflegt war, ſolche Verbundenheit denken kann. Die Pyramiden waren die großen Erdenzelte, deren Geheimniß wie das Grab den Tod umſchloß.

Mag man ihre Geſtalt ſchön finden oder nicht, man ſieht ſie jetzt nur in verwitterter Geſtalt; aber Schönheit war nicht ihre Idee, ſondern Eindruck der Ewigkeit. Man kann ſie für nutzlos halten, aber dann wird ein ganzer Kosmos von Ideen nutzlos erſcheinen müſſen. Je weniger man ſich in die Fülle alter Religionsſymbolik zu finden vermag, je weniger wird man darüber ein Urtheil fällen können. Man hat viele Arbeit und viel Geld daran verwendet, aber der Erfolg war ja nicht vergeblich. Die Phönicier und Karthager waren ſehr praktiſche Leute, doch ihr Geld und ihr Beſitz ſind ſpurlos verſchwunden.

Ein ſchönes Wort von Schubert: „Die Kraft der Eindrücke der Pyramiden kommt nicht aus dem Gewicht und Umfang der hier aufgehäuften Werkſtücke, ſondern ſie beruht auf dem Gedanken, den der Geiſt des Menſchen anderen Menſchen verſtändlich in das Werk der leiblichen Hände legte. Dieſer Gedanke heißt Ewigkeit."

Die Aegypter ſuchten und verſtanden allerdings griechiſche Schönheit nicht, nur auf das Leben und die Wiederkehr war ihr Sinn gerichtet. Sie ſchufen für die Dauer, um wiederzufinden

bei der Wiederkehr. Was ſie in Mumien erſonnen hatten für eine zukünftige Zeit, das ſchufen ſie in Pyramiden für die geheimnißvolle Dauer. Es war nicht blos ein Ringen nach Ruhm, von dem ihre Werke zeugen ſollten, ſondern ein Hoffen auf ein Wiederkommen, wie der Nil wiederkommt.

Der Opferbau des Erdenabbildes, den ſie der Sonne darbrachten, beſteht zwar noch, aber um ihn liegt jetzt Alles in Ruinen, denn Mumien zerſtäuben, die Obelisken wandern, die Coloſſe ſtehen ſchon vielfach in London, Paris und Rom, — der Stein hat wol Dauer, aber verſpricht keine Ewigkeit. Zu Jeſus ſagten die Jünger in Jeruſalem auch: Sieh welchen Bau, welche Steine! Aber Jeſus ſprach: Was ſind Steine! Steine haben, aber machen keine Zukunft.

Das gilt auch von den größten Domen der Chriſtenheit. Sie haben denſelben hohen Zweck wie die Pyramide. Ihr Symbol iſt auch Erhebung in den Himmel, aber des lebendigen Gottes, der auch die Sonne ſchuf, — und ſie ſind offen. Sie verbergen nicht die Nacht und den Tod, ſondern ſie ſtellen, wenn die in ihnen Verſammelten ſingen und beten, die Gemeinſchaft mit dem Himmel dar. Der Himmel mit ſeinen Engeln klingt wieder, wenn die Kinder ſingen und die Alten preiſen. Jedes untere Hallelujah iſt ein Echo von der Oberwelt. Aber ſie ſind auch nur die Gefäße des Weines, wenn er darinnen glüht. Ich ſaß jüngſt eine halbe Stunde zur Abendzeit im Cölner Dom. Welcher Bau, welche Steine, welche Herrlichkeit und herzerhebende Andacht! Aber wenn der Wein ausgegangen, was hilft es da, wenn die Dome ſtehen und dauern? Die Steine mögen beſtehen, aber lebendig macht allein der Geiſt, der Wahrheit und Liebe iſt.

1.

Man kann von den Pyramiden nicht ſprechen, ohne der Obelisken zu gedenken. Jeder Obelisk, das iſt ſein Kennzeichen, trägt eine kleine Pyramide auf dem Haupt.

Einen der älteſten kennen zu lernen, iſt eine Wagenfahrt von $1^1/_2$ Stunde ſchon werth, nämlich von Kairo aus nach den Trümmern von Heliopolis.

Es iſt dies ebenfalls ein Baalbek, wie jenes in Syrien, welches wir beſucht haben und das auch Heliopolis hieß. Es war auch einmal eine reiche Tempelſtadt — ja mehr als das, eine uralte Univerſität. Die Prieſterſchulen, welche der Wiſſenſchaft des alten Aegyptens dienten und die nicht gering anzuſchlagen iſt, befanden ſich hier. Plato, der griechiſche Philoſoph hat hier gelebt. Freilich hielten die alten Weiſen ihre Lehre geheim; ſie iſt für uns unter den Ablagerungen des Nilſchlamms begraben. Nichts iſt mehr übrig als wenige Mauern und der Obelisk, obwol Heliopolis voll von Obelisken geweſen ſein ſoll. Von hier ſtammt auch die vielbeſprochene Nadel der Kleopatra, die aber mit der bekannten Königin nichts zu thun hat.

Obelisken ſind in Europa längſt nicht mehr fremd. Rom war die erſte Stadt, welche durch den Willen ſeiner Kaiſer ſie beſaß. Es wäre gut geweſen, man hätte alles ägyptiſche Alterthum wegfangen können, bevor der Islam einbrach und ſpäter die Türken Aegypten eroberten (1517). Wie Obelisken beſchaffen ſind, iſt bekannt genug. Es ſind eben hohe (der von Heliopolis iſt über 28, die Nadel aber 21 Meter hoch), vierſeitige, geglättete Balken, zumeiſt aus einem Stück des feſten röthlichen Granits von Syene (heute Aßuan) gearbeitet (Monolithen), deren beſtimmter Charakter das Pyramidion auf der Spitze iſt. Es ſtanden immer zwei am Eingang der Tempel.

Ueber ihr Symbol iſt man im Alterthum und bis auf dieſen Tag nicht ganz einig und klar. Plinius ſagt: Es ſind Balken, die ſie Obelisken nennen, der Sonnengottheit geweiht; ſie ſtellen ein Bild ihrer Strahlen dar; ſo werden ſie mit ägyptiſchen Namen genannt.“ Ammianus ſagt: weil das Ganze einen Sonnenſtrahl vorſtellen ſoll, ſo wird er immer ſchmaler

und geht allmählich von ſeinen vier Seiten, alle von Künſtlerhand geglättet, in eine ſcharfe Spitze aus.“ Auch der Kirchenvater Tertullian ſagt: Der Obelisk iſt der Sonne vorgeſtellt.“

In neuerer Zeit iſt dieſe Meinung nicht von allen Forſchern getheilt worden und die Vermuthung geäußert worden, daß man nur deshalb Obelisken für Bilder von Sonnenſtrahlen gehalten habe, weil die Obelisken aus Heliopolis es waren, die nach Rom gekommen ſind. Ebers bezeichnet ſie allerdings noch als Symbole „der Beſtändigkeit, des Bleibenden und Dauernden, zugleich aber als ſinnbildliche Darſtellung der Sonnenſtrahlen“.

Sehr ſeltſam iſt, was in neueſter Zeit ausgeſprochen worden, daß „die Achtermannshöhe, eine der höchſten Bergſpitzen des Harzes, im ägyptiſchen Steinbaugeſchmacke ſich darſtellt“, denn „dieſe Höhe und Spitze wird für Kunſt gehalten“. Der Urheber dieſer Anſicht, E. W. Heine (in den german. ägypt. und griech. Myſterien, Hannover 1879), hat freilich auch den Einfall, den Namen der Stadt Hannover mit Hönövĕr zu verbinden, „dem Worte, welches Ormuzd ſprach, als er die Welt erſchuf.“ Bogumil Golz ſagt in ſeiner geiſtreichen Weiſe „aus dem ſpitzgeſchliffenen Prunkſtein vor dem Sonnentempel der hohen Prieſter und Pharaonen, aus der Granitnadel (Obelos), dem Granitſpeer, mit welchem der ägyptiſche Titane den Himmel eines unvergänglichen Nachruhms im ungetreuen Menſchengedächtniſſe erſtürmen wollte, iſt ein Leichenſtein geworden in einem Gräbergarten, den eine meilenweite Wüſte umgiebt; ein hochgereckter Granitfinger, welcher die kommenden Geſchlechter bedroht, wenn ſie ſolche Symbolik, wenn ſie die Zeichenſchrift nicht verſtehen, die zwiſchen den Hieroglyphen in Geiſternoten ſteht.“

Ebenſo unklar iſt bisher der Name „Obeliskos.“ Bunſen ſagte (Aegypt. I. 438): „Allerdings aber hängt die Beſtimmung der Obelisken wohl mit dem Sonnendienſt zuſammen und das

Wort enthält wahrſcheinlich ra (la) die Sonne in ſich, alſo ubenra-ubenla Strahl der Sonne.“ Dies iſt nicht von Allen angenommen. Ebers ſagt: Der Name der Obelisken iſt griechiſch und gewiß, da ſie Herodot noch ſteinerne Spieße (ὀβελοὺς λιθίνους) nennt, in Alexandria entſtanden. Die ſarkaſtiſchen und witzelnden Bürger dieſer Stadt nannten die ungeheuren Monolithe, von denen die Aegypter verlangten, daß ſie ihnen durch ihre Größe imponiren ſollten, mit der Diminutivform von Obelos der Spieß d. i. Obeliskos „das Spießchen!“

Ich denke, man mag ſonſt mit Gladiß übereinſtimmen oder nicht, daß er gewiß Recht hat, wenn er bei der Betrachtung des Obelisken zumal an das Pyramidion denkt.

2.

Der Obelisk iſt jedenfalls eine Säule. Mit Säulen ſind überall im Alterthum tiefſinnige ſymboliſche Gedanken verbunden. Natürlich drückt ſie Feſtigkeit und Beſtand — Standhaftigkeit aus. Daher auch ihre Namen. Mit Stehen, Stellen ſind daher stylos, stele, statua verbunden. Daher heißt stoa die Säulenhalle. Im Sanskrit iſt sthuna der Pfoſten, Pfeiler. Gewiß hängt auch Stein, wie er ja auch Säule, Denkſtein, Monument heißt, damit zuſammen. Das deutſche Säule hat Jacob Grimm mit stylos verglichen, nur daß ein t ausgefallen wäre. Aber es iſt zu vermuthen, daß goth. sauls mehr aus der Bedeutung Höhe, das auch in sol Sonne, sulam (ſemit.) die Leiter liegt, wie auch Gebirge ſo genannt wurden, erklärt werden muß.

Das Wort Obelisk hat eine ähnliche Bedeutung. Er bedeutet ſeinem Namen nach Säule, Stein und aus einem Stein, dem Granit, war er ausgearbeitet, ſie heißen darum in unſerer Sprache mit einem dem Griechiſchen entlehnten Worte: Monolith, Denkmal aus einem Stein, Einſtein. Wir werden dieſe Bedeutung überall durch die Symbolik beſtätigt finden.

Clemens von Alexandrien hat das ſchöne Wort: „Es bedeutet aber die Säule, daß das Bild Gottes nicht ausgedrückt werden könne.“ Zumal bedeute ſie „die beſtändige und bleibende Kraft Gottes.“ „Bevor die Menſchen, ſagt er, im Stande waren, die Formen der Bilder genau auszuführen, ſo errichteten die Alten Säulen und verehrten ſie als Stützen der Götter.“

Der Pfeiler und die Steinhügel der Hermen, welche dem Hermes — Mercurius — geweiht waren, haben darin ihre urſprüngliche Erklärung. Mit Hermes identificirte man in Aegypten den Thoth. Dieſe merkwürdige Perſönlichkeit unter den ägyptiſchen Göttern ſoll auch, dem Namen nach, nichts anders als Säule bedeuten, und man würde ſchon um deßwillen verſtehen, weshalb er mit Mercurius = Hermes für eine Perſon gehalten wird. Denn wie die Hermen Merkſteine ſind, ſo hängt wahrſcheinlich der Name Mercurius damit zuſammen. Der altgermaniſche Begriff (merc, mearc, merik) des Merkens und Anzeigens — wie er auch im Mark für Geld ſich offenbart — läßt die Entſtehung des Namens Mercurius, als eines merkenden und markenden Gottes (Vergl. das lat. mercari) begreifen. Säulen tragen und befeſtigen. Von den Säulen im Tempel des Hercules hat Apollonius das merkwürdige Wort: „Der ägyptiſche Hercules leidet nicht, daß ich verſchweige, was ich weiß; dieſe Säulen ſind die Bänder von Himmel und Erde.“ Iſis, die ägyptiſche Erde, heißt es, iſt im Feuchten geboren; ſie ruht im Meer, darum wird ſie ſymboliſch die Tochter des Typhon genannt. Aber eben darum heißt es, daß ſie von Thoth ſtamme. Er iſt die tragende Säule, auf welchem die Erde, die ägyptiſche Welt, ruht.

Sein Abbild iſt der Obelisk, der das Pyramidion auf dem Haupte hat. Wie ſie, ſo hält Thoth die Welt in der Tiefe. So ruht Iſis unerſchüttert auf ihm. So trägt er ſie dem Licht entgegen. Daher iſt er mit ihr verbunden. Es iſt der Obelisk, die Säule des Thoth.

Alte Schriftſteller erzählen vielfach von den Säulen des Seth, die im Seriadiſchen oder Siriadiſchen Lande ſtehen. Das Siriadiſche Land iſt das Land des Siris oder Schichor, welches ein anderer wolbekannter Name des Nil iſt. Joſephus und die Späteren denken an Seth den Sohn Noah's, aber Seth bedeutet eben auch nichts als Säule. Das Wort kommt im alten Teſtament im ſelben Sinne vor; es iſt nur die Ueberſetzung von Thoth, wie Manetho ſtatt von Säulen des Seth von denen des Thoth redet, und Andere ſpäter ſie die Säulen des Mercurius nennen.

Der Sinn der Erzählung, welche Joſephus zumal von den Säulen des Seth mittheilt, kann kein anderer ſein, als ihnen das Beſtändige und Erhaltende in Waſſer und Feuer darzuſtellen.

Keinen anderen Gedanken können die Säulen des Herakles haben, von denen bei Gades (Cadix) die Rede iſt. Sie erinnern an Aegypten, denn der ägyptiſche Herakles ſei es, der die Säulen in Libyen aufgeſtellt hat. Der ägyptiſche Hercules ſcheint zuweilen mit Toth wie mit Hermes vertauſcht zu ſein.

Ihre Idee iſt offenbar dieſelbe wie die der Säulen des Seth, denn ſie heißen auch Säulen des Briareus oder Aegeon eines gewaltigen Meeresrieſen, den die Meeresgöttin Thetis dem Zeus zu Hülfe gegen die zerſtörenden Titanen ſendet. Da nun Zeus Regierung die Ordnung und Harmonie der Welt darſtellt, ſo ſind es die Säulen des Briareus, welche die Erde feſt auf dem Meer ſtabiliren. Daſſelbe lehrt die Sage vom Atlas, der als Rieſe die mächtigen Säulen hält, welche Himmel und Erde tragen und auch die Tiefe des Meeres kennt, wie Homer berichtet. Was von Säulen des Proteus Virgil dichtet, geht, wie ſchon Servius bemerkt, auf Aegypten. „Bis zu den Säulen des Proteus" hieß: bis Aegypten, wohin man den Proteus verſetzte, welcher auch der Aegypter genannt wird.

Bekanntlich haben auch die alten Deutſchen eine ſolche Weltſäule ſich vorgeſtellt, wenigſtens wird von der Irminſäule geſagt: ſie bedeute „Weltſäule (universalis columna) die alles trage;“ es war eine göttliche Säule, die man verehrte. Vor den Eingängen der Tempel ſtanden gewöhnlich zwei Obelisken; dieſe Zweiheit bedeutet entweder die beiden Aegypten, oder Himmel und Erde.

Solche zwei Säulen ſtanden vor dem Salomoniſchen Tempel. Es ſind Jachin und Boas. Jachin kommt von einem Stamme, der ſtützen, gründen heißt; es bedeutet Fundament, das trägt; das griechiſche Kion Säule iſt daſſelbe Wort. Boas bedeutet daſſelbe wie Ben As, Sohn der Kraft, das iſt die Kraft ſelbſt; es iſt wohl in den beiden Säulen die Idee Gottes als des Schaffens und des Erhaltens ausgedrückt worden, die gründen und tragen kann, ſo daß die eine Gott den Schöpfer und die andere den Gott der Liebe darſtellen mochte.

Nach der phöniciſchen Erzählung ſtanden indeß am Tempel die beiden Säulen Uſous und Hypſuranius; die erſte bedeutet daſſelbe wie ben As und iſt von der Kraft benannt, welche die Erde trägt, die andere hat von der Himmelshöhe den Namen.

Schon bei den Pyramiden wurde bemerkt, daß Thoth mit dem Ibis dargeſtellt ward; von dieſem ſagt man, er bilde ein Dreieck, ein Delta, welches das Zeichen der Iſis — Neith war. Eben ſein Verhältniß als Vater der Iſis bringt ihn mit dem Ibis in Verbindung. Noch intereſſanter iſt, daß ihm der Kynokephalus der Hundsaffe gewidmet war.

Thoth ward auf den Denkmälern mit der Schreibtafel und dem Griffel dargeſtellt oder mit dem Palmzweig, als Zeichen des Jahrs.

Auf der Säule wurde der Kalender angeſchrieben. Die Tage des Mondumlaufes wurden auf ihr verzeichnet. Daher heißt es, es kreiſe Thoth mit dem Monde umher, und dem Monde zumal war der Hundsaffe geweiht. Aber der Hunds-

affe hatte auch die Luſt der Nachahmung. Er äffte den Menſchen nach, wenn ſie ſchrieben. Horapollo ſagt: „man bildet einen Hundsaffen ab, wenn man Buchſtaben ausdrücken will, weil es ein Geſchlecht Hundsaffen giebt, welches das Alphabet verſteht. Daher wenn ein Hundsaffe zuerſt in den Tempel gebracht wird, ſo legt „ihm der Prieſter eine Tafel hin, zugleich mit einer Rohrfeder und Dinte, um zu erforſchen, ob er aus dem Geſchlecht der Schreibkundigen iſt und ob er ſchreibt. Es iſt daher auch dies Thun dem Hermes (Thoth) geweiht, welcher alle Wiſſenſchaft inne hat.“

Auf die Säule grub man ein, was man als Wiſſenſchaft erſonnen hatte, wie es in der Stelle bei Joſephus von den Säulen des Seth hieß „ihre Erfindungen ſchrieben ſie darin ein.“ Auch Ham ſoll ſeine üblen Lehren in die harten Steine gegraben haben, um ſie nach der Fluth wiederzufinden. Wunderbar genug daß, wenn er ſo ſchlecht war, er überhaupt noch mit gerettet ward.

Daraus, daß die Säulen die Tafeln waren, in die Lehre, Kalender, Inſchriften eingegraben wurden, kam es, daß in Thoth als Erfinder aller Wiſſenſchaft gedacht ward. Manetho ſagt: „er habe ſeine Nachrichten entlehnt aus den Säulen, die im ſiriadiſchen Lande ſtanden und auf welche einſt Thoth, der erſte Hermes, im heiligen Dialekt und mit prieſterlichen Zeichen das eingeſchrieben hatte, was nach der Sündfluth Agathodaemon, der Sohn des zweiten Hermes, in die griechiſche Sprache überſetzte.“

Dieſelbe Wiſſenſchaft wurde daher dem Seth, welcher ja Thoth iſt, zugeſchrieben. Die Araber nennen ihn den Erfinder der Schreibekunſt. Als Muhamed geboren war, rief es aus einer weißen Wolke „daß man ihm Adams Geſtalt und Seth's Wiſſenſchaft wünſche.“ Spätere Gelehrte haben Seth's Schriften getreulich aufgezählt. Man hat die Säulen wirklich für Archive gehalten.

Bis zu den Sagen der Briten drang die Vorstellung des gelehrten Steins. Es wird darin berichtet von „dem Stein von Ganhebon, auf welchen geschrieben waren alle Künste der Welt.“ Auch mit dem Riesen Atlas, der mit dem Haupte die Welt trug, verband man philosophische und gelehrte Ideen.

3.

Es sind nur wenige Sätze und diese in kürzester Form, welche ich hier darlege. Allein sie dürften doch hinreichend die Idee erkennen lassen, welche ich den Obelisken zuschreibe.

Man muß nur auch hier, wie bei jeder Beurtheilung der symbolischen Ideen der alten Kunst, den Umstand im Auge haben, daß die Kunst selbst im Laufe ihrer Entwickelung den Urgedanken verdunkelt. Nicht alle Späteren, die Obelisken schufen, mögen sich der eigentlichen Idee noch bewußt gewesen sein. Es war eben ein neuer Stil entstanden — wie man gothische Zierrat heute ausführt, aus keinem anderen Grunde, als weil sie gothisch heißt — aber der Obelisk war die Ergänzung zur Pyramide. Er vollendet die symbolischen Gedanken dieser. Er bildet die Kraft ab, die jene trug. Er präsentirt die Erde, die ägyptische Welt, dem oberen Gotte des Lichts. Er ist die Widmung des Aegyptens, in welchem man lebt, an die Sonne, die Alles erhält. Die Säule ist gleichsam die Hand, mit welcher Atlas den Kosmos trägt. Möglicher Weise stellt auch, da es überall vorkommt, das Obeliskenpaar die Doppelhände dar, mit welchen Himmel und Erde gehalten werden.

Der Stein der Säule galt als die mächtige uralte Schreibtafel. Thoth symbolisirt die alte Kunst des Malens und Schreibens auf dem Stein, welche der Orient offenbart. Er ist die Gottheit, in welcher Hieroglyphenkunst, Kalenderzeit und Mondberechnung, die an den Stein gezeichnet war, ideale Gestalt erhielt. Weil er die Säule war, wurde er der Inbegriff der Wissenschaft. Die Festigkeit, mit der der Stein trug, ließ diesem

die Inſchriften und den Selbſtruhm, mit denen man ſich ſchmückte, anvertrauen. Er ſollte dauern über aller Zeiten Wandel hinaus; mit ihm blieb alte Wiſſenſchaft.

Die Säulen, ſagt jene alte Nachricht, ſtanden im Siriadiſchen Land, das iſt im Lande des Nils.

In der That iſt der Obelisk die eigentlich ägyptiſche Säule. Sie unterſcheidet ſich von der griechiſchen und aſiatiſchen nicht blos der Form, ſondern auch dem Gedanken nach. Man hatte in Rom, wie Ammian erzählt, auf den Obelisken, den man hingeſchleppt und mühſam aufgerichtet, eine Kugel von Bronze, mit glänzenden Goldblechen belegt, aufgeſtellt, als dieſe aber vom Blitz getroffen war, wurde ſie abgenommen und eine mit Gold plattirte Fackel an die Stelle geſetzt, die viele Flammen ausſtrahlte. Damit traf man keineswegs die Idee des Obelisken, ſondern ſchien blos diejenige ausführen zu wollen, welche Plinius als die dem Kunſtwerk eigenthümliche vermuthet hatte. Die Fackel ſollte die Sonne mit ihren Strahlen abbilden. Wenn Papſt Sixtus V. an den von Kaiſer Caligula nach Rom gebrachten Obelisken die Inſchrift ſetzte:

Sixtus V. Pont. Max.
Cruci invictae
Obeliscum Vaticanum
Ab impura superstitione
Expiatum justius
Et felicius consecravit.

das iſt: Sixtus der fünfte, Papſt,
Hat dem unbeſiegten Kreuz
Den vatikaniſchen Obelisken
Von unreinem Aberglauben
Entſühnt, gerechter
Und glücklicher geweiht.

ſo iſt doch unklar, wie er dies gethan hat. Die Idee des Obelisken war immer noch die ägyptiſche. Wenn ihn der Papſt aufrichtete, ſo bewies er mehr die Herrlichkeit des alten Heiden-

thums, da er doch ſeine Stadt mit ihr ſchmückte. Dem ägyptiſchen Geiſt blieb die Ehre, da man ſeine Obelisken weit und breit ſetzen und aufrichten ließ. Man kann auch die Idee der Säule nicht grade „unreinen Aberglauben“ nennen. Der Obelisk war immerhin ein Symbol der Anbetung, welche die Welt nach der Höhe trägt.

Mit den Säulen, welche die Sonnentempel von Palmyra und Baalbek ſchmücken und ähnlich auch in Aegypten vorkommen, theilt der Obelisk nicht denſelben Gedanken. Die Säulen in Palmyra bilden den Palmenwald ab. Die Palme iſt das Bild des Phönix und der Wiederkehr. Ihre Symbolik bewegt ſich in der Welt; der Obelisk trägt die Welt ſelbſt. Von den Säulen in der griechiſchen Kunſt wird ein Symbol religiöſen Gedankens nirgends angegeben.

Cicero ſagt: Säulen tragen Tempel und Hallen, dennoch haben ſie nicht mehr Nutzen als Würde an ſich.

Plinius ſagt: Sie bedienten ſich der Säulen in Tempeln, nicht der Schönheit wegen (denn noch wurde jene nicht verſtanden), ſondern weil ſie früher auf andere Weiſe nicht errichtet werden konnten“, welche letztere Meinung doch offenbar durch die Erfahrung widerlegt wird.

Die Griechen nahmen zwar aus dem Orient das Muſter des Säulenbaues herüber und haben es wunderbar verſchönt, daß ſie dies aber nur ganz äußerlich gethan hätten, iſt nicht anzunehmen. Wie ſie in ihren Tempeln die Himmel abzubilden trachteten, werden auch ihnen die Säulen wie die Stützen desſelben erſchienen ſein. Die Natur mit ihren Waldhallen kann dem griechiſchen Kunſtgeiſt nicht entgangen ſein.

Es iſt nicht ohne Bedeutung daß in Thoth die Säule und auch die ägyptiſche Wiſſenſchaft abgebildet iſt.

Der Obelisk athmet ägyptiſchen Geiſt, wie unter den Völkern die Säule zumal von dem Kunſtgeiſt zeigt, der ihnen eigen iſt. Wie die Säule ſo die Kunſt. An der Säule offen-

bart ſich noch immer der Thoth-Hermes des bildenden Volkes. Wo keine originale Säule gebildet werden kann in Capitäl und Schmuck, iſt kein originaler Schöpfungstrieb.

Selbſt wenn hunderte von Obelisken nach Europa gebracht werden oder nachgeahmt werden, ſo verpflanzt man doch nur ägyptiſche Symbolik — ein moderner Gedanke wird nicht offenbar. Auf dem Obelisken bildet das Pyramidion eine Idee ab, welche in Aegypten groß und erhaben war; aber der moderne Künſtler, der für ſeine Säulen nichts anders zu ſchaffen vermag, bekundet, daß ſeine Säule nichts in die Höhe des Ideals zu tragen hat. Auf den Stein der Säule iſt noch immer das geſchrieben, was, wie Clemens ſagte, der Menſch vom Göttlichen nicht blos zu reden, ſondern zu bilden, den Drang hat.

Die Sphinx und ihr Räthſel.

1.

Den Philiſtern gab Simſon das Räthſel auf: „Vom Verzehrer kam Zehrung und vom Schrecklichen kam Süßes.“ Philiſter können aber niemals Räthſel rathen, darum wußten ſie keine Antwort zu geben. Es iſt das Räthſel der Sphinx, das er aufgab, das ägyptiſche und griechiſche. Werden wir es löſen? Wir ſagen „die Sphinx;“ in neuerer Zeit, wie Ebers auch, ſagt man der Sphinx. Doch mit Unrecht. Wenn wir überhaupt Sphinx ſagen, folgen wir griechiſcher Tradition; in dieſer wird Sphinx durchgehend weiblich gebraucht (ἡ Σφίγξ oder ἡ φίξ).

Wären wir etwa wie ſo viele Andere bis zur Höhe der Cheopspyramide emporgeſtiegen, wir wären, wenn auch zuerſt etwas müde, dann doch wieder erfriſcht geworden von dem ſeltenen Schauſpiel, das ſich von oben darbietet. Doch nicht alle ſind von ihm befriedigt. Ich ſelbſt habe ſchon Enttäuſchte geſprochen. Der Blick ſchweift auf der einen Seite über das graue eintönige Sandmeer, aber auf der andern über den Nil, der durch grüne Saaten ſtrömt. Hier die ſchweigende Wüſte, dort der Fluß mit regem blühenden Leben. Die Reſidenz mit der Citadelle wird ſichtbar — die Berge begrenzen den Blick. Und ſieben andere

Pyramiden ſieht man im Sande, wenigſtens die Spitzen ragen deutlich heraus; fünf überblickt man ganz, in der nächſten Nähe, nur etwa 800 Fuß entfernt, unter ihnen die zweite große Pyramide, die des Chephren. Im Süden, einige hundert Schritt von der zweiten Pyramide, ragt etwas wie ein koloſſaler Pilz empor; es iſt der Kopfſchmuck und das Vordertheil der großen Sphinx, des ungeheuren Löwenbildes mit Menſchengeſicht, von dem Schubert ſagt: daß ſich der Menſch dazu verhält wie ein Grashalm zur Palme.

Nächſt der Pyramide, von der wir herabſteigen iſt nichts Merkwürdigeres in ganz Aegypten.

Das Bild iſt ganz aus dem Felſen gehauen und 117 Fuß lang. Der Umfang des Kopfes beträgt 81 Fuß, die Höhe von der Bruſt bis zum Scheitel 51 Fuß. Wenn man ſich auf die obere Randung des Ohres ſtellt, kann man doch nicht mit der Hand den Scheitel berühren.

Das Menſchengeſicht und zwar das einen Mannes, der Bart iſt abgebrochen, war roth bemalt, was noch zu erkennen iſt. Der Sand hat es faſt zugedeckt, doch iſt es mehrfach bloß gelegt worden, wie 1817 von Caviglia, doch ragen noch Kopf und Rücken aus dem Wirbel des Wüſtenſandes heraus. Am Kopf wollte man nubiſche Geſichtsbildung erkennen, doch erklären Andere die Mundgeſtaltung, aus welcher man auf ſolche ſchließt, nur durch die Zerſtörung, die es erfuhr. Die Naſe iſt abgeſchlagen, Augen und Mund durch Verwitterung und rohe Hände ſchwer beſchädigt. Nur die rechte Wange und das Ohr ſind gut erhalten, und dennoch macht das Ganze einen eminenten Eindruck. Noch im zwölften Jahrhundert ſagte ein Araber „dieſes Geſicht iſt ſehr anſprechend und trägt den Stempel der Anmuth und Schönheit, man möchte behaupten, es lächle liebreizend.“ Bogumil Goltz ſagt: Die Geſichtszüge graben ſich in die Seele des Beſchauers und kommen ihm Zeitlebens nicht aus dem Sinn.“ Schack von Igar, der freilich mit anderen Augen ſah und

anders auffaßte, meint, „ihre Züge sollen niemals stolz und schön gewesen sein und jetzt wird der Eindruck durch die Beschädigungen, die sie erlitten, vielfach gestört.“ Zwischen den mächtigen Löwentatzen stand ein Tempel, dessen Hinterwand eine elf Fuß hohe Stele bildete, die Lepsius ausgraben und abformen ließ. Der große Gelehrte schrieb 1853: „noch ist das große Räthsel der bärtigen Riesensphinx ungelöst.“ Was bedeutet es?

Plutarch sagte: „Sie selbst bezeichnen durch die vor den Tempeln passend aufgestellten Sphinxe die räthselvolle Weisheit ihrer Götterlehre.“ Und Clemens von Alexandrien: „Um damit auszudrücken, daß man das Göttliche lieben und fürchten müsse, lieben weil mild und gnädig den Frommen, fürchten weil unerbittlich gerecht gegen die Gottlosen, denn die Sphinx vereinigt das Bild des wilden Thiers und des Menschen.“ Röth meint, „es sei die Sphinx nichts als der Sonnengott, Wächter des Himmels.“ Bunsen: „Die Sphinx behauptet ihr Recht, sie ist das Räthsel der Geschichte.“ Schack von Igar hält sie für das Symbol der productiven Urkraft. Schwenck meint darin ein Sinnbild des segensreichen Lichtes der Sonne zu erkennen.

Die Mannessphinx sei, sagt Wilkinson, das Symbol der Einheit von geistiger nnd psychischer Kraft (III. 309. ed. Birch London, 1878.) und fügt auf der folgenden Seite hinzu: „Die Sphinx war das Emblem des Gottes Harmachis.“ Letzteres ist von der jüngsten ägyptischen Wissenschaft angenommen worden. Auch Maspero nennt die Sphinx „Harmachis, das Sinnbild der aufgehenden Sonne.“

Trotz alledem dürfte die Frage noch offen stehen, was bedeutete die Sphinx in ihrer Gestalt für den Harmachis, und wie entwickelte sich daraus ihr sonstiger Mythus?

Dieser Frage eine Antwort zu geben, wollen wir versuchen. Harmachis als Sphinx ist eben noch nicht erklärt.

Die Sphinx der großen Pyramiden iſt bekanntlich nur das größte, aber nicht das einzige Symbol ihrer Gattung. Herodot erzählt, daß König Amaſis für die Vorhallen des Tempels in Sais gewaltige Männerſphinxe anfertigen ließ. Strabo ſchildert erſtaunt die Sphinxalleen, welche zu den Eingängen der Tempel führen.

„Wer die Ruinen von Theben beſucht (in Oberägypten), gelangt beim Austritt des Dorfes Luxor durch die Straße vom Haupteingang nordwärts bald an das Ende der künſtlichen Schutterraſſe, auf welcher dieſes ganze Quartier des alten Thebä liegt. Dieſer Weg gegen Norden iſt ſehr breit und zu beiden Seiten mit Säulenreſten und Sockeln von Sphinxcoloſſen überdeckt. Je mehr man ſich nordwärts gegen Karnak nähert, deſto mehr nehmen dieſe Fragmente zu. Im Dorf Karnak liegen ganze Torſo's von Löwen mit Widderköpfen, ſo daß in einer Ausdehnung von 6156 Fuß (1026 Toiſen) Beides eine Allee von mehr als 600 Sphinxcoloſſen von Tempel zu Tempelpalaſt ſtand, und die Reihen der Schutthügel zu deren beiden Seiten zeigen, daß ſie einſt ein monumentales zuſammenhängendes Ganze bildeten.“

Dieſe Sphinxe haben 12 bis 15 Fuß Länge, ſind aber meiſt ohne Köpfe, welche die Muhamedaner, von jeher große Meiſter im Kopfabſchlagen, zerſtört haben. Doch findet man noch genug Sphinxe mit Sperber- und Widderköpfen, die kunſtvoll treu dargeſtellt ſind.

Ueber Sphinxe mit Frauenköpfen ſagt Wilkinſon: „Aegyptiſche Sphinxe waren nicht zuſammengeſetzt aus einem Weib und einem Löwen, wie in Griechenland. Und wenn ſolche doch vorkommen, ſo war dies bloße Caprice und vielleicht eine fremde Neuerung, gerechtfertigt durch die Darſtellung einer Königin, des Weibes von König Horus aus der 18. Dynaſtie; auch werden ſie zuweilen geſehen in den Bilderwerken, welche die von aſiatiſchen Nationen gewonnene Beute darſtellen.“

Ich halte diese Meinung des englischen Forschers nicht für richtig.

Goltz konnte „trotz alles Spähens nur noch einen sehr beschädigten Mädchenkopf entdecken“ und führt die Worte des General Heilbronner an: „Die Widderköpfe auf den Sphinxen sind voll Treue und Wahrheit, einen unverlöschlichen Eindruck machen aber zwei Mädchensphinxe — das Vollendetste und Erhaltenste, was ich von ägyptischer Plastik gesehn. Der schalkhafte Blick der Einen mit dem schönsten, edelsten Ausdruck des Gesichtes, wäre des Bildes einer Kleopatra werth und nimmt sich zwischen all dem übermenschlich Großen und unter den stupenden Proportionen der Tempel von Karnak um so reizender aus. Wenn etwas geeignet ist, in Europa einen bessern Begriff von der ägyptischen Skulptur zu erzeugen, so wäre es eines dieser räthselhaften Frauenbilder von Stein.“ Auch die französischen Erforscher Aegyptens haben die Jungfrauensphinx in Aegypten beschrieben und sagen von ihr, „sie sei das Symbol der Epoche des Sonnensolstitiums zwischen dem Zeichen des Löwen und der Jungfrau, wenn der Nil austritt und seine befruchtenden Gewässer verbreitet.“

Auch Aelian muß von ägyptischen Frauensphinxen unterrichtet gewesen sein, wenn er schreibt: „Aber auch die doppelartige Sphinx suchten die ägyptischen Künstler in Bildern, die Thebanischen Fabeln in prunkenden Dichtungen als zweigestaltetes zu zeigen, indem sie ihr durch die Mischung des jungfräulichen und des löwenartigen Leibes Würde verliehen.“

Es ist offenbar, daß Herodot die Bildung des griechischen Wortes Androsphinx in Aegypten nicht angenommen und die Bildung von Männersphinxen betont haben würde, wenn nicht andere vorhanden gewesen wären. Mit Bezug auf den Mythus der Griechen allein konnte es nicht geschehen sein.

2.

Aber wie auch immer das Haupt der Sphinx gebildet iſt, ob als Mann oder Weib — Widder oder Sperber — an ſich iſt ſie immer ein Löwe. Dieſer wird nur dadurch zum Bilde der Sphinx, daß er einen ſymboliſchen Kopf hat. In Aegypten trug auch das Bild nicht den Namen Sphinx, ſondern Neb, das „Herr“ überſetzt wird, aber wol kein anderes Wort iſt, als das ſemitiſche Leb, Löwe. Die hieroglyphiſchen Zeichen, in welchen ſie den Löwen ſchrieben, werden als „Hüter, Wächter“ erklärt, was uns ſchon eine Hypotheſe ſpäterer Zeiten zu ſein ſcheint. Die Araber nannten den Löwen zum Theil ebenſo (Belhit, wie Ebers überſetzt) oder Abul hôl, Vater des Schreckens.

Daß man die Sphinxe fürchtete, geht auch aus einer ſcheinbar räthſelhaften Inſchrift hervor, die auf einer Sphinx in Oberägypten ſtand und mit griechiſchen Buchſtaben lautete:

ΑΒΑΣΚΑΝΤΟΣ ΨΑΩ.

Ich finde dieſe Erklärung dieſer Inſchrift in einer Notiz Aelians, wo er von den Löwen erzählt, die in Leontopolis (Löwenſtadt) in Aegypten im Tempel gehalten wurden. Während die Löwen fraßen, ſtimmten die Aegypter einen Geſang an. Aelian ſagt: „Der Inhalt des Geſanges iſt: behext keinen Zuſchauer, und er ſcheint ſo zu ſagen die Stelle eines Amulets zu vertreten.“

Obige Inſchrift wird wörtlich überſetzt lauten: „Unbehext berühre ich.“ Sei nun, daß dieſe Worte dem Bilde in den Mund gelegt werden oder, was wahrſcheinlicher iſt, denen, die zu den Bildern anbetend herzutreten. Abaskantos nannte man ein Amulet gegen den Neid.

Der Löwe war den Aegyptern ein hochheiliges Thier, freilich weniger durch ſeine irdiſche wie durch ſeine himmliſche Natur. Nirgends wie in Aegypten gilt die Zeit der höchſten Sommerhitze für eine Segenszeit, denn wenn die Sonne, berichtet Aelian, den höchſten Grad der Höhe und Wärme erreicht hat, ſo ſagt

man, „daß ſie ſich dem himmliſchen Löwen nähere.“ In dieſer Zeit aber findet die Ueberſchwemmung des Nil ſtatt. Horapollo berichtet: Wenn die Aegypter eine Ueberſchwemmung des Nil andeuten wollen, malen ſie zuweilen einen Löwen, denn ſobald die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, verurſacht ſie eine größere Ueberfluthung des Nil. Und ſo lange die Sonne in dieſem Zeichen ausharret, wächſt das Waſſer des Nil oft um das Doppelte, weshalb auch die Mündungen und Kanäle der heiligen Quellen, von denen, welche heiligem Dienſte vorſtehen, mit der Geſtalt des Löwen verſehen werden.“ Man ließ, ſagt ſchon Plutarch, die Brunnen aus Löwenrachen ſpringen, weil der Nil das Waſſer auf die Aecker gießt, „wenn die Sonne im Löwen ſteht.“ Aus dieſer Anſchauung iſt der Brauch, Löwen an Brunnenmündungen anzubringen in der Kunſt heimiſch geworden. Man nannte den Löwen (wie die Sphinx) Hüter, Wächter der Brunnen, Krenophylax. Um des Segens willen, den ſein Erſcheinen über Aegypten bringt, zeichneten die Aegypter, wenn ſie um die Ueberſchwemmung das Nil beteten, einen Löwen. Sie gaben den Tempelſchlüſſeln die Form eines Löwen, wie auch die Ausgußröhren der Tempel zum Schmuck einen Löwen hatten.

Die Ueberſchwemmung des Nil gab Aegypten ſein Leben und Gedeihen. Ohne dieſe ward es zur Wüſte. Daher ſtellt ſie den Sieg über den Typhon dar, welcher das Symbol der Wüſte und des Meeres war, und der den Nil verſchlang.

Durch den ausdörrenden Typhon ward Oſiris erſchlagen; ſein Sohn Horus beſiegte den Typhon. Im Horus war das über die Wüſte durch den Nil ſiegende Land dargeſtellt. Daher iſt der Löwe ſein Bild. Es ſitzen am Throne des Horus Löwen. Von Horus haben alle Könige gleichſam ihre Krone; ſie ſind ſeine menſchlichen Nachfolger. Die Sphinx iſt ein Löwe mit Mannesgeſicht. Es iſt das des Horus ſelbſt oder eines Königs an Horus Statt. Es iſt der himmliſche Löwe, der Horuslöwe, welcher das Symbol des neuen Nilſegens geworden iſt.

Es bedeutet nichts anders, wenn die Sphinxe ſtatt eines Mannesgeſichts einen Hieraxkopf tragen (Sperber, Habicht). Unter dem Hierax ſtellte man neues Leben, daher auch den Phönix dar. Die Prieſter trugen einen Hieraxflügel auf dem Haupt. Horapollo ſagt: Wenn man den Gott, die Sonne, den Sieg zeichnen will, ſo thut man dies mit einem Hierax."

Es iſt belehrend, daß grade in Theben die Sphinxe mit Widderkopf erſcheinen. Der Widder iſt das dem Ammon in Theben geweihte Thier. Die Aegypter, ſagt Herodot, haben eingeführt, daß das Bild des Gottes eine Widdergeſicht erhalte.

Es war das Zeichen des neuen Lebens, daher auch bei den Griechen das Symbol des Frühlings. Hermes iſt darum der Widderträger, d. h. des neuen Lichtes, das ſtill heraufkommt. Das goldne Vließ des Widders, welches Jaſon holen ſoll und will, iſt das Symbol nicht des Goldes, ſondern des Lebens, des neu errungenen, das dort verborgen iſt in dem Garten des Todes.

Die Sphinx war roth bemalt, was an den wolerhaltenen Theilen der Wange und des rechten Ohrs noch zu erkennen iſt. Es iſt das ſehr lehrreich. Denn wenn der Nil in Aegypten bei hohem Waſſer eintritt, iſt er voll Sand und Schlamm und röthlich von Farbe, und dieſe Farbe hält die ganze Zeit der Ueberſchwemmung an. Die Sphinx drückte alſo auch durch das röthliche Geſicht den Gedanken des Sieges aus, den die Ueberſchwemmung über die Wüſte davonträgt. Wegen dieſer röthlichen Farbe trägt ſie den Namen Harmachis, weil dieſe das Symbol der Morgenröthe war.

Der Nil hatte röthliche Farbe. Aus demſelben Grunde hieß der röthliche Planet Mars: Harmachis. Auch Ra wird roth dargeſtellt. Der röthliche Horus Sphinx, der Harmachis, der Löwe, war der Retter und Hüter des Wohlſtandes Aegyptens. Wenn er erſchien, wurde es fruchtbar und genährt. So iſt die Sphinx gewiſſermaßen die Löſung des Simſon'ſchen Räthſels:

Vom Verzehrer kommt Zehrung. Im Bilde des Löwen erhielt das Land wieder Nahrung. Daher kam es, daß auch im griechiſchen Lande der Löwe eine ſegensreiche Bedeutung im Symbol erhielt. Die Sphinx wurde ein Symbol der Göttin von Epheſus, weil dieſe der Fruchtbarkeit der irdiſchen Natur vorſtand. Die Leontiner hatten auf ihren Münzen einen Löwen mit aufgeſperrtem Rachen, der von Fruchtkörnern umgeben war.

Wo man es bisher gar nicht ſuchte, in einer Stelle des Kirchenvaters Arnobius finden wir eine Beſchreibung der Sphinx. Er ſagt in ſeiner Schrift, die er an die Heiden richtet: Unter Euren Göttern ſehen wir ein furchtbares Bild eines Löwen, deſſen Geſicht mit rother Farbe beſtrichen iſt und der Fruchtbringende heißt.“ Fruchtbringend hieß auch ſonſt Oſiris und Iſis wie Serapis.

3.

Damit aber iſt die Symbolik der Sphinx noch nicht erſchöpft.

Der Löwe, nach ſeiner irdiſchen Natur, war kein Symbol des Lebens ſondern des Todes. Er war der Schrecken der Nacht. Es ging von ihm aus Raub und Verzehrung. Horapollo ſagt: „daß man auch das Gewaltige und Furchterregende mit einem Löwen abbilde.“ In Leontopolis hielt man lebendige Löwen, denen Rindvieh zur Speiſe täglich geliefert ward. Wenn dieſe Schrecken des Löwen in aller Bewußtſein waren — die Helden der Sage werden ja grade als Sieger des Löwen geſchildert — ſo mußte allerdings ein Bild der Sphinx räthſelhaft erſcheinen. Ein Todbringender Löwe mit dem Gotteshaupt des Lebens, ein Löwe mit dem Widderhaupt der neuen Zeit, mit dem Hieraxhaupt der wiederkehrenden Zeit, gab allerdings einen merkwürdigen Contraſt. Tod und Leben, Vergehen und Hoffnung erſchienen in einem Bilde.

Die Sphinxe bildeten den Eingang zu den Tempeln. Zu den Häuſern des Göttlichen führte der Tod mit der Hoffnung des Lebens.

Ohne den Tod kam man nicht hinein, aber mit dem Widder und mit dem Hierax, mit den Symbolen des Lebens. Eine Philoſophie des Lebens über den Tod ruhte auf den Bildern der Sphinx. Die Sphinxe bildeten daher die Alleen zu den Wohnungen der Götter. Es ſcheint, daß man nie erfahren wird, wie groß die Zahl der Bilder war, welche zu den Tempeln führte. Wahrſcheinlich lag in ihr eine chronologiſche Symbolik. Durch den Tod zum Leben war gleichſam jährliche Erfahrung durch den Nil. Durch den Tod zur Wiederkehr die Hoffnung der ägyptiſchen Seele, welche die Sphinx geſchaffen.

Das iſt es, was in einem Berliner Papyrus, wie Ebers anführt, geſagt wird, „daß die ſolare Gottheit ſich ſelbſt erzeuge und zwar in Löwengeſtalt zu neuen Formen. Harmachis in der Gräberſtadt verheißt den Verſtorbenen die Auferſtehung. Harmachis, der genau gegen Morgen gerichtet iſt und deſſen Angeſicht zuerſt wiederſcheint vom Glanz der aufgehenden Sonne, bringt der Welt das Licht nach dem nächtigen Dunkel. Harmachis am Saume des Fruchtlands beſiegt die Dürre und wehrt dem Sande, die Aecker zu verſchlingen.“

Dieſe offenbare Deutung der Sphinx läßt mich doch auf die Frauenſphinxe nicht verzichten. Ohne Zweifel hat es deren gegeben. Die griechiſche Sphinx ſelbſt iſt davon ein Zeugniß. In der Frauenſphinx läßt ſich vielmehr das Bild der „Herrin“ erkennen, wie jene Sphinx an der großen Pyramide der „Herr“ heißt.

Es iſt die Nebti oder in griechiſchen Formen Nephthys genannt. Sie iſt eben eine Göttin ſowol der Unterwelt wie der Oberwelt. Sie wird die Gattin des Typhon genannt, des Verzehrers, des Todes, und doch iſt ſie wieder Erzieherin des Horus. Sie erſcheint mit Oſiris und Iſis zuſammen und ſie,

welche in der Unterwelt ihren Sitz hat, trägt auf Bildwerken eine Kappe mit dem Hierax und hält ein Blumenscepter wie sonst ein Lebenssymbol in der Hand. Es ist darin derselbe Gedanke des Todes, welcher die Hoffnung des Lebens erzieht (in Horus).

Die Griechen haben dies tiefsinnig verstanden, wenn sie dieselbe mit der Nike, dem Siege, oder der Teleute verglichen, nähmlich dem Ende im Tode.

3.

Durch Nephthys erklärt sich sicherlich auch die vielbesprochene Dichtung der griechisch-thebanischen Sphinx. Sie drückt denselben Gedanken aus und ist doch ihr Contrast. Sie stellt eben auch das Gebilde eines Löwen mit einem Menschenkopf vor, aber hier hat der Löwe seine räuberische Gewalt.

Nephthys ist das Symbol des Todes mit dem Zeichen des Lebens. Die griechische Sphinx ist nur der erwürgende Tod.

Das ägyptische Gebilde ist uns durch die Denkmäler allein stumm überliefert worden. Die griechische Sphinx ist von der Dichtung bewahrt und zu einem theologischen Drama erhoben worden.

In den Denkmälern des ägyptischen Theben geleiten die Sphinxalleen bis in die Tempel der Götter. Nach der griechischen Sage liegt bei Theben in Böotien die Sphinx und tödtet, die zur Stadt des Zeus wandern.

Denn so lautet ja die Mythe. Als Lajos, der König von Theben erschlagen war, Creon statt seiner regierte, da war es, daß die Sphinx jeden Wanderer nach Theben zerriß, der das Räthsel, das sie aufgab, nicht lösen konnte. Als Oedipus es löste, gab sie sich den Tod. Was ein symbolischer Gedanke war, reihte die griechische Dichtung in die mythische Geschichte ein. Spätere Erklärungen machten sonderbar genug aus ihr eine wirkliche Persönlichkeit; sie ward zuletzt zu einem Räuber-

hauptmann oder zu deſſen Weib. Allerdings der Tod iſt räuberiſch genug.

Aber ſchon das Alterthum giebt Andeutungen, worin nicht nur die ägyptiſche Verwandtſchaft, auch das ägyptiſche Symbol nur im Contraſt des Gedankens heraustritt.

Wie Heſiod erzählt, gehört die Sphinx (böotiſch Fix) zu der Familie der Echidna, der Chimära, der Lernäiſchen Hydra, des Nemeiſchen Löwen. Es ſind das ihre Geſchwiſter, und zwar lauter Geburten der Nacht und des Todes, Feinde der Menſchen, welche von den Helden, den Söhnen des Zeus, überwunden werden. Bellerophon überwindet Chimära, Herakles die Hydra, Oedipus die Sphinx.

Es ſind der Nemeiſche Löwe, die Hydra und die andern Schlangenungethüme lauter Geſchöpfe der Hera, die Göttin der Nacht. Hera war die Göttin von Argos und Feindin von Theben, woraus ſich der Krieg der Sieben von Argos gegen Theben erklärt. Einer der Helden, die von Argos kamen, hatte deshalb den Spruch auf ſeinem Schild, wie Aeſchylus ſchildert:

„Im Erz des runden Schildes, der ihn ſchirmt,
Glänzt hell die Schmach von unſerer Stadt, die Sphinx.
Ein reißend, ein abſcheulich Ungeheuer
Und in den Klauen hält ſie einen Mann
Des Berges Kadmos Einen, unter ſich
Zum Ziel geſetzt jeglichem Geſchoß.“

Es wird auch von Piſander erzählt, daß Hera die Sphinx aus Zorn gegen die Thebaner vom fernen Aethiopien kommen ließ. Die Sphinx wird alſo auch hier als eine Feindin des Lichts dargeſtellt; es iſt der alte Gegenſatz der Nacht und des Zeuslichtes am Tage angedeutet.

Die Sphinx iſt ein Gegenſtück zum Nemeiſchen Löwen; nur anderer Waffen mächtig und anders überwunden.

Als ſolches Bild des Todes ſtellte ſie auch die Kunſt dar.

An den vordern Füßen des Thrones, auf welchem der Zeus des Phidias saß, sah man, wie die Kinder der Niobe von den Pfeilen fielen und wie Kinder von der Sphinx geraubt wurden. Es waren beides Bilder des Todes. Auf vielen Gemmen erscheint die Sphinx, Theben niedertretend. Sie kommt auf Sarkophagen und Grabmonumenten vor. Silius Italicus läßt sie mit andern Ungeheuern an den Pforten der Unterwelt weilen.

Also wie Nephthys, die in der Unterwelt herrscht, ist die griechische Sphinx die Tochter Typhons. Die Dichter reden oft von der Thebanerin als grauenvollem Hund. Nephthys gilt als die Mutter des Anubis.

Es leuchtet überall der ägyptische Gedanke durch. Darum nannten die Griechen auch die ägyptischen Bildwerke mit dem griechischen Namen. Auch die ägyptischen Neb und Nebti stellen noch das Ersticken im Tode dar, aber auf ihrem Haupte glänzt das Lebenszeichen. Die griechische Sphinx ist nichts als Erwürgung und Verschlingung allein.

Es war dieselbe Vorstellung in Beiden, nur gestaltete sich ihre Idee verschieden bei Aegyptern und Griechen, weil deren Land und Geschichte verschieden war. Die Griechen hatten keinen Nil und keine Wüste wie die Aegypter. Diesen war das Meer ein feindlich Element, während der Griechen heilig Element die Fluth war, ihr Gott und Schutzherr in Gefahr. Bei den Aegyptern war Anubis, obschon ein Geleiter der Todten und Wächter der Unterwelt, eine hochverehrte, heilige, göttliche Persönlichkeit. Bei den Griechen war Cerberus verabscheut; kein Hund durfte in das Heiligthum des Herakles.

Bei den Griechen war der Löwe ein Thier des Schreckens und der Nacht — in Aegypten das heilige Thier des Segens, denn der August war eine Jubelzeit in Aegypten, weil dort mit dem Sternbild des Löwen der Nil austrat. In Griechenland war diese Zeit voller Schrecken und Krankheit. Die Sonne dorrte aus, die Bäche vertrockneten.

Allerdings haben beide Sphinxe den Löwen, aber in Griechenland blieb er der Todesbringer. In Aegypten überwindet er den Typhon, aber in Griechenland iſt er wie Typhon. In Aegypten verkündet er neues Leben und in Griechenland die Erſtickung des Lebens durch die ausdörrende Gluth. Daher bildet die Sphinx in Aegypten den Wächter und Geleiter zum Tempel, während ſie in Böotien diejenigen zerriß, welche zur Stadt des Zeus wollen, weil ſie der Hera diente. In Aegypten iſt die Sphinx Siegerin (Nike) und Herrin — in Griechenland muß ſie beſiegt werden.

4.

Aber die Waffen, mit denen Oedipus ſtreitet, ſind andere, als die welche Herakles gebraucht. Die Lernäiſche Hydra hat Gift, der Löwe in Nemea ſeinen Rachen und ſeine Tatzen; gegen ſie braucht der Held Pfeile und Keule, aber die Sphinx appellirt an den Geiſt, ſie giebt ein Räthſel auf; wer das Räthſel nicht räth, muß ſterben. Oedipus kann ſie nicht mit Schwert und Lanze angreifen, die Sphinx kann nur beſiegt werden, wenn man ihres Räthſels Löſung findet.

Räthſel galten im Alterthum als beſonderes Zeichen der Weisheit. Man rühmte den Scharfſinn, ſolche zu geben und zu löſen. Zwiſchen Salomo und Hiram, König von Tyrus, ſoll ein ſolcher Räthſelkampf ſtattgefunden haben. Wer die Räthſel nicht errathen konnte, mußte große Summen zahlen. Erſt unterlag Hiram, als ihm aber ein Tyrier, Abdemon zu Hilfe gekommen ſei, da mußte Salomo Strafe zahlen. Es war dies eine griechiſche Legende. Von Räthſeln, welche die Königin von Saba dem Salomo aufgegeben, erzählt ſchon die heilige Schrift. In ſpäteren Zeiten wollte man ſogar den Inhalt der Räthſel wiſſen. Ein byzantiniſcher Schriftſteller berichtet, daß die Königin dem Salomo gleich gekleidete Kinder

geſandt hatte, damit er errathe, welches Knaben und Mädchen ſeien. Da ließ er ſie alle gemeinſchaftlich ſich waſchen und die verſchiedene Weiſe offenbarte ihm das verſchiedene Geſchlecht. Die arabiſche Legende iſt noch weiter unterrichtet. Nach Hammers Ueberſetzung hatte ihm die Königin ein koſtbares verſchloſſenes Gefäß geſandt. Er ſollte den Inhalt aus dem Vers errathen:

Es ſchließet dieſer Becher ein
Was bohrt und wird gebohrt,
Zwiefachen Edelſtein.

und er errieth es, indem er antwortete:

Der Demant bohrt, die Perle wird gebohrt,
Schert Euch mit Perlen und Demanten fort,
Die ſind bei Weibern, nicht bei mir am rechten Ort.

Nun gaben die Geſandten der Königin ihm ein andres Räthſel auf:

„Was iſt das Waſſer, das
Nicht von den Wolken fällt,
Nicht aus der Erde quillt
Das ſüß und bitter rinnt aus einem Glas.“

Und Salomo rieth: die Thräne.

Auch der König Amaſis von Aegypten wird als beſonderer Räthſelfreund geſchildert. Er hatte dem griechiſchen Philoſophen Bias geſchrieben, er ſende ihm ein Opferthier; das Stück, was das ſchlechtſte und beſte zugleich ſei, ſolle er ihm zurückſchicken. Bias ſandte ihm die Zunge. Amaſis war mit dem König von Aethiopien in einen Räthſelkrieg gerathen. Provinzen ſollten die Strafe ſein für den Verlierer. Amaſis gerieth in große Verlegenheit, als ihm der Aethioper aufgab, er ſollte das Meer austrinken. Er rief Bias zu Hülfe, welcher ihm rieth dem Aethioper zu ſchreiben, er werde das Meer austrinken, wenn jener die Flüſſe verhindert haben werde, immer wieder in's Meer zu fallen.

Unter den nordiſchen Völkern war die Luſt am Räthſelkampf nicht geringer. Es ſtand zuweilen das Leben auf dem Errathen eines aufgegebenes Räthſel. In der Sage war Odin der Räthſelmeiſter. Es heißt, daß ein König Geſterblinde dem Odin angerufen hatte, als er in einem Räthſelkrieg auf Tod und Leben mit König Alrik lag (Saxo erzählt es anders). Man gab dem Miſſethäter Räthſel auf; wenn er ſie rieth, war er frei. Aus der norddeutſchen Sage wird ein Beiſpiel erzählt, aber in umgekehrter Form. Die Richter wollten einer Frau den Mann losgeben, wenn ſie ihnen, den Richtern, ein Räthſel aufgeben könne, das ſie nicht zu errathen vermöchten. Sie that es, und jene erriethen es nicht. Ihr Mann ward frei. In einem anderen Falle ſteht der Sünder ſchon am Galgen, da giebt er noch den Richtern ein Räthſel auf. Sie finden die Löſung nicht. Er kommt los. Die Geſchichte der Räthſel der Turandot ſind aus Schillers Märchen-Luſtſpiel bekannt. Wer ſie nicht rieth, dem koſtete es den Kopf.

Als der perſiſche Sagenheld Sal ſich um Rudabe bewirbt, läßt ihm Minutſchehr Räthſel vorlegen, die der kluge Jüngling alle löſt. Das eine, weil es das entſcheidende war, lautete (nach Schacks Ueberſetzung des Firduſi):

Auf einer Wieſe,
So reich an Grün iſt keine wohl wie dieſe,
Erſcheint ein rauher finſter ſchauender Mann
Und legt die Sichel, ſcharf von Schneide an;
Indem er Trocknes ſo wie Grünes mähet;
Nicht kümmerts ihn, wenn man um Mitleid fleht."

Sal antwortete:

„Der Mäher iſt die Zeit, wir ſind das Kraut,
Gleich gilt ihr, ob wir jung ſind, ob ergraut,
Ob Ahn, ob Enkel, ohne Unterſchied
Wirft ſie die Beute nieder, die ſie ſieht.

Beſtimmt iſt's von dem Schickſal ſo, dem herben,
Daß wir geboren werden, um zu ſterben;
Geburt und Tod erſchließen für und für
Zum Eingang die, zum Ausgang jene Thür!"

Noch näher an die Idee des Sphinxräthſels tritt der Kampf auf der Wartburg. Auch hier ſteht das Leben auf dem Spiel. Es traten auch hier die Geiſter des Lichts und der Nacht einander gegenüber. Wolfram v. Eſchenbach und Klingſor ſind die Gegenſätze des Chriſtenthums und Heidenthums.

Es iſt der Legende entnommen, wenn man von dem Räthſel erzählte, welches der Teufel einem Pilger aufgab; nur wenn er es rieth, bewahrte er ſein Leben. Wie weit, ſprach Satan, iſt der Weg zum Himmel. Das wirſt du ſelbſt ſchon wiſſen, antwortete Jener, da du doch vom Himmel gefallen biſt. Der Satan entfloh.

Auch die Sphinx, wenn ſie Räthſel aufgiebt, drückt eine Weisheit aus, aber eine gefährliche, nächtlich-dämoniſche. Sie iſt Hera's Geſchöpf, Typhous Kind — ſie will durch Räthſel tödten. Sie iſt dem Drachen Pytho ähnlich, der in Delphi das Orakel beherrſchte, bis Apollo ihn überwand. Pytho iſt gleichfalls mit Hera in Verbindung; er erzieht den Typhon in ihrem Auftrage und wird zum Hüter des delphiſchen Orakels geſetzt. Seine Bedeutung wird ſchon in pynthanomai (python) erkannt; er ſtellt die Orakelkunde im Dienſte der Götterfeinde dar, von ihm nimmt er den Namen Pythius an. Pythaizein hieß, das Orakel befragen. Pythaiſtes nannte man Einen, der es aufſuchte.

Was der Kampf des Pythiſchen Drachen mit Apoll bedeutet, ſtellt der Räthſelſtreit der Sphinx mit Oedipus dar. Es iſt die Weisheit der Hera, die mit der Weisheit der oberen Mächte ſtreitet. Oidipus iſt ohne Zweifel mit oida verwandt; ſein Name iſt ſicherlich der Wiſſende, und zwar aus der Kunſt des Zeus. Ich meine, daß der Name des Sohnes von Ptah in Aegypten, der als Heilkundiger (Aesculap) den Namen

Niemhotep (wie Wilkinſon ſchreibt) trägt, in hotep nichts anders bedeutet. In hotep klingt oida, das hebr. jadah, das griechiſche oedip an. Man wird vielleicht auch in Odyſſeus den wandernden Weiſen und Wiſſenden erkennen. Daß in Odin, der angeblich die Sonne darſtellt, die alles weiß, der Räthſel aufgiebt und räth, mehr die Erinnerung an Wiſſen (Sanskrit vid, griech. οἶδα) vorhanden iſt, wie an Wuth und an lat. vadere, iſt ohne Zweifel.

Oedipus iſt ein ägyptiſcher hotep, ein wiſſender Räthſelrather, ein Held aus dem Geſchlecht der Lichtkämpfer, ein Günſtling der Athene, wie Odyſſeus es war.

Dies ſtellen Münzen trefflich dar. Man ſieht die Sphinx auf einem Fels, dem Oedipus das Räthſel aufgebend, zu ſeinen Füßen liegt eine Palme. Athene redet unten den Herakles an. Oedipus findet daher ein Aſyl in Athen ſelbſt. Es war gewiſſermaßen die Weisheit der Athene, mit der er die Sphinx überwand.

5.

Daß Oedipus in die Reihe der Lichthelden gehört, welche gegen die Geſchöpfe der Nacht ſtreiten, bezeugt auch ſein Schickſal. Es iſt tragiſch, wie das aller Lichthelden. Sie fallen zuletzt alle über ihren eigenen Sieg. Am Gift der Lernäiſchen Hydra, die er überwunden, nimmt Herakles ein tragiſches Ende durch die Eiferſucht der Dejanira. Jaſon ſtirbt durch die dämoniſche Geſinnung der Medea, ohne welche er gleichwol das goldene Vließ nicht erreicht hätte. Theſeus endete traurig und durch Verrath, auch über Perſeus Ende gab es tragiſche Mythen. Am meiſten offenbart dies das Leben und Ende des Bellerophon, der die Chimära überwand. Es trägt dieſer Held keinen anderen Namen als „Beſtientödter;“ er ſoll, wie Oedipus, einen Vater, einen Bruder in ſeiner Heimath unglücklicher Weiſe getödtet haben. Nach ſeiner Siegesthat heißt es, ſei er von den Göttern gehaßt worden und wäre menſchenſcheu und unglücklich allein umher

geirrt. Es war dies Folge von Selbstüberhebung und Trotz gegen die Götter.

Oedipus überwindet die Sphinx, der Lichtwissende das Räthsel des Todes. Er gewinnt dadurch, so lehrte die Thebanische Dichtung, die Königin von Theben, Jokaste, zur Frau, und darin spricht sich tragisch sein Schicksal aus. Sein Siegeslohn ist sein Fluch, denn unwissend heirathet er seine Mutter. So soll auch Nebti in ägyptischer Symbolik irrig vom Osiris, der sie für Isis hielt, heimgeführt worden sein, woraus der Anubis entstand.

Es ist tief gedacht, wenn Sophokles den Oedipus, als ihm Tiresias die Wahrheit verkündet, feindselig gegen diesen auftreten läßt. Oedipus will ihn die Ueberlegenheit seiner eignen Weisheit gegen die priesterliche fühlen lassen:

„Dann rede doch, wo wareſt du als Seher echt?
Was, als die Hündin (Sphinx) dunklen Sang den Bürgern spann,
Was sprachſt du damals ihnen kein Erlöserwort!
Doch war das Räthsel nimmer leicht für Jeglichen
Mann aufzudecken, sondern heischte Seherkunst,
Die nicht vom Vogelflug gewonnen, nicht gelernt
Von Göttern du bewieseſt, sondern ich erschien
Kundlos und Fremdling und brachte sie zum Schweigen,
Im Geist es treffend, nicht durch Vogelflug."

Oedipus stellt sich als Seher des eignen Geistes dem Seher der priesterlichen Kunde gegenüber. Tiresias war blind, und Oedipus, der Wissende, sticht sich die Augen aus und wird blind. Er wandert dann irr umher, bis er vom Fluch der Eumeniden in Athen befreit wird.

Das Räthsel, welches die Sphinx aufgegeben hatte, lautete bekanntlich wie folgt: „Was ist das? Eine Stimme hat es, aber am Morgen vier, am Mittag zwei, am Abend drei Füße". Nach Diodor fragte sie: was ist zweifüßig, dreifüßig, vierfüßig zugleich? Oedipus, nach einem griechischen Scholiasten, antwortete:

Höre wiewol unwillig, geflügelte Muſe des Todes,
Wie wir dem Frevel ein Ziel ſetzen mit unſerem Wort.
Wahrlich du meinteſt den Menſchen, der weil auf Erden er wandelt
Erſt vierfüßig erſcheint, kindlich den Windeln entſchlüpft,
Aber den Greis auch ſtützet der Stab als dritter der Füße,
Wenn ihm vor Alter das Haupt müde darnieder ſich beugt."

Soll nun der Inhalt des Räthſels gar keinen Zuſammenhang mit dem Weſen der Sphinx haben — ſollte es gleichgültig ſein, ob ſie dies oder vielleicht ein anderes, das des äthiopiſchen Königs aufgegeben hat? Die Sphinx ſtürzte ſich von dem Felſen und verſchwand; der Tod war überwunden. Soll das *nicht* auch im Sinne des gelöſten Räthſels ſein.

Gewiß gehen durch dieſe Sagen, wie ſie Aegypten *hat*, erhabene ſymboliſche Gedanken.

Jaſon hieß ein Heilender, ein Heiland, aber er ſelbſt ging an der Leidenſchaft unter, die ihm gedient. Herakles, der ein Sieger über die Hera war, verlor doch am Gift ihrer Geſchöpfe das irdiſche Leben. Aesculap heilte die Menſchen und ward zuletzt, wie die Sage lautet, vom Zorne des Zeus erſchlagen. Sie haben die Symbole des Todes überwunden und ſterben ſelbſt, in Folge der Kraft, die ſie überwanden.

Oedipus iſt ein Sehender, weiß Räthſel des Todes zu löſen, und ſtirbt blind (οἶδα, ἰδών). Die Auflöſung des Räthſels des Todes war der Menſch. Als er es gerathen, war der Tod beſiegt.

Es hat nur einen Menſchen gegeben, von dem der Glaube ſagt, er habe den Tod überwunden und in deſſen Geiſt ſein Jünger ausruft: Tod wo iſt dein Stachel, Hölle wo iſt dein Sieg! Gott ſei Dank, der uns den Sieg gegeben durch Jeſum Chriſtum!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DEC 15 1936